Christine Mylius

Traumjournal

Experiment mit der Zukunft

Herausgegeben von
Hans Bender

dva

Als die Schauspielerin Christine Mylius 1953 beschloß, ihre Träume wissenschaftlich auswerten zu lassen, ahnte sie nicht, welch außergewöhnliche Ergebnisse zutage kommen würden. Damals vereinbarte sie mit dem Freiburger Institut für Grenzgebiete der Psychologie und seinem Leiter, Professor Hans Bender, die Aufzeichnungen ihrer Träume dort zu hinterlegen. Hatte sie den Eindruck, daß sich ein Traum ganz oder teilweise verwirklichte, so sandte sie auch die Traumbewahrheitung – mit Dokumentationen und Zeugenbestätigungen – an das Institut ein. Dort wurden die heute mehr als 2400 Aufzeichnungen umfassenden Träume archiviert und wurde durch Stichproben kontrolliert, ob sich tatsächlich Übereinstimmungen zwischen Traum und zukünftigem Ereignis feststellen ließen.

Von jeher glaubte sich der Mensch begleitet von Ahnungen, Visionen, Wahrträumen, Erscheinungen also, die einen Blick in das Verborgene eröffnen, in das gegenwärtig Verborgene und das zukünftig Verborgene, das noch gar nicht existent ist und sich erst später ereignen wird. Viele Menschen sträuben sich, die Möglichkeit eines unerklärlichen Vorauswissens überhaupt zuzulassen. Sie können nicht nachvollziehen, daß die moderne Parapsychologie, die Wissenschaft von den »okkulten« Erscheinungen, die Hypothese der sogenannten Präkognition ernsthaft berücksichtigt. Präkognition ist die »außersinnliche Wahrnehmung« eines objektiven Vorgangs, von dem niemand Kenntnis hat. Es geht dabei um die Frage, ob Menschen Informationen empfangen können, die ihnen nicht über die üblichen Sinneswege vermittelt werden, wobei alle Möglichkeiten eines normal verständlichen Vorauswissens des Zukünftigen auszuklammern sind.

Bereits als junges Mädchen fing die Autorin an, derartige paranormale Phänomene

Christine Mylius
Traumjournal

Christine Mylius

Traumjournal

Experiment mit der Zukunft

Herausgegeben von Hans Bender

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

PSBW 50
Redemptoristen
Gesamtgebiete der Wissenschaft
"Österr. Provinz"
1985, 2663
(b 3159)

ISBN 3 421 02665 3

© 1974 Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagentwurf: Klaus Dempel, Stuttgart
Gesamtherstellung: Deutsche Verlags-Anstalt GmbH,
Grafischer Großbetrieb. Stuttgart
Printed in Germany

567R089744321

Inhalt

Vorwort des Herausgebers 7

Der geträumte Gaul 11

Der Psi-Schlaf überwacht die Familie 22

Vorweggenommene Begegnungen: Freunde und Kollegen 32

Beruf auch auf der Traumbühne 43

Warnungen und Tips im Traum 81

Vorweggenommenes Unglück: Unfall und Tod 88

Katastrophen kündigen sich an 104

Vorschau auf Zeitungsreportagen 110

Politisches wirft seine Schatten voraus 123

Datengenaue Träume 136

Ortsgenaue Träume 142

Auch um Materielles geht's im Traum 149

Mein Tiergarten und andere Traumsymbole 155

Wortschabernack 165

Träume erfüllen sich auch in Etappen 172

Bestellte Träume – aber mit Überraschungen 183

Vorwort des Herausgebers

Im Frühjahr 1953 kam Christine Mylius, die Autorin dieses einzigartigen »Psi«-Traumjournals, in das Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene. Sie war damals als Schauspielerin am Freiburger Stadttheater tätig. Es ging um Träume. Seit ihrer Mädchenzeit, erzählte sie, träume sie viel und habe sich angewöhnt, ihre Träume aufzuschreiben, da sie immer wieder beobachtete, daß sich einige später ganz oder teilweise »erfüllten«. Was sie erzählte, war so beeindruckend, daß ich ihr ein Experiment vorschlug: Ich bat sie, dem Institut in kurzen Zeiträumen – möglichst alle vierzehn Tage – ihre Träume zuzuschicken, einen Kommentar über ihre mögliche Bedeutung hinzuzufügen und zu kontrollieren, ob spätere Erlebnisse und Situationen eine plausible Übereinstimmung mit den bei uns archivierten Träumen aufwiesen. Für solche Fälle erbat ich Bestätigungen von Zeugen, sofern sie beizubringen wären, und überhaupt jede Art von Dokumentation, die eine Beziehung zwischen einem Traum und einer späteren Realsituation glaubhaft machen könnte. Für eine langfristige Untersuchung ermutigend war auch die Gewohnheit von Frau Mylius, neben ihrem Traumjournal ein minuziöses Tagebuch zu führen.

Ein erregendes Experiment hatte begonnen, ein »Experiment mit der Zukunft«. Es dauert bis heute an. Über 2400 Traumaufzeichnungen befinden sich im Archiv des Freiburger Instituts, zahlreiche Zeugenbestätigungen und dokumentarische Belege verweisen auf Beziehungen zwischen Traumerlebnissen und zukünftigen Ereignissen. Soweit es die Kapazität des Instituts gestattete, überprüften wir sie. International bekannt geworden ist eine Serie von zwölf Träumen – der »Fall Gotenhafen« –, die bis viereinhalb Jahre vor den korrespondierenden Ereignissen im Freiburger Institut archiviert worden waren. Die Beziehungssituationen waren Szenen im Zusammenhang mit der Herstellung des Filmes *Nacht fiel über Gotenhafen*, in dem Frau Mylius eine Rolle spielte. In ihrem Buch berichtet die Autorin im Kapitel »Beruf auch auf der Traumbühne« über die Untersuchung, die mein Mitarbeiter J. Mischo und ich 1960/61 in der *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, Band IV und V, veröffentlichten.

Das in diesem Buch in Frage stehende Problem »Hellsehen in die Zukunft« hat eine säkulare Tradition und ist wegen seiner außerordentlichen

Tragweite für unser Bild vom Menschen, seiner Stellung in der Welt und von der Struktur dieser Welt leidenschaftlich umstritten. Von jeher glaubte sich der Mensch begleitet von Ahnungen, Visionen, Wahrträumen, Erscheinungen, die einen Blick in das Verborgene eröffnen, in das gegenwärtig Verborgene und das zukünftig Verborgene, das noch gar nicht existent ist und sich erst später ereignen wird. Viele Menschen sträuben sich, die Möglichkeit eines unerklärlichen Vorauswissens überhaupt zuzulassen, und können nicht nachvollziehen, daß die moderne Parapsychologie – die Wissenschaft von den sogenannten »okkulten« Erscheinungen – die Hypothese der sogenannten Präkognition (Vorauswissen, Prophetie) ernsthaft berücksichtigt.

Präkognition ist eine der Formen einer »Wahrnehmung außerhalb der uns bekannten Sinnesorgane«, abgekürzt »außersinnliche Wahrnehmung«. Bei der Untersuchung dieses Problembereiches geht es um die Frage, ob Menschen beziehungsweise Organismen Informationen empfangen können, die ihnen nicht durch die normalen Sinneswege vermittelt werden. Weniger umstritten ist eine andere Form: die Telepathie (früher zu einseitig Gedankenübertragung genannt), die Übertragung seelischer Vorgänge von einem Menschen auf einen anderen ohne Vermittlung der bekannten Sinnesorgane. Auch das »Hellsehen« – eine weitere Form der außersinnlichen Wahrnehmung – wird noch eher akzeptiert als die Präkognition. Die Parapsychologie versteht unter diesem Begriff die außersinnliche Wahrnehmung eines objektiven Vorgangs, von dem niemand Kenntnis hat. Wenn jemand träumt, auf seinem Grundstück sei ein Schatz aus der Römerzeit vergraben, und er findet ihn, würde eine solche paranormale Information als »Hellsehen« bezeichnet werden.

Eine Begriffsbestimmung der Präkognition muß alle Möglichkeiten eines normal verständlichen Vorauswissens des Zukünftigen ausklammern. Es dürfen keine Gründe für das Eintreffen des zukünftigen Ereignisses bekannt sein. Alles gesetzmäßig sich Vollziehende scheidet natürlich aus, ebenso alle Vereinbarungen, wie etwa das Kursbuch der Eisenbahnen, um nur ein Beispiel zu nennen. Auch alle voraussehbaren Verhaltensweisen von Menschen fallen darunter. Träume nehmen oft zukünftige Entwicklungen und Einstellungen vorweg, ohne damit präkognitiv zu sein: Eine vorausgeträumte, sich später realisierende Trennung von einer Beziehungsperson kann für das Bewußtsein überraschend eintreten, dem Unbewußten aber längst als notwendige Folge einer nicht wahrgehabten Entfremdung bekannt sein. Auszuklammern ist auch der sogenannte »Erfüllungszwang«. Was damit gemeint ist, möge ein Beispiel verdeutlichen: Wenn ein Wahrsager unverantwortlicherweise einem Klienten – er sei Lastwagenfahrer – voraussagt: »Ich sehe einen Unfall, in bergigem Gelände an einem sonnigen Tag, kurz nach der Baumblüte – fahren Sie dann nicht Auto«, und der Klient glaubt an den Wundermann und muß dennoch gerade um diese Zeit fahren, ist durchaus damit zu rechnen, daß er einen

Unfall aus ängstlicher Befangenheit »arrangiert«. In Berücksichtigung dieser Einschränkungen definiert die Parapsychologie Präkognition als Vorauswissen zukünftiger Vorgänge, für die keine zureichenden Gründe bekannt sein können, die sie herbeiführen, und die auch nicht als Folge des Vorauswissens eintreten.

In langer Zusammenarbeit mit dem Freiburger Institut hat die Autorin bei dem Traumexperiment »in erwartender Beobachtung« diese Klippen der Präkognitionsforschung gründlich kennengelernt. Sie weiß auch, daß die Übereinstimmungen, die sie mit unermüdlichem Engagement feststellt, Ermessensurteile sind, die mehr oder weniger plausibel erscheinen und keinen Anspruch auf eine zwingende Beweiskraft erheben können. Aber die aus der Fülle des Materials entspringende Vielfalt der Bezüge macht die zufällige Übereinstimmung so unwahrscheinlich, daß ihr *Traumjournal* als gewichtiger Beitrag für die Existenz der Präkognition sich einen Platz in der parapsychologischen Literatur erobern wird. Die Behauptung der Parapsychologie, daß es Präkognition gibt, beruht nicht nur auf »spontanen Phänomenen«, wie es die hier beschriebenen Träume sind; der so unfaßliche »Sprung über die Zeit« wurde auch durch quantitativ-statistische Experimente im Laboratorium nachgewiesen und ebenso durch qualitative Versuche mit Sensitiven wie etwa durch das bekannt gewordene »Platzexperiment« des holländischen Paragnosten Gerard Croiset.*

Mit einer einzigartigen Gründlichkeit und Verläßlichkeit hat die Autorin durch zwanzig Jahre ihres bewegten Lebens die Verschränkung von Traum und Wirklichkeit aufgezeichnet und unermüdlich kontrolliert. Familie und Beruf sind bevorzugte Bereiche der geheimen Antennen für das Zukünftige, aber auch Unfälle, Krankheit und Tod scheinen in ihren Traumerlebnissen ihre Schatten vorauszuwerfen. »Warnträume« stellen uns vor das Problem, ob vermutlich Präkognitives vermeidbar, ob eine »Intervention« möglich ist; Kapitel mit den thematischen Stichworten »Vorschau auf Katastrophen, Zeitungsreportagen, politische Ereignisse« konfrontieren mit einem Material vermutlicher Psi-Bezüge, die weniger das individuelle Schicksal als kollektives Geschehen betreffen. Eigentümliche Besonderheiten arbeitet die Autorin heraus: datengenaue Übereinstimmungen von Traum und späterem Geschehen, Wortspiele als eine Form verrätselter Signale aus dem Unbewußten, fraktionierte Erfüllungen, die in Etappen das Vorweggenommene preisgeben – um nur einiges zu nennen.

An manchen Stellen greift die Autorin einen Gesichtspunkt der Untersuchung des Falles Gotenhafen auf. J. Mischo und ich konnten nachweisen, daß zwischen der aktuellen Situation, in der ein Traum geträumt wurde, und der zukünftigen Situation, mit der Übereinstimmungen bestehen,

* Hierzu: Bender, Hans, *Unser sechster Sinn*. Stuttgart 1972, 3. Aufl., S. 64ff. und S. 81ff.

Zusammenhänge deutlich werden. Das Tagebuch zeigte, daß Frau Mylius ihre Psi-Träume oft in Lebenssituationen hatte, in denen sie mit Streß zu kämpfen hatte und unter einem Angstdruck stand. Die zukünftige Situation erwies sich als Lösung der Angst. Daß Angst ein Hauptmotiv für die Durchbrüche der Psyche durch das Raumzeitkontinuum ist, erweist die Analyse der zahllosen Berichte aus allen Schichten der Bevölkerung über »spontane Phänomene«. Aus einer Analyse von 1500 vermutlich paranormalen Fällen des Freiburger Instituts ergab sich, daß in 44 Prozent der Fälle Tod Thema war, in 19 Prozent Erkrankung, Verletzung, Todesgefahr und in 26 Prozent wichtige Ereignisse, die zum großen Teil affektnegativ besetzt waren. Nur 11 Prozent der Fälle bezogen sich auf unwichtige Vorgänge. Bei Frau Mylius ist in markanten Fällen die Angst auslösendes Motiv, doch ist die Palette des Unwichtigen, Affektindifferenten breiter als in der zitierten Statistik. Das mag mit der Vollständigkeit zu tun haben, mit der die Autorin ihre Träume und die mit ihnen vermutlich korrespondierenden Ereignisse aufzeichnete. Ohne »erwartende Beobachtung« werden solche Koinzidenzen gar nicht bemerkt.
Wie man mit Psi-Träumen – großen und kleinen, gewichtigen und banalen – lebt, zeigt diese gewissenhafte Biographie des Unbewußten mit bestrikkender Anschaulichkeit und jenem Schuß unbefangener Interpretation, die dem Wissenschaftler verwehrt ist, die aber durchaus ins Schwarze treffen kann.

Hans Bender

Der geträumte Gaul

Am Anfang war das Pferd. Dann der Traum vom Pferd. Und dann – am Ende – die Erfüllung des Traumes vom Pferd.
Und das kam so. Als ich im Sommer 1972 todmüde von einer langen Reise am Haus meiner Mutter in dem kleinen bayrischen Ort Inzell anlangte, stand es plötzlich vor mir. »Still und verklärt wie im Traum«, hätte Joachim Ringelnatz gedichtet. Ich fuhr also mit dem Feriengepäck beladen in die Auffahrt neben dem Haus und stand vor einem neuen Zaun. Das kleine schwarze Pferd dahinter war ebenso neu und mein Erstaunen riesengroß. Nach dem ersten Begrüßungsüberschwang – ich hatte meine Mutter viele Monate nicht mehr gesehen – fing das Fragen an: »Wie kommt das Pferd auf dein Grundstück? Wem gehört es, seit wann steht es da?« Ein Bauer, der einige Höfe weiter entfernt wohnt, hatte es für seine Kinder gekauft. Lachend meinte meine Mutter: »Du hast es natürlich geträumt?« Und ich: »Ja. Genau vor acht Jahren.« Es ist einer der wenigen Träume, auf dessen Erfüllung ich geduldig wartete. Wie auf den Traum vom Hitler-Attentat, mit dem die ganze Traumforscherei begann und der eine Lawine auslöste wie beim *Zauberlehrling:* »Die ich rief die Geister, werd ich nun nicht los . . .« Aber davon später.
Den letzten Anstoß zu diesem seit Jahren geplanten, aber immer wieder verworfenen Unterfangen, ein Buch über meine Träume zu schreiben, gab mir im Juni 1972 das Islandpony. Es stand neben mir, während ich unter der bayrischen Sonne und über meiner Arbeit brütete, und vor meinem Fenster, wenn ich in der Frühe die Läden aufmachte. Es kam aus seinem Stall galoppiert, wenn ich vor dem Schlafengehen noch die kühle Bergluft genoß, und bettelte um Möhren oder Brot. Es wußte es natürlich nicht – aber es war ein lebendes Mahnmal, das ich Tag und Nacht vor Augen hatte. Es gehörte einfach zu mir – ohne daß es mir gehörte – und wich nicht mehr von meiner Seite. Wollte ich alles hinwerfen und viel lieber gesündere und weniger mühsame Dinge tun, als ausgerechnet ein Buch zu schreiben, lief es laut wiehernd herbei und schaute mich aus seinen großen, braunen Augen an.
Ab und zu – habe ich inzwischen gelernt – soll man auf Winke etwas geben. Und Fränzi war mehr als ein Wink. Es war einfach die Krönung und Erfüllung Dutzender von Kindheitsträumen und die absolute Foto-

grafie eines Traumes, den ich im März 1964 hatte. Das heißt eines von vielen – von genau 2400. Und von einigen meiner Träume soll im nachfolgenden die Rede sein. Es gibt eine Bauernweisheit, die besagt: »Das Kraut, das der Körper für sein Gedeihen oder gegen seine Leiden braucht, das sät sich mit der Zeit ganz von selbst in unmittelbarer Nähe deines Hauses aus.« Irgend etwas Wahres scheint daran zu sein. Ich kenne Bauernhäuser, die umstanden sind von wilder Minze, andere wieder von Kamillen oder Salbei. Bei meinem Haus nun stand ein Pferd.

Warum ich diesem Tier das Anfangskapitel widme, muß – etwas später allerdings – natürlich erklärt werden. Mit dieser Pferdegeschichte würde ich schon mitten in meinen markantesten Traumerlebnissen sein.

Es gibt da nämlich noch einen anderen weisen Ausspruch, den ich irgendwo einmal las. Der lautet etwa so: »Die meisten Menschen erfüllen sich im Laufe ihres Lebens die Träume ihrer Kindheit.«

Damit wäre ich also schon beim leidigen Kapitel dieses Lebensalters angelangt, das ich nur bedingt als glücklich bezeichnen möchte. Von den Kindheits-Traumerfüllungen ahnte ich damals noch nichts – ich glaube, ich hätte mich auf etwas mehr Materielles kapriziert statt nur auf Jenseitiges, Ideelles, Transzendentales. Was ich allerdings sehr früh herausfand, war, daß Gebete erhört werden. Die ganz inbrünstig gesprochenen zumindest, bei denen die Finger vom Ineinanderkrampfen weiß wurden. Wie dem auch sei: Jener Ausspruch scheint wahr zu sein. Besitz und Geld kamen in meinen Gebeten nie vor, und beides meidet mich seit jeher wie die Pest. Aber nun war es einmal passiert, das mit den Kindheitsgebeten, und ich habe mein Leben lang ihre Erfüllung auszubaden.

Geboren bin ich in München-Schwabing – damals übrigens ein langweiliges Nest –, aufgewachsen, jedenfalls bis zu meinem zehnten Lebensjahr, auf dem Land. In Brannenburg am Inn. Im Umgang mit den oft recht armen Bergbauern, ihren Kindern, Knechten und Mägden lernte ich die Liebe zur Natur, zu den Tieren, aber ich lernte auch ihre Frömmigkeit und ihren Wunderglauben kennen. Meine kindliche Phantasie mischte die Erzählungen von den wundersamen Heilungen des Jesus von Nazareth oder die bildhaften Prophezeiungen in den Josephsträumen mit den Märchen und Indianergeschichten, die man mir vor dem Schlafengehen vorlas. Am Tag spielte ich Indianer, meist allein. Mein Bruder war mir zu »weibisch«, er spielte mit Puppen. Aber ich hatte einen erwachsenen Freund, der lange Zeit mit Indianern im Urwald gelebt hatte. Atemlos lauschte ich seinen Geschichten und lernte von ihm, wie man Pfeile schnitzt, mit dem Bogen umgeht, die Windrichtung ausmacht und, mit dem Ohr auf dem Boden, das Nahen des Feindes hört. Oder ich hütete Viehherden der Bauern, durfte ihre Pferde füttern, striegeln und streicheln. Den Pferden vor allem galt meine ganze Liebe, und so ist es noch heute.

Als eines Tages ein Wanderzirkus meinen Heimatort besuchte mit wilden Tieren und den schönsten Pferden, die ich je sah, stand natürlich mein

Wunsch fest: Ich wollte zum Zirkus. Das muß im Blut gelegen haben: Schon meine Mutter hatte sich als Kind ab und zu auf die Straße gestellt in der Hoffnung, von Zigeunern gestohlen zu werden. Um das »bittere Ende« gleich vorwegzunehmen: Das mit den Zigeunern (ich übernahm natürlich den Wunsch meiner Mutter) und dem Zirkus hat sich erfüllt. Ich wurde Schauspielerin.

Das sehr geschmackvoll umgebaute Bauernhaus am Fuße des Wendelsteins, in dem ich mit meinen Eltern und zwei Geschwistern lebte, gehörte meinem Onkel, dem russischen Dichter Henry von Heiseler. Er und sein ebenfalls dichtender Sohn Bernt – damals selbst noch ein Kind – trugen sehr dazu bei, daß der Bazillus des Komödiantentums mich recht früh befiel. Es gab da nicht nur zwei riesige Bibliotheken, sondern auch einen herrlichen Saal – vormals die Scheune – mit spiegelglattem, rotbraunem Parkett und einer großen Bühne. Stimmungsvolle Leuchter, mit Batiken bespannte Wände und ein Kamin, in dem es gemütlich prasselte, wenn mein Onkel aus dem Stegreif Puschkin übersetzte und vorlas, gehören zu meinen eindrucksvollsten Kindheitserinnerungen. Ab und zu gab es Konzerte, oder eines der Stücke von Heiseler wurde aufgeführt. Die Darsteller waren Freunde und Verwandte unserer Familien. Wenn ein Kind vorkam, durfte ich spielen und hatte meist einen Heiterkeitserfolg. Auch in ernsten Stücken, und es waren fast immer ernste Stücke. Ich wußte nicht, woran es lag. Wenn meine Eltern Gäste eingeladen hatten und der Abend schien in Langeweile auszuarten, wurde ich aus dem Bett gezerrt und verschlafen mitten ins Zimmer gestellt. Ich erinnere mich eigentlich nur noch daran, daß plötzlich die Leute über den Stuhllehnen hingen, sich die Augen wischten und vor Lachen nach Luft rangen. Der Abend war gerettet, und ich ging beleidigt zurück ins Bett.

Mein Bedürfnis nach Einsamkeit war schon immer sehr groß. Ich wollte im Wald die Feen oder Zwerge treffen und mit den wilden Tieren reden, wie es die Märchen erzählten. Aber so weit ich den lästigen Erwachsenen vorauseilte, auf keiner unserer Bergwanderungen auf den Riesenkopf zum Beispiel, wo es noch Riesen geben sollte, traf ich auch nur eine der Wunschfiguren. Und so verlegte ich mich auf das mir so warm empfohlene Beten. Ich bestellte mir einfach vor dem Schlafen, was ich diese Nacht zu träumen wünschte. Das ging von Märchenhandlungen über erbitterte Indianerkämpfe, von unerhörten Wundern, die ich zu vollbringen gedachte, bis zum Besitz rassiger Pferde. Und siehe da: Meine Wünsche wurden prompt erfüllt. Ich verkehrte freundschaftlich mit den Märchenfiguren – bevorzugt wurden strahlende Prinzen, deren Schlösser immer in Amerika lagen, und überirdische Feen. Es fehlten auch nicht meine Freunde, die Indianer aus dem Stamm der Sioux oder Dakota, die mit ihren vergifteten Pfeilen die Peiniger von Jesus in die Flucht schlugen und ihn vom Kreuz holten. Ich ritt auf meinen Zeltern – meine Tagespferdchen waren kleine, stämmige Haflinger – über Wälder und Meere in mein

Traumland Amerika. (Die Sehnsucht nach dorthin hat sich inzwischen zwar etwas gelegt. Aber wenn das mit dem vorher zitierten Ausspruch von den Kindheitstraumerfüllungen stimmt, dann muß ich womöglich dort auch noch hin!) Kurz, was immer der Tag an Ärgerlichkeiten und Sorgen brachte, die Nacht mit den bestellten Träumen machte alles wieder wett.

Als ich älter wurde und merkte, wie das mit den Traumbestellungen so schön klappte, wurden auch meine Wünsche verwegener. Nun wollte ich im Traum in die Zukunft sehen. Ich hatte Erstaunliches von Hellsehern und vor allem von den Prophezeiungen im Alten Testament gehört – aber so ganz glaubte ich trotzdem nicht daran.

Es schien mir zu aufregend, utopisch, zu schön, um glaubhaft zu sein, daß auch mir gelingen könnte, in die Zukunft zu sehen. Aber ganz allmählich merkte ich, daß ich kommende Ereignisse im Traum voraussah. Und sehr viel später kam ich dahinter, was ich mir mit diesem Wunsch eingehandelt hatte! Ich war längst aus meinen Kindheitsträumereien herausgewachsen, und mit dem sogenannten Ernst des Lebens wechselten auch die einst so rosigen Traumbilder in oft recht düstere Prognosen über.

Ich habe nicht die Absicht, meine Memoiren zu schreiben, sondern will vielmehr von den eigenartigen Erfahrungen berichten, die ich im Laufe vieler Jahre mit meinen Träumen machte. Deshalb will ich meine mehr oder weniger langweilige Schulzeit überspringen und auch die Studienjahre in England und der französischen Schweiz. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die behaupten, die Schulzeit wäre die schönste ihres Lebens gewesen. Wie viele Erwachsene drohen einem Kind mit dieser unsinnigen Behauptung, so daß es voll Sorge auf das wartet, was ihm das demnach noch ödere Erwachsenendasein bieten wird.

Aber das Leben wurde immer bunter und interessanter und schöner. Meinen Kindheitstraum, als Kunstreiterin zum Zirkus zu gehen, wandelte ich etwas ab, studierte Schauspiel in München – und beschränkte mich ansonsten auf private Reitstunden. Das mit der Kunstreiterin schien mir zu gefährlich. Wie ich überhaupt immer mehr von der Idee abkam, daß Gefahr etwas Schönes sei.

Neben meinem Schauspielunterricht mit anschließendem Engagement ans Münchner Staatstheater führte ich auch noch den Haushalt meines Stiefvaters, des Malers Walter Schnackenberg. Nebenbei war ich sein Modell und seine Sekretärin, nahm Malunterricht bei ihm und besuchte an Sonntagen sämtliche Galerien. Da es ein »Muß« war wie jeglicher Unterricht, machte mir auch das, wie die Schule, keinen Spaß. Trotzdem bin ich ihm heute sehr dankbar – ich habe, ob ich wollte oder nicht, sehr viel bei ihm gelernt. Außerdem hatten wir ein herrliches Haus bei Partenkirchen, das als Pension eingerichtet war und das meine Mutter leitete. Viel Zeit für ein sogenanntes Privatleben blieb mir neben der Arbeit am Theater begreiflicherweise nicht. Und meine Amouren mußte ich sehr erfindungsreich verheimlichen; denn zu meinem Leidwesen wurde ich sehr behütet und

bewacht. Wenn sie auch in diesem Buch weitgehend »verheimlicht« werden, so deshalb, weil ich glaube, bei meinem Bericht auch ohne diese für die Traumforschung zwar sehr wichtige Komponente auskommen zu können.

Wie ich eingangs schon sagte, fing ich sehr früh an, mich mit dem Unbewußten auseinanderzusetzen. Als Kind noch unbewußt. Dann bewußt unbewußt. Ich registrierte eigenartige Erlebnisse – die so viele Menschen als Zufall bezeichnen – und ahnte sehr bald: Es gibt keinen Zufall. Während ich als Kind die Dinge aus meiner ureigensten religiösen Sicht sah – ich war kein Kirchgänger und zog vieles in Zweifel, was mir Religionslehrer erzählten –, so setzte ich mich als Halbwüchsige mit der Telepathie und dem Phänomen des Vorausschauens auseinander. Ganz nüchtern, ohne Mystifikation.

Einige telepathische Erlebnisse, die noch zwischen Kindheit und Erwachsensein fielen, seien hier kurz erwähnt. Eines der ersten, das einen starken Eindruck hinterließ, hatte ich in Neuchâtel in der französischen Schweiz, wo ich ein Jahr in einem grausam strengen Internat eine freudlose Zeit absaß. Meine Sommerferien verbrachte ich in jenem Jahr mit einigen vergnügten Mitinsassinnen und den zwei weiblichen Bossen des »Mon Repos« im Haute Savoy bei Chamonix am Mont Blanc, statt, wie mir meine Familie nahelegte, nach Bayern zu fahren. In der Nacht vor unserer Reise nach Frankreich sah ich im Traum meine drei Jahre ältere Schwester Camilla wie unter Wasser, aber über die Alpen schweben. Ich ahnte nichts Gutes, verdrängte jedoch den Traum – zugegeben, damals schon mit schlechtem Gewissen. Drei Wochen später bekam ich die Nachricht von daheim: Meine Schwester war vor den Augen meiner armen Mutter in einem oberbayrischen Moorsee ertrunken. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß ich neben dem großen Schmerz, den ich um den Tod meiner so sehr geliebten Camilla empfand, mich mit Vorwürfen quälte; denn ich hatte die Warnung sehr wohl verstanden – ohne damals natürlich die Tragweite ganz zu erfassen.

Einen sehr ähnlichen Traum hatte übrigens meine Mutter, als mein Bruder Christian im Kaukasus im Kriegsjahr 1943 fiel. Auch sie sah Christian wie schlafend über die Bergkette des Wettersteins schweben. Kurz darauf erhielt sie die Nachricht von seinem Tod. Von meiner Mutter habe ich wohl auch meinen sechsten Sinn geerbt, den sie in ausgeprägtem Maß besitzt.

Nun werden viele meiner Traumberichte zwangsläufig auch von meiner Familie erzählen. Dies Buch könnte sonst wohl nicht geschrieben werden; denn den Träumer zeige man mir, der sich nicht sehr wesentlich mit den ihm liebsten Menschen beschäftigt. Darum seien sie hier kurz vorgestellt.

Hamburg und München waren die ersten Stationen meiner Theaterlaufbahn. Es folgte im Kriegsjahr 1941 ein Engagement nach Danzig mit Gastspielen im frisch besetzten Osten, dem polnischen Korridor. Ein

Warntraum veranlaßte mich, meine dortige Verpflichtung zu lösen. Freiburg im Breisgau, die damals noch verträumte, romantische Stadt im äußersten Winkel Südwestdeutschlands, wurde mir dann zum Schicksal. Hier gründete ich die Ehepartnerschaft mit meinem Bühnenpartner Wolfgang Stumpf. Schon nach dreizehn Monaten waren wir eine nicht zu übersehende Familie mit den Zwillingen Andrea und Angelika und dem »Nachkömmling« Isabel.
Im zauberhaften Freiburg wuchsen die drei Mädchen auf. Sie wurden von uns dem Theaterbetrieb weitgehendst ferngehalten. Naiv zu glauben, daß wir sie hätten fernhalten können! Alle drei besuchten später eine Schauspielschule. Angelika und Isabel in Hamburg, Andrea in München. Sie nannte sich, um allen zukünftigen Namensverwechslungen mit ihren beiden Stumpf-Schwestern zu entgehen, Jonasson; so hieß ihre schwedische Großmutter.
Andrea begann dann in Hamburg am Deutschen Schauspielhaus bei Gründgens, ging anschließend für drei Jahre an die Städtischen Bühnen Heidelberg und für weitere drei Jahre ans weltweit renommierte Schauspielhaus Zürich. Film- und Fernsehrollen und Gastspiele in Zürich, Düsseldorf und Hamburg folgten.
Zwillingsschwester Angelika erkannte rechtzeitig, daß es nicht unbedingt das Theater sein mußte (trotz entsprechender Erfolge beim Film und auch Theater). Sie hängte die ganze Schauspielerei an den bewußten Nagel, besuchte eine Handelsschule, ging ein Jahr nach Schweden und merkte sehr bald, daß das Leben auch sonst noch viele Möglichkeiten bietet.
Isabel, die Jüngste, entwickelte sich langsam zu einer profilierten Schauspielerin. Anfangs erfolgreich am »Jungen Theater« – jetzt »Ernst Deutsch Theater« – in Hamburg, dann drei Jahre am Theater der Stadt Baden-Baden und in Basel. Zwischendurch hatte sie Fernsehverpflichtungen und Tourneen gemeinsam mit dem kürzlich verstorbenen Viktor de Kowa. Kurz, sie blieb bis heute ein »Zigeuner« – wie wir es im Grunde alle sind!
Bevor ich nun den Versuch unternehme, zu schildern, wie ich mit meinen Träumen umgehe und lebe, möchte ich feststellen, daß sie auch für mich in erster Linie nichts weiter sind als der »Stoffwechsel der Seele«. Und da ich, geschult durch jahrelange Beobachtungen, ziemlich genau weiß, wann meine psychische Verfassung zu wünschen übrig läßt, das Familienleben, der Beruf oder die Gesundheit im argen liegen – und dementsprechend meine Träume –, möchte ich mich mit der ohnehin sehr strapazierten Tiefenpsychologie nicht weiter aufhalten und überlasse sie Berufeneren. Sie durchzieht ganz nebenbei wie ein roter Faden, ob ich nun will oder nicht, alle meine Träume. Was mich an diesen am meisten fasziniert, sind ihre immer neuen Kapriolen, ihr Humor, ihre verschlüsselten Symbole, Gleichnisse und Wortspiele und die Tatsache, daß ich trotz größter Wachsamkeit immer wieder von ihnen hereingelegt werde, wenn ich versuche, ihnen mit Logik auf die Schliche zu kommen.

Seit 1953 führe ich ein Traumjournal – neben einem Tagebuch, das allerdings schon seit dem Krieg – und schicke meine Berichte an das Freiburger Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene, an dessen Leiter, Professor Hans Bender. Mit diesem – oder einem seiner Mitarbeiter – wird dann das interessanteste Material von Zeit zu Zeit besprochen, exploriert, analysiert.
Ausgelöst wurde mein Interesse für das »Phänomen Traum« vor allem in den ersten Kriegsjahren, als ich in zunehmendem Maß feststellte, daß meine äußerst pessimistischen, ja katastrophalen – damals noch in winzigen Notizbüchern stenografierten Prognosen – sich erfüllten. Wären meine Aufzeichnungen gefunden worden, sie hätten mich den Kopf gekostet. Man war, wie bekannt, nicht zimperlich mit Leuten, die wehrkraftzersetzende, defätistische Äußerungen auch noch schriftlich niederlegten. Und damit wäre ich schon mitten in dem mich am meisten bewegenden Thema: Gibt es prophetische, also präkognitive Träume? Wie werden sie ausgelöst? Wie, wann und warum erfüllen sie sich? Nur meine ausführliche Buchführung, das Aufschreiben sofort nach dem Erwachen und das wiederholte Durchlesen der inzwischen über 2400 Traumberichte ermöglichen mir eine Kontrolle. Denn der Traum ist etwas so wenig Greifbares und ist wohl auch dazu bestimmt, sich so schnell wie möglich zu verflüchtigen, daß ich es entschieden ablehne, von einer Vorschau auf zukünftige Ereignisse, ja nur von der simpelsten telepathischen Übertragung zu sprechen ohne die genaueste Dokumentation. Ich sage bewußt »simpel«; denn ich hoffe, daß Telepathie im 20. Jahrhundert überhaupt nicht mehr in Frage gestellt wird. Jeder Mensch hat irgendwann einmal telepathische Erlebnisse gehabt, und es ist fast müßig, immer wieder Beweise dafür antreten zu wollen.
Man könnte sich das Funktionieren der Gedankenübertragung wie das des Telefons oder Rundfunks erklären. Mit dem Unterschied, daß man immer noch nicht weiß, wo der Sender beziehungsweise Empfänger im menschlichen Körper eigentlich sitzt und wie er funktioniert. Das ist das ganze, das eigentliche Problem. Ich finde eine Fernsehübertragung von Kontinent zu Kontinent viel gigantischer, erstaunlicher, natürlich auch präziser. Die Nachrichtenübermittlung von Hirn zu Hirn – oder Seele zu Seele – ist oft recht verstümmelt oder verschlüsselt wie ein schlecht aufgefangener Code, und hier liegen die Fehlerquellen. Denn so sehr ich mich bemühe, meine Träume mitten in der Nacht oder gleich in der Frühe auf Band zu sprechen oder stenografische Notizen zu machen: Sehr viele lösen sich sofort auf, einige bleiben länger haften, und – sei es aus Zeitmangel oder Faulheit – die wichtigsten Details bleiben oft unerwähnt. So ist es manchmal eine Frage der mangelhaften Interpretation, wenn auch die gewissenhafteste Forschung Stückwerk bleibt.
Im Laufe meines zwanzigjährigen Traumstudiums habe ich jedenfalls immer wieder festgestellt, daß es gerade die anscheinend unwichtigen

Details in einem Traum waren, die mir eigentlich erst die Gewißheit gaben: Dies war eine einwandfreie Vorschau! Aber, wie ich am Anfang schon sagte, so sehr ich von der Tatsache überzeugt bin, daß Träume sein müssen, so sehr bin ich auch davon überzeugt, daß sie nicht dazu da sind, behalten zu werden. Im Gegenteil, trotz Buchführung und gelegentlicher Kontrolle vergesse ich sie beinahe alle, bis auf wenige, die sogenannten Großträume, auf deren Erfüllung ich dann aber auch gespannt sogar Jahre warte. Das ist aber nicht die Regel, sondern eine seltene Ausnahme. So kommt es immer wieder vor, daß Träume eintreffen, Träume von der eindringlichsten Art, die ich trotzdem oft nur zufällig in meinem Traummaterial wiederfinde. Sie hatten meist Jahre voraus ein wichtiges Ereignis geschildert, wurden vom Unterbewußten registriert, aufgeschrieben und ad acta gelegt. Dann, viel später, wenn das Vorausgesehene eintrifft oder das drohende Unheil sich anbahnt, schweigen meine Träume hartnäckig, wie wenn sie meinen: »Wir haben ja vor langer Zeit schon davon berichtet – ein zweites Mal kommen wir nicht mehr darauf zurück!« Natürlich betrifft dies nicht die telepathischen oder die am nächsten Tag eintreffenden Träume, die noch frisch im Gedächtnis haften und daher noch nicht in Vergessenheit geraten sein können.

Wie oft bleibt von einer Nacht nichts als ein Unbehagen zurück oder eine zuversichtliche Stimmung. Der Traum tut seine Arbeit ohne unser Zutun. Er stellt lediglich fest, warnt, tröstet, weist weit in die Zukunft, greift zurück in die Kindheit, zeigt einem die liebsten Freunde oder die uninteressantesten Fremden bei ihrem derzeitigen Tun oder zapft ihre Gedanken an. Dabei ist es völlig unwichtig, ob wir den Traum behalten oder vergessen. Wichtig ist nur, daß das unterbewußte Ventil funktioniert. Zu sehr in sich hineinzuhorchen und etwa ständig diese normalen psychischen Vorgänge zu erforschen, halte ich für geradezu gesundheitsschädlich. So kommt es in Zeiten großer beruflicher Inanspruchnahme vor, daß ich bewußt Träume vergesse und sie über Wochen und Monate hinweg nicht aufschreibe. Dann wieder folgen Perioden unheimlicher Produktivität, etwa in den Ferien, in denen die höchste Quote an sich später erfüllenden Träumen zu verzeichnen ist, und natürlich, wie bei den meisten auch nur etwas sensiblen Menschen, während Krankheiten, in Gefahren- und Kriegszeiten und in Streßsituationen. Die Träume drehen sich dann in der Hauptsache um berufliche Vorausschauen, Familie, Freunde, einschneidende Veränderungen, Krankheiten, Todesfälle oder große Reisen, aber auch um politische Ereignisse oder Naturkatastrophen.

Sowohl die eine wie die andere Situation, die »traumärmere« wie die »traumreichere«, halte ich für völlig normal; ich habe mich arrangiert, mit meinen Träumen zu leben. Bedenklich wurde es einmal, als ich durch eine Krankheit über einen längeren Zeitraum hinweg verhindert war, meine Traumaufzeichnungen zu machen. Da fing ich an, sie zu verdrängen, sie, sicher unbewußt, durch Aufwachen abzubrechen. Das bekam mir schlecht.

Ich wurde maßlos nervös und unkonzentriert und »drehte durch«. Auf der anderen Seite aber halte ich es für genauso schädlich wie das Verdrängen der Traumerlebnisse, sie zu sehr ins Bewußtsein zu zerren und sich zu intensiv mit ihnen zu beschäftigen. Das ist mit ein Grund, warum mir die Veröffentlichung meines Traumjournals so schwerfiel und immer wieder hinausgeschoben wurde. Auch das Doppelbödige des Traumes, also das Ineinandergreifen von sogenannten Tagesresten, eigenem und fremdem Erleben – etwa durch das Abzapfen von Gedanken oder Handlungen völlig Unbekannter –, von Vergangenem und Zukünftigem, Banalem und Intimem, das so eng miteinander verwoben ist, macht es zu einem schwierigen Unterfangen, dies alles einem Außenstehenden begreiflich zu machen.

Im Gespräch mit Menschen, die ich in mein ungewöhnliches Hobby einweihe, etwa weil ich sie um glaubwürdige Bestätigungen angehen muß, höre ich oft die Frage: »Belastet Sie Ihre telepathische oder präkognitive Gabe nicht sehr?« Ich kann immer nur antworten: »Es gleicht sich aus. Auf das Negative ist man im Fall des Eintreffens vorbereitet und hat sich schon vorher dagegen gewappnet. Die unnötigen Ängste so vieler bemitleidenswerter Zeitgenossen vor der drohenden Zukunft fallen dagegen weg – sofern die Träume trotz anscheinend größter Gefahren, Krisen und Reinfälle heiter bleiben. Auch kann man sich getrost auf rosig vorausgesehene Zeitläufte freuen, ohne voll Skepsis und Aberglauben auf Holz klopfen zu müssen.«

An dieser Stelle ist es, glaube ich, an der Zeit, von vornherein mit zwei Vorurteilen aufzuräumen, mit denen ich häufig konfrontiert werde, es zumindest vor Jahren noch wurde. Denn inzwischen ist die Traum- und Schlafforschung fortgeschritten, und man hört schon wesentlich seltener den überheblichen Satz: »Ich träume nie!«, was soviel heißen soll wie: »Ich bin ja auch normal!« Das Erforschen des Unbewußten, des Übersinnlichen wird mit solcherlei Argumenten von den Ewiggestrigen in das Gebiet des Aberglaubens verwiesen. Mir aber ist jegliche Art von Aberglaube fremd, und ich lehne ihn strikt ab.

Andere wieder nennen mich zwar nicht abergläubisch, aber sehen in mir eine Phantastin, eine »Traumtänzerin«. Leider, so möchte ich fast sagen, bin ich das ganze Gegenteil; denn mein ziemlich geschulter sechster Sinn – jedem Tier gesteht man diesen zu – hat mich zu einem äußerst nüchternen Realisten gemacht. Hier habe ich eine winzige Waffe – ich führe nur winzige Waffen – gegen meine Gesprächspartner, die mit Sätzen wie »Träume kommen aus dem Magen« und »Ich verlasse mich auf meine gesunden fünf Sinne« argumentieren. Ich antworte ihnen: »Mir würde es ja auch nicht einfallen, wäre ich ein Einäugiger, mich über den Zweiäugigen zu mokieren und ihm weismachen zu wollen, ein Auge sähe mehr als zwei!«

Einen Satz von Arthur Schopenhauer, der mir tiefen Eindruck machte,

verwende ich auch manchmal als Waffe gegen meine spöttelnden Zweifler: »Wer *heutzutage* die Tatsache des animalischen Magnetismus und seines Hellsehens bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen.« Diese Worte schrieb der Philosoph immerhin schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Bevor ich mit meinen Traumschilderungen beginne, will ich die Worte eines Physikers zitieren, die um so erstaunlicher sind, da man doch weiß, wie sehr sich – wenigstens bis vor kurzem noch – gerade die Naturwissenschaftler gegen die Anerkennung der Existenz jeglicher außersinnlichen Wahrnehmung sperrten. Er sagte zu mir: »Was finden Psychologen oder Parapsychologen an der Prophetie oder Präkognition so rätselhaft? Ich glaube, daß unser ganzes Leben wie ein langes Band vor uns ausgebreitet liegt. Jedes Ereignis von der Geburt bis zum Tod. Die meisten unter uns sehen nur das Stückchen, das gerade vor ihnen liegt und im Augenblick gelebt wird. Und da gibt es eben Menschen, die die Fähigkeit haben – im Traum oder im Wachen –, nach Belieben zurück- oder ein Stück vorauszugreifen.« Und ich glaube beinahe, so wird es sein.

Nach jahrzehntelangem Umgang mit meinen Träumen meine ich, viele von ihnen sind eine Vorwegnahme zukünftiger Ereignisse – ohne Angabe des Zeitpunktes ihrer Erfüllung. Ausgelöst werden sie meistens durch Tageseinflüsse wie Gespräche, Lektüre, Filme, aber auch durch das Betrachten von Schiffen, von Tieren, von Landschaften, Seen, durch das Miterleben von Verkehrsunfällen oder durch Schmerzen, Straßengeräusche, Musik. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Das Geräusch eines vorbeifahrenden einsamen Motorrades in der Nacht vor meinem Haus – es bedarf nicht der Erwähnung, daß dies nichts Außergewöhnliches ist – versetzte mich so in Panik und Angst um meine Mutter, die Hunderte von Kilometern von mir entfernt lebt, daß ich gar nicht mehr überrascht war, als ich erfuhr, sie sei von einem Motorradfahrer angefahren und lebensgefährlich verletzt worden. Das Betrachten eines Ozeandampfers im Hamburger Hafen hatte zur Folge, daß eine ganze Serie Schiffsträume »startete«. Alle drehten sich um spätere Filmaufnahmen, die vom Untergang der »Wilhelm Gustloff« und der »Morro Castle« handelten, Filme, in denen ich – sehr viel später erst – spielen sollte. Ich muß gestehen, ich sehe mir seither gar nicht mehr so gern Schiffe an. Sie sind so entsetzlich ergiebige »Auslöser« für tatsächliche Schiffskatastrophen oder tiefenpsychologisch zu deutende eigene »Schiffbrüche«. Denn alle noch so selbstlos erträumten fremden Schicksale haben immer auch irgend etwas mit der eigenen Psyche zu tun. Aber die interessiert mich hier am wenigsten. Sie ist unterschwellig sowieso immer dabei.

So sagt C. G. Jung in den *Psychologischen Betrachtungen*, Zürich 1945, und seine Worte will ich an den Schluß meiner »Vorrede« stellen: »Das Unbewußte ist kein dämonisches Ungeheuer, sondern ein moralisch, ästhetisch und intellektuell indifferentes Naturwesen, das nur dann wirklich gefährlich wird, wenn unsere bewußte Einstellung dazu hoffnungslos unrichtig ist. In dem Maße, wie wir verdrängen, steigt die Gefährlichkeit des Unbewußten.

Das Ammenmärchen vom fürchterlichen Urmenschen zusammen mit der Lehre vom infantil-pervers-kriminell Unbewußten hat es vermocht, das Naturding, welches das Unbewußte eigentlich ist, als ein gefährliches Monstrum erscheinen zu lassen. Wie wenn alles Gute, alles Vernünftige, alles Lebenswerte und alles Schöne im Bewußten angesiedelt wäre!«

Der Psi-Schlaf überwacht die Familie

Als unsere Kinder noch sehr winzig waren, ereignete sich folgende lustige Geschichte. Wir waren alle fünf ganz friedlich schlafen gegangen und dachten an nichts Böses. Plötzlich reißt es mich, wie von unsichtbarer Hand gezogen, aus dem Bett. Noch im Halbschlaf ergreife ich einen Nachttopf, laufe damit ins Kinderzimmer und schnurstracks auf Angelikas Bettchen zu. Diese, mindestens noch so verschlafen wie ich, richtet sich gerade auf, beginnt heftig zu würgen und übergibt sich auch schon in das eben noch rechtzeitig hingehaltene Töpfchen. Erst jetzt öffnet sie vollends die Augen und starrt mich fassungslos an. Ich weiß heute wirklich nicht mehr, wer von uns beiden damals das dümmere Gesicht gemacht hat. Jedenfalls mußte die inzwischen vollzählig erwachte Familie über meinen geglückten Spurt und vor allem die von zu schwerem Abendessen also Befreite herzlich lachen.

Solche und ähnliche Erlebnisse können die Mütter der ganzen Welt erzählen; denn telepathische Bande zwischen Mutter und Kind gehören wohl zu den vertrautesten Erlebnissen aus dem Bereich des sogenannten Paranormalen. Eine ebensolche Binsenweisheit ist auch dies: daß Mütter und Kinder wechselseitig vor allem in Zeiten der Gefahr voneinander wissen. Da gibt es die wenigsten Fehlerquellen in der Nachrichtenübermittlung. Wie oft höre ich meine inzwischen erwachsenen Töchter seufzen: »Ach du lieber Gott, die Mama hat wieder geträumt! Man kann ihr aber auch nichts verheimlichen!«

Meine Töchter waren längst keine Babys mehr, sondern selbstbewußte junge Damen geworden, da steht in meinem Tagebuch vom 10. Oktober 1965: »Um 23 Uhr 30 besonders vergnügt zu Bett gegangen.« Es war ein Sonntag, und ich hatte mit Angelika einen wunderschönen Ausflug in die Heide gemacht und war von Sonne, Wind und einem zarten Lammbraten, den wir bei Freunden im Kamin rotieren ließen, rundherum gesättigt, entspannt und müde. Isabel, die Jüngste, war schon um 7 Uhr 30 in der Frühe nach Dänemark geflogen. Ein Freund unserer Familie, Hermann Uhde, den wir aus unserer Freiburger Theaterzeit kannten, war inzwischen ein berühmter Sänger geworden und gastierte an der Kopenhagener Oper als »Faust III«. Zu seiner Premiere hatte er Isabel eingeladen: Voll aufgeregter Glückseligkeit flog sie bei strahlendem Wetter gen Norden. Gegen

Mitternacht, also schon eine halbe Stunde nach dem Einschlafen, weckte mich ein fürchterliches Angstgefühl um Isabel. Ich hatte von einer aufgebrachten Menschenmenge, Opernpartituren und immer wieder vom Tod geträumt (Traum 1607). »Es kann doch gar nichts passiert sein!« sagte mir mein sofort hellwaches Gehirn, »die Premiere ist sicher inzwischen zu Ende, und sie sitzen fröhlich feiernd in einer der urgemütlichen Kneipen von Kopenhagen!« Aber kaum war ich wieder etwas eingedämmert, sah ich das todtraurige Gesicht von Isabel. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus. Ich werde ihr Hotel anrufen, nahm ich mir vor, und sie bitten – oder es ihr ausrichten lassen –, morgen früh das Flugzeug nicht zu nehmen, sondern mit Uhde im Wagen zurückzufahren.

Um 0 Uhr 15 läutete das Telefon – gerade als ich den Hörer aufnehmen wollte, um mein Gespräch anzumelden. Der Anruf kam aus Isabels Hotel. Bis sie selbst endlich an den Apparat kam, schienen Stunden zu vergehen. Ihr verzweifeltes Stimmchen meldete sich: »Mama, ich kann es einfach noch nicht fassen – Hermann Uhde ist während der Vorstellung auf der Bühne gestorben!«

Nun ist es an der Zeit, auch von Andrea, der Ältesten, zur Abwechslung einen handfesten präkognitiven Traum zu erzählen. Er war so lange vorausgeträumt – zwei Jahre vor seiner Erfüllung –, daß ich damals auch nicht mit einem Detail etwas anfangen konnte! Er schien von A bis Z aus der Luft gegriffen. Heute, beim Durchlesen meiner Traumaufzeichnung, entdecke ich noch mehr Bezüge, die die ganze Familie betreffen, Dinge, die erst nach dreizehn Jahren eintrafen. Somit gehört er eigentlich in die Rubrik der »fraktionierten Erfüllung«, der sich in Etappen erfüllenden Träume. Aber die Vielzahl der unterschiedlichsten Traumelemente würde hier nur verwirren, und so greife ich lediglich die Andrea angehenden heraus:

Traum 735 vom 9./10. April 1958

Die Szene spielt im Münchner Atelier meines Stiefvaters in der Kaulbachstraße in Schwabing, für das merkwürdigerweise ich die Miete zahlen muß. Es herrscht eine geradezu fürchterliche Unordnung. Der Teppich ist in eine Ecke geknüllt, total verstaubt. Überall liegt etwas herum. Flaschen stehen auf dem Boden, batterienweise. Ein Schrank mit wertvollen Dingen ist in höchster Gefahr. Hier müssen Orgien stattgefunden haben. Ich forsche nach, wer dies Chaos angerichtet haben kann, und stelle fest, daß es eines meiner Mädels war. Ich bin sehr wütend, aber jeder lächelt mich nur an. Ein Mann nimmt mich beiseite und erklärt mir freundlich: »Sie müssen das verstehen. Hier übt tagsüber ein Männerchor für irgendeine italienische Sache.« Mir ist das zwar alles rätselhaft, aber ich muß es dann wohl oder übel glauben.

Ein völlig unsinniger Traum, wie es schien, und er wäre auch längst vergessen, hätte ich nicht meine genaue Buchführung. Nicht nur das Traumjournal – auch das Tagebuch. Darin ist zu lesen, daß ich damals mit

meinem Mann und meinen drei Töchtern in den Osterferien nach Basel und Freiburg gefahren war, von Hamburg aus, wo wir seit 1954 lebten. Wie also kam eine »Orgie« einer meiner Hamburger Schulmädel in die blitzsaubere Atelierwohnung ihres Großvaters nach München? Das einzige, was in dem Traum stimmte, war der Schrank mit den Kostbarkeiten, die er mit großer Liebe gesammelt hatte.

Ein Jahr später, 1959, zieht mein Stiefvater von München weg und überläßt meinem Mann, der ganz nach München übersiedelt, das Atelier und vorerst auch den bewußten Schrank mit der Bitte, doch dafür zu sorgen, daß nichts mit seiner wertvollen Glassammlung passiere. Noch schwant mir nichts. Auch noch nicht, als Andrea – wieder ein Jahr später – beschließt, Schauspielunterricht in München zu nehmen, und am 26. März 1960 zu ihrem Vater in die Kaulbachstraße nach Schwabing zieht. Erst als dieser mir eines Tages empört von einer turbulenten Party berichtet, die Andrea während seiner Abwesenheit in ihrer gemeinsamen Wohnung veranstaltet hatte, die sich nachher in einem fürchterlichen Zustand befand, werde ich plötzlich hellwach. Ich fange an, nach jenem »Orgientraum« zu stöbern, der doch irgendwo in meinem Unterbewußtsein geschlummert haben muß. Es dauert lange, bis ich ihn finde, denn es war immerhin einige Zeit vergangen, es gab keinerlei Anhaltspunkte, und ich wußte weder Jahr noch Tag dieser Aufzeichnung. Endlich finde ich sie und schicke eine Kopie an Andrea nach München. Sie ruft mich sofort lachend in Hamburg mit ihrem bekannten »Man kann dir auch nichts verheimlichen!« an und erzählt, sie habe am 29. Juni ihren Geburtstag ziemlich feuchtfröhlich gefeiert, und das Bild der Verwüstung in der Wohnung, auch mit dem zurückgeschobenen Teppich und den vielen Flaschen, habe doch sehr meiner Traumschilderung entsprochen. Weswegen sie aber so lachen müsse, sei mein »italienischer Männerchor«. Vor ihrer Zwischenprüfung am 28. Juli habe sie mit ihrer ganzen Klasse den Chor aus Schillers *Braut von Messina* (daher die Italiener), der nur aus Kriegern bestehe, im Atelier geprobt. Dieses sei denn auch zum Schluß in ähnlicher Verfassung gewesen wie bei der Geburtstagsfeier. »Papa war sehr wütend, denn er wollte nicht glauben, daß sich keine Orgien abgespielt hatten. Seine Sorge galt auch dem Schrank mit den wertvollen Gläsern von Großvater, den dieser ihm so ans Herz gelegt hatte!«

Nur wer meinen Stiefvater gekannt hat – und das Atelier gehörte ihm ja zur Zeit des Traumes noch –, kann ermessen, wie unwahrscheinlich es war, daß dort ein ganzer »Männerchor« zu Gast gewesen sein sollte. Es durfte nicht einmal ein Mann in seinem Atelier anrufen, geschweige denn es betreten, solange ich noch mit meinen Schwestern in München lebte.

Wer auch hätte 1958 geahnt, daß mein Stiefvater noch in seinem hohen Alter – er war fast achtzig – je von München und seinem geliebten Schwabing wegzöge, wo er als Maler seine schönsten Lebensjahre verbracht hatte?

Noch etwas Wesentliches zur »Traumarbeit«: Wie wichtig ist immer wieder das Notieren anscheinend so nebensächlicher Details wie hier das des Mietezahlens. Schon beim Niederschreiben des Traumes schien es mir lästig, unwichtig und unsinnig. Wie konnte auch nur einer von uns aus Hamburg – wir hatten alle höllischen Respekt vor ihm – dies Chaos in der Münchner Einsiedelei des Achtzigjährigen anrichten, weshalb vor allem aber sollten wir Miete für sein Atelier bezahlen? – Mein Mann und Andrea zahlten, als sie dort wohnten, natürlich Miete, und der Traum nahm dies zwei Jahre vorweg.

Von zwei der wenigen Träume, deren Erfüllung ich voll Sorge entgegensah, möchte ich hier erzählen. Es gibt, wie schon erwähnt, eine Art von Traumerlebnissen, die auf einem lasten wie Bleigewichte, weil man von ihnen weiß, daß sie sich eines Tages erfüllen werden. Natürlich gilt dies Vorauswissen auch für die erfreulichen, auf deren Eintreffen man dann ebenso – aber mit heiterer Gelassenheit – warten kann.

Es waren zwei ganz ähnliche Träume, die beide von einem lebensgefährlichen Unfall meiner Mutter handelten.

Traum 1234 vom 17. Oktober 1962

Meine Mutter fährt mit einem Schlitten einen Berg hinunter und erleidet einen Schock.

Traum 1259 vom 3. März 1963

Ich fahre mit meiner Mutter und einem Mann auf einem Schlitten in einer Kurve durch einen Hohlweg. Rechts ein Abgrund. Plötzlich stürzt sie mit ihrem typischen »Huh!« rücklings in die Tiefe. Ich schaue ihr nicht nach, weiß, was geschehen sein muß, und bleibe wie erstarrt auf meinem Platz sitzen, unfähig zu weinen. Ich bin zu nichts fähig, starre völlig ausgelöscht vor mich hin, und als eines meiner Kinder sagt: »Du mußt dich doch kümmern!«, weigere ich mich und sage: »Nein, ich will sie nicht mehr sehen, wie sie da unten liegt, ich weiß ja, wie sie aussieht! Ich will sie in schöner Erinnerung behalten!« Doch auf einmal steht Mutter neben mir. Sie lächelt und hat nur Kopfschmerzen von dem Sturz. Ich frage sie, wie dieses Wunder geschehen konnte? Sie sagt: »Frag nicht, es ist eben geschehen, und du siehst ja, ich lebe!«

Am 4. Juli 1969, sieben Jahre nach dem ersten und sechs nach dem zweiten Traum, passierte dann tatsächlich ein Unglück. Meine Mutter, meine Tochter Isabel und ich waren auf unseren Familiensitz nach Schloß Weißenstein in Osttirol gefahren, um dort einige Ferientage zu verbringen. Isabel hatte ihren offenen Wagen in der Rechtskurve des Hohlwegs geparkt, der dicht an einem jäh abfallenden Felsen entlangführt, auf dem das Schloß steht.

Ich war schon eingestiegen in den »alten Schlitten«, wie wir Isabels »antikes« Vehikel nur noch nannten; hinter mir unser Cousin Kay; in angeregtem Gespräch folgte meine Mutter. Die Fahrt sollte hinunter ins Dorf

Matrei gehen zu Einkäufen, Gesprächen mit Handwerkern, dem Bürgermeister und zu einem Besuch auf dem Friedhof.
Da hörte ich Mutters typisches »Huh!«, das sie in allen brenzligen Lebenslagen ausstößt. Aber als ich mich umsah, war sie wie vom Erdboden verschwunden. Sie war, gerade als sie in den offenen Wagen steigen wollte, genau wie im Traum »rücklings in die Tiefe« und den steilen Schloßberg hinuntergestürzt. Ich war wie gelähmt, sah sie gerade noch in hohem Bogen über den niedrigen Zaun des Schloßweges fliegen, sich mehrmals überschlagen und wie tot ungefähr acht bis zehn Meter tief unten im Burggraben liegen. Geröll und Zweige wirbelten hinter ihr her. »Nur nicht hinsehen!« war mein erster Gedanke. »Die Einundachtzigjährige kann nach diesen Stürzen nicht mehr am Leben sein, sie muß sich das Genick gebrochen haben!« Doch schemenhaft fielen mir die beiden Träume ein, die von dem Sturz handelten: Der zweite Traum hatte von einer wunderbaren Rettung gewußt. An diesen Gedanken klammerte ich mich ganz zaghaft, blieb aber trotzdem, unfähig, irgendeine Initiative zu ergreifen, auf meinem Platz im Wagen sitzen, bis ich wie von fern Isabels energische Stimme hörte: »Mama, wir müssen uns doch kümmern!« Wieder die Worte des Traumes! Sie raste mit dem Wagen ins Tal und alarmierte die Bergwacht. Kräftige Männer erschienen alsbald mit einer schlittenähnlichen Trage und zogen meine Mutter den steilen Abhang hinauf. Jagten mit dem Unfallwagen ins Krankenhaus des dreißig Kilometer entfernten Lienz. Isabel und ich fuhren im Wagen hinterher. Auf der endlos scheinenden Fahrt hatte ich Zeit, meine Gedanken zu ordnen. Isabel weinte still vor sich hin, dachte an ihre bewußtlose Großmutter und glaubte an keine Rettung. »Nicht einmal ein jüngerer Mensch als sie hätte diesen Sturz überlebt!« klagte sie.
Mittlerweile hatte sich zwischen meinen Verstand, der wie Isabel das Schlimmste befürchtete, und das bißchen Hoffnung, an das sich wohl jeder Mensch in äußerster Gefahr und Not klammert, stetig zunehmend mein Unterbewußtsein »geschoben« und mir den Traum von 1963 immer deutlicher gemacht. In dem Maß, in dem Isabel langsam ihre Nerven verlor, beruhigte ich mich immer mehr, bis ich allmählich von der Gewißheit durchdrungen war: Meine Mutter ist gerettet.
Genauso kam es. Schon am nächsten Tag fanden wir eine lächelnde Omi in der Klinik vor. Sie hatte sich »nur« drei Rippen gebrochen, eine Gehirnerschütterung und natürlich einen Schock erlitten, den sie aber sehr bald überwand. Als ich voll Freude und Erleichterung ob dieses wahren Wunders nun doch endlich losheulte, nahm sie mich lachend in die Arme und sagte: »Du siehst ja, ich lebe!«
Die Träume hatten also einen einwandfrei präkognitiven Charakter; denn es war die Rechtskurve des Hohlwegs, der lebensgefährliche Sturz mit gutem Ausgang, der Mann – mein Cousin –, der mit uns in den »Schlitten« stieg, ein Bergwachtschlitten, mit dem die Unfallhelfer Mutter aus

dem Burggraben hochzogen, und es waren Mutters Worte »Du siehst ja, ich lebe!«, die da vorausgesehen und -gehört wurden.

Die nächste Traumgeschichte spielte sich zum Teil in Ichform ab, obwohl sie sich einwandfrei um eine meiner Töchter drehte und ein zukünftiges Engagement von ihr voraussah.
Ich hielt mich gerade bei Wolfgang in München auf nach einigen schönen Tagen in Heidelberg, wo ich Andrea auf der Bühne gesehen hatte.
Traum 1634 vom 14. Januar 1966
Ich gehe mit Andrea die Leopoldstraße in München entlang. Es tobt ein fürchterliches Unwetter über uns hinweg, das aber rasch vorbeizieht. Ein strahlendblauer Himmel überspannt alsbald die ganze Szene, die nun in ein Theater überwechselt.
Ich beginne das Spiel, indem ich mit einem tiefen Kratzfuß einen älteren Herrn, offenbar meinen Regisseur, begrüße. Ich habe eine kurzhaarige Perücke auf und trage einen Pagenanzug, um einem Mädchen zu gefallen. Es handelt sich daher wohl um eine Hosenrolle. Der Mann aber nimmt mir die Kurzhaarperücke weg und öffnet die Haare, die nun in langen Locken auf die Schultern fallen. Andrea und ich protestieren heftig. Wir wollen zwar zuerst die langen Haare haben, dann aber die etwas zerzauste kurze Perücke tragen.
Der Traum wimmelte noch von weiteren Bezügen, hinterließ aber keinen großen Eindruck. Auch wußte ich nicht allzuviel damit anzufangen, das heißt, ich hatte ihn schnell vergessen. Ab und zu hat man ja auch noch andere Dinge zu tun als Träumen nachzugrübeln. Daß es ein reiner Zukunftstraum sein könnte, kam mir nicht in den Sinn, und nur die Leopoldstraße erschien mir, die ich gerade in München angekommen war, als unwichtiges Detail und nicht weiter erstaunlich.
Gerade diese Straße aber war es, die die Affektbrücke gebaut hatte von meinem Besuch bei Andrea in Heidelberg zu einem weiteren Lebensabschnitt der noch am Beginn ihrer Laufbahn stehenden jungen Darstellerin. Sechs Wochen nach dem Traum, am 27. Februar, engagierte Professor *Leopold* Lindtberg Andrea für die nächste Spielzeit im Herbst ans Schauspielhaus Zürich. Ihre Antrittsrolle sollte die Viola in Shakespeares *Was ihr wollt* werden, also die geträumte Hosenrolle im Pagenanzug, in der sie als Cesario verkleidet sehr gegen ihren Willen die Liebe des Mädchens Olivia erringt. (Zur Zeit des Traumes war für die Rolle noch Christiane Hörbiger vorgesehen. So wußte die Traumpsyche mal wieder mehr als sogar der Theaterleiter!) Daß ich *mich* im Traum in dieser Rolle sah, zwar in Begleitung von Andrea, mag eine plausible Erklärung haben: Ich spielte vor langer Zeit zweimal die Viola, und so identifizierte ich mich begreiflicherweise – abgesehen davon, daß man dies ohnehin in sehr vielen Träumen immer wieder tut – mit meiner Viola-Tochter.
Wer das Stück kennt, weiß, daß sowohl die erste Begrüßung der in einen

Pagenanzug gekleideten Viola vor ihrem neuen Herrn, dem Herzog Orsino, als auch die erste Begegnung der beiden Frauen mit einem tiefen Kratzfuß von Viola beginnt. Ohne Zweifel im Traum eines modernen Menschen ein nicht alltägliches Zeremoniell. Der Traum nahm meine Kratzfußbegrüßung – also eigentlich Andreas – in der Leopoldstraße vor dem zukünftigen Regisseur des Stücks, Leopold Lindtberg, vorweg. Gleichzeitig zeigte er eine Parallele zwischen Realsituation und Theaterstück auf: Lindtberg als Direktor des Theaters wurde Andreas Chef, wie Orsino Violas Herr war.
Außerdem gab es wie im Traum eine Weltuntergangsstimmung, die in doppelter Hinsicht die Szene vorübergehend verdunkelte. Während eines Wolkenbruchs von tropischem Ausmaß kam ich am 14. August 1966 mit Andrea in Zürich an, wo sie am nächsten Tag, von einem Unwetter begleitet, auf ihre Probe zu *Was ihr wollt* ging. Diese Unwetter sollten sich auch in übertragenem Sinn auf die Probenarbeit auswirken. Andrea war am Anfang todunglücklich, Krachs und seelische Entladungen waren an der Tagesordnung, die aber in eitel Sonnenschein endeten, wie ihn der Traum beruhigend vorangekündigt hatte. Die Wogen glätteten sich alsbald. *Was ihr wollt* wurde im Oktober zu ihrem schönsten Antrittserfolg einer glänzenden Laufbahn am Züricher Theater.
Zum Schluß noch zu einem wesentlichen Detail, das der Traum besonders hervorhob: die Perückenfrage. Hier gab es mit Professor Lindtberg zunächst ernsthaften Ärger. Er wollte, daß sich Andrea für die Szenen, in denen sie als Knabe vor ihrem Herzog und Olivia erschien, ihre schönen langen Haare abschnitt. In ihrer Anfangsszene als Mädchen aber sollte sie eine langhaarige Perücke tragen. Sie aber wollte umgekehrt zunächst in ihren langen eigenen Haaren auftreten und diese als Page Cesario unter einer kurzhaarigen Jungenperücke verstecken. So kam es dann auch. Der Traumärger um die leidige Perücke hatte sich bewahrheitet, und gleichzeitig wurde das Problem zu aller Zufriedenheit gelöst. Sie bekam ihre etwas struppige, von mir schon im Januar vorausgesehene Perücke. Die Sonne der Versöhnung und des Erfolgs schien friedlich über der im Unwetter begonnenen Szene!

Wie sehr der Traum oft in Krisenzeiten familiäre Konflikte mit beruflichen Belangen verquickt, sobald sich auffallende Parallelen zwischen Beruflichem und Persönlichem ergeben, zeigt sich an folgendem Beispiel.
Es fing alles ganz harmlos an. Auslöser des Traumes war – wie man immer erst viel später feststellt – am Tag vor dem Traum lediglich das Lösen einer Fahrkarte nach Gstaad im Berner Oberland. Angelika sollte zu einem Freund unserer Familie in die Schweiz fahren und ihm dort bei der Führung seines Internats behilflich sein. Wolfgang war in München.
Angelika fuhr also, und Isabel und ich spielten allabendlich in Thornton Wilders *Unsere kleine Stadt* im Hamburger »Jungen Theater«. In der

Nacht nach Angelikas Abreise hatte ich folgenden Traum:
Traum 1330 vom 23. Oktober 1963
Eine Party wird vorbereitet. Ich erwarte Besuch. Die Kollegen Wolfgang K., Rainer B. und Fritz S. erklären sich bereit, mir bei den Vorbereitungen behilflich zu sein. Ich bräuchte mich um nichts zu kümmern, sie würden schon alles machen. Riesige Gläser mit Whisky spielen eine wichtige Rolle. Wir sind in einer wunderschönen Wohnung mit wertvollen Möbeln, die aber in hoffnungslos unordentlichem Zustand ist. Ich bin auch zu nichts imstande, laufe mit Staubtüchern herum, verlege sie wieder und ergreife die falschen. Irre nur durch die Gegend, ohne irgend etwas zu schaffen. Die Mädels helfen mir nicht, sitzen nur mit Illustrierten herum und tratschen. Ich bin verzweifelt über das Chaos und möchte es doch allen gemütlich machen, komme mir aber beinahe verrückt vor, wie unorganisiert ich handle, weil zuviel Trubel um mich herum ist.
Plötzlich nimmt mich Isabel beiseite und zeigt mir über uns einen Deckenbalken, der vom Wurm zerfressen ist und an einer Nahtstelle auseinanderbricht, so daß ein Teil höher, der andere tiefer sitzt. Sägespäne liegen darunter, und wir sagen: Nun wundern wir uns nicht mehr, daß hier alles zerfällt!
Anschließend komme ich in ein herrlich ordentliches, modernes Haus mit einer schönen Treppe. Sie ist mit blauen Teppichen belegt, und oben, wie auf einem Thron, sitzt Maria Paudler und empfängt uns huldvoll und vergnügt lächelnd.
In meinem Kommentar schrieb ich:
Hatte mit Isabel gestern eine erhitzte Debatte und mache mir ihretwegen Gedanken. Vorher waren wir nach der Vorstellung vergnügt mit Kollegen des Ensembles in unserer Stammkneipe zusammen. Ich gehe mit ernsthaften Sorgen zu Bett. Frau Paudler, von der ich ewig nichts mehr gehört und mit der ich letztes Jahr Theater gespielt hatte, will ich anrufen, weil sie schon oft Auslöser zu früheren Präkognitionen gewesen ist.
So war es dann auch. Kunstvoll hatte der Traum einen unbedeutenden Ärger mit meinen in der Tat geradezu entsetzlich unordentlichen Töchtern mit zwei wichtigen familiären und beruflichen Vorkommnissen gekoppelt, die im November und Dezember Wirklichkeit wurden. Zunächst das familiäre Moment.
Am 2. November, eineinhalb Wochen nach dem Traum, ruft Wolfgang aus München an und erschreckt Isabel und mich zutiefst. Er bekommt am Telefon einen Herzanfall. Es geht ihm sehr schlecht, und er will, daß Angelika aus der Schweiz zurückkommt. Sie erkennt aber nicht die Gefahr, in der ihr Vater bald darauf schweben sollte, und weigert sich. Was wir während der nervenaufreibenden Zeit der zwischen München, Hamburg und Gstaad hin- und hergehenden Telefongespräche alle nicht wußten, war: Er hatte eine lebensgefährliche Gelbsucht und schleppte sich, schon mit Fieber, noch zu Isabel und mir nach Hamburg, wo wir ihn zwei Monate lang pflegten.

Der Traum hatte es mir in einem sehr eindringlichen Symbol vorausgesagt: Unser »Deckenbalken« war schwer angeschlagen, »der Wurm war drin«, und er drohte zu zerbrechen. (Deckenbalken = Familienoberhaupt = Stütze des Hauses.) Der Haussegen hing gewaltig schief, ein »Riß« ging durch unser sonst so intaktes Familienleben; denn auch jetzt ließ Angelika sich nicht blicken – sie blieb in der Schweiz. (Der Vollständigkeit halber und weil es nun mal um die Familie ging: Andrea, die dritte im Bunde, war unabkömmlich in ihrem Heidelberger Theaterengagement.)
Die »Unordnung« in einer Wohnung symbolisiert im Traum immer das gestörte Verhältnis, es ist etwas im wahrsten Sinn des Wortes »nicht in Ordnung«, und so ist es bei allen Träumern der Welt.
Nebenbei, muß ich zugeben, irrte ich auch wirklich ziemlich planlos durch unser häusliches Chaos, das durch Isabels und meine Arbeit am Theater und die aufreibende Krankenpflege beträchtliche Ausmaße annahm . . . Auch was den Staub betrifft, der im Traum eine wesentliche Rolle spielte.
Doch nun zum beruflichen Aspekt dieser Vorschau. Am 20. November, fast einen Monat nach dem Traum, bekam Isabel ein neues Angebot vom »Jungen Theater«. Sie sollte in Savorys Komödie *Wir erwarten Besuch* die Tochter des Hauses spielen. Die schusselige, ewig staubwischende Mama war die geträumte Maria Paudler.
Am 31. Dezember war Premiere, der ich beiwohnte. Nun erkannte ich haargenau *mein* Traumverhalten – es hatte so viel Ähnlichkeit mit dem der Paudler, daß ich mich im Traum mit ihr identifiziert und das Stück als Aufhänger für meine Familiensituation benutzt hatte.
Isabel verhielt sich auf der Bühne fotografisch genau, wie sie es zuweilen zu Hause tat. Ihre Brüder, die der Mutter oft helfend zur Seite standen, waren die ebenfalls geträumten Herren Wolfgang K. und Rainer B. Und auch Fritz S. wirkte mit. Sogar der Whisky, dem die ganze Familie in dem reizvollen Stück – und nicht nur in dem Stück – reichlich zusprach, während sie staubwischend auf den Besuch wartete, der bis zum Ende der Komödie nicht erschien, spielte eine geradezu überdimensionale Rolle.
Als ich auch noch das elegante und moderne Bühnenbild als meine Traumwohnung wiedererkannte, war ich nicht mehr zu halten. Ich ging auf meine übliche Bestätigungstour und interviewte die Hauptakteure. Hier die Bestätigung von Frau Paudler:
»Hiermit bestätige ich Frau M., daß ich das Angebot, die Rolle der Alice in dem Lustspiel *Wir erwarten Besuch* im ›Jungen Theater‹ zu spielen, am 20. November bekam. Ich spiele darin eine Mutter von drei erwachsenen Kindern, die die Schauspieler Rainer B., Wolfgang K. und Isabel S. spielen. Da wir in dem Stück immer Besuch erwarten, laufe ich oft sehr aufgeregt, etwas kopflos staubwischend durch den Raum. Die Stufen zu dem Podest, worauf sich die Handlung abspielt, haben eine leuchtendblaue Farbe.«
Huldvoll lächelnd, übrigens mit umwerfendem Charme und Humor, thronte Maria Paudler oft über dem ganzen Familienchaos in dem aber sonst vorbildlich ordentlichen Haushalt.
Der Bühnenbildner Ulikowski bestätigte mir – ebenfalls schriftlich –, daß ihm der Einfall, blaue Teppiche und Läufer zu verwenden, erst am 28. November gekommen sei. Auf diese Tatsache legte ich größten Wert, denn war auch das Stück im Theater zur Zeit des Traumes natürlich schon konzipiert – nur wir wußten noch nichts davon –, die Idee der dominierenden blauen Farbe war noch ungeboren. Der Traum aber hatte sie schon sechs Wochen zuvor erahnt.
So war das harmlose Lösen einer Fahrkarte nach der Schweiz der Anlaß, im Traum die lebensbedrohende Erkrankung unseres »Deckenbalkens« und das beinahe entstandene Familienzerwürfnis vorauszusehen, das sich in dem präkognitiv erkannten Bühnenstück mit allen im Traum vorkommenden Akteuren widerspiegelte.
Daß auch wir unentwegt Besuch erwarteten, der unter irgendeinem Vorwand immer wieder absagte, weil er bei meinem Mann eine infektiöse Gelbsucht vermutete, sei nur am Rande erwähnt.

Vorweggenommene Begegnungen: Freunde und Kollegen

Träume, die sich um Freunde und Berufskollegen drehen, sind bei mir überaus zahlreich. Ich kann mich überhaupt nicht über menschenleere Nächte beklagen. Aber richtig amüsant wird es erst, wenn ich von Leuten träume, an die ich sonst »nicht im Traum denke«, wie es sinnigerweise heißt, oder die ich erst viel später kennenlerne. Und davon soll in den nächsten beiden Berichten die Rede sein.

Im Frühjahr 1954 bekam ich von der Festspielleitung des Freilichttheaters Schwäbisch Hall das Angebot, in der *Haller Passion* die Maria Magdalena zu spielen. Ich sagte zu. Bernt von Heiseler, mein Dichtervetter, hatte mich Direktor Speidel vorgeschlagen. Ich freute mich auf die Sommerwochen in dem hübschen schwäbischen Salzsiederstädtchen mit der traumhaft schönen Treppe, die mit ihren 52 Stufen zur gotischen Kirche St. Michael hinaufführt. Ich hatte schon Wunderdinge von Hall und seinen Spielen auf eben dieser Treppe gehört und von dem einmaligen Erlebnis, wenn in lauen Sommernächten der Ruf »Jedermann« vom angestrahlten Turm, den aufgescheuchte Falken umflattern, über das architektonische Kleinod des Marktplatzes dröhnt. Ich kannte weder die Stadt noch den Direktor und auch nicht die Besetzung des Stückes. Die Kollegen kamen meistens aus dem nahen Stuttgart. Ich besaß lediglich das Textbuch, um meine Rolle zu lernen. Das Stück war ein sehr schönes evangelisches Passionsspiel, ganz so, wie man sich eben ein Passionsspiel vorstellt: mit einem seelenvollen Christus mit gütigen Augen und weicher, suggestiver Heiligenstimme. Außerdem erfuhr ich noch aus zuverlässiger Quelle: Es regnete während der Festspiele nie! Das bekannt gute Wetter dort wurde deswegen nach dem Festspielleiter, Direktor Speidel, »Speidelwetter« genannt.

Geradezu absurd fand ich daher meinen Traum 72 vom 22. Mai 1954: Ich träumte kurz vor meiner Abreise nach Hall, Wolf Ackva spiele meinen sanften Erlöser. Ich hatte diesen Kollegen im Februar desselben Jahres anläßlich einer Film-Synchronisation im Studio Remagen flüchtig kennengelernt. Er war der Typ des zackigen Offiziers, mit harter, etwas rauher Stimme, kühlen, immer etwas zynisch blickenden Augen und einem dandyhaften Schnurrbärtchen und war, wie ich ihn nach dieser flüchtigen Begegnung in Erinnerung hatte, immer sehr elegant gekleidet.

Der Traum wurde spaßeshalber notiert. So eine Fehlbesetzung durfte es ja wohl in Wirklichkeit nicht geben, dachte ich damals noch geringschätzig. Ich schrieb meine Träume auch noch viel zu flüchtig nieder und ließ oft die wichtigsten Details weg.

In der nächsten Nacht träumte ich dann auch noch von einer Art Wasserpantomime. Ich sah eine große Schar Kollegen durch Regenwände wie in einem Aquarium. Am linken Ende der Gruppe, die gestaffelt auf einer Riesentreppe stand, ein sympathischer Jüngling mit schönen blonden Locken. »O weh«, dachte ich, und diesmal glaubte ich dem Traum aufs Wort, »dies wird also ein verregnetes Unternehmen werden!«

Am 29. Mai bestieg ich in München den Zug nach Schwäbisch Hall, wo am nächsten Tag die Proben beginnen sollten. Wie groß war mein Erstaunen, als ich in meinem Abteil hinter einer Zeitung vergraben den nicht minder verdutzten Wolf Ackva entdeckte. Mit einem fröhlichen »Gelobt sei Jesus Christus!« begrüßte ich den Verdatterten, der sich aber schnell fing und geistesgegenwärtig »In Ewigkeit Amen« antwortete und etwas »weltlicher« hinzufügte: »Wieso zum Teufel wissen Sie, wohin ich fahre?« – »Ich hab von Ihnen geträumt, daß Sie den Christus in Hall spielen, und da Sie im Zug dorthin sitzen, werden Sie das komischerweise dann wohl auch tun«, sagte ich. Er teilte übrigens völlig meine Verwunderung über seine Besetzung und hielt sie ganz ehrlich selbst für eine »Schnapsidee«. Heute wäre es anders, man würde Jesus nicht mehr so darstellen, wie wir uns das damals noch vorstellten, sondern als den fanatischen Revolutionär, der er wohl auch war. Um es vorwegzunehmen, wir haben uns beide getäuscht: Ackva war hervorragend. Auch wie er es durchstand, während einer langen Szene nackt am Kreuz zu hängen, von Schnaken zerstochen und fast immer im Regen, fand meine ganze Bewunderung. Denn auch das mit der Wasserpantomime wurde bittere Wahrheit. Während der Probenzeit hatte ich schon mit meinen finsteren Wetterprognosen geunkt. Mir wurde von den orts- und wetterkundigen Stuttgarter Kollegen nur mitleidig lächelnd das alljährliche »Speidelwetter« entgegengehalten. Im Sommer 1954 jedenfalls fiel es restlos und buchstäblich ins Wasser.

Der junge, sympathische, auf der linken Seite stehende Jüngling mit den langen, blonden Locken – auch von ihm hatte ich Ackva während unserer gemeinsamen Fahrt ins Engagement erzählt – entpuppte sich als der Jünger Johannes, dessen Platz immer auf der linken Seite Christi war. Ich hatte ihn fotografisch genau vorausgeträumt. Ein Foto von der wie im Traum gestaffelten Kollegenschar im Regen auf der Treppe und eine schriftliche Bestätigung von Wolf Ackva habe ich im Archiv des Freiburger Instituts hinterlegt.

Diese beiden Haller Träume gehören, wie meine Berufsträume fast immer, zu einer Serie von etwa fünf bis sieben weiteren Träumen: von Pannen bei einer *Jedermann*-Aufführung über eine unerwartete Rollenübernahme bis zu einem Brückeneinsturz in Hall.

Es war im Januar 1967. Ich kam von einem Urlaub aus der Schweiz und unterbrach meine Heimreise in Freiburg, um mit Professor Bender einige mir wichtig erscheinende Traumerlebnisse zu besprechen. Ich übernachtete in meiner alten Junggesellenwohnung direkt an der Bahnstrecke Basel–Hamburg. Spätabends ging ich noch zum Bahnhof und warf dort einen Brief an meine Tochter Isabel ein, die ich wegen eines Liebeskummers trösten mußte.

Traum 1788 vom 22. Januar 1967

Ich träume, daß ich mit einer älteren Frau zusammen eine Lokomotive zu führen habe. Vielmehr muß die Lokomotive paradoxerweise »dargestellt«, »gespielt« werden. Wie mir scheint, ein unerhört schwieriges, aber doch erlernbares Unterfangen.

Damals legte ich den Traum so aus: Ich hatte an dem Tag komplizierte Traumexplorationen im Institut hinter mir und eine große Rolle im Hamburger »Künstlertheater« vor mir: *Die zärtlichen Verwandten* von Bendix. Die Proben sollten unter Albert Lippert in den nächsten Tagen beginnen, und ich hatte noch kein Wort gelernt. Dies lastete auf mir und schien schwer wie das »Führen einer Lokomotive«. Ein doppelter Eisenbahntraum-Auslöser, wie mir schien: mein Bahnhofsbesuch und das Vorbeifahren der Fernzüge während der ganzen Nacht.

Als ich am 30. Januar, aus Freiburg kommend, mit dem Zug im Hamburger Hauptbahnhof einfuhr, stand genau vor meinem Abteilfenster der junge Regisseur Gerhard Friedrich. Er holte seine Mutter ab, mit der ich, ohne sie zu kennen, von Freiburg aus im selben Coupé gefahren war. Als Gerhard Friedrich mich erkannte, fragte er mich: »Ich inszeniere das übernächste Stück, *Der Kreis* von Somerset Maugham, auch im Künstlertheater. Haben Sie Lust, eine Rolle darin zu übernehmen?«, und ich sagte, ehe ich ausgestiegen war, noch aus dem Abteilfenster zu.

Im März begannen die Proben zum *Kreis*. Ich lernte die Hauptdarstellerin, Erika von Thellmann, kennen, und wir wurden gute Freundinnen. Auf meine Frage, was sie als nächstes plane, sagte sie: »Ich spiele im Sommer in Baden-Baden mit deiner Tochter Isabel in *Der chinesische Premierminister*. Wie es weitergeht, weiß ich noch nicht.«

Während ihres Gastspiels in Baden-Baden bekam sie ein neues Angebot von der »Komödie im Marquardt«, Stuttgart. Das Stück hieß *Die Lokomotive*. Weder sie noch ich hatten je vorher von diesem Lustspiel gehört. Sie gab es mir zu lesen. Die Geschichte hat erstaunlich viel Parallelen zu meinem eigenen Leben. Zudem kommt darin eine Isabel vor, deren permanenten Liebeskummers sich Sonja – so heißt die Rolle der Thellmann – energisch anzunehmen hat. Auch im Leben vertritt Erika von Thellmann in Baden-Baden an meiner Isabel Mutterstelle.

Am 28. Juli schreibt mir Erika, sie habe mich als ihre Tochter in der *Lokomotive* vorgeschlagen.

Ein präkognitiv anmutender Traum vom »Lokomotive-Spielen«, wahrscheinlich telepathisch abgezapft vom Theaterverlag oder von der »Komödie im Marquardt« in Stuttgart. Bemerkenswert hieran ist, daß weder Erika noch ich zur Zeit des Traumes von ihren späteren Engagements wissen konnten und wir damals beide das Stück nicht kannten.

Von einem Traum von besonders auffallendem telepathischem Gehalt, der ohne jegliche Vorwarnung mein Unterbewußtsein heimsuchte, will ich nun berichten.

Traum 747 vom 24. April 1958

Ich mache eine Überfahrt auf einem mittelgroßen Dampfer. Ein Mann, der mit England geschäftliche Verbindungen aufnimmt, spielt irgendeine Rolle. Dann bin ich in London in einer belebten Straße und treffe meine ehemalige Collegefreundin Freda F. Hocherfreut liegen wir uns in den Armen. Sie ist etwas dicker geworden und hat ihre Haare, die sie immer offen trug, hochgesteckt. Ein großes Erzählen geht los, und ich begleite sie in ihre Wohnung im vierten Stock eines hübschen, modernen Appartementhauses. Sie berichtet, ihr Freund sei im Orient oder irgendeinem anderen fremden Erdteil. Außerdem besitze sie einige Hunde und einen Affen. Während sie lustig drauflos erzählt, bearbeitet sie das Fuß- und Kopfende ihres mit dickem Stoff ausgeschlagenen Bettes mit einem Besen.

Mir erschien der Traum, der völlig aus der Luft gegriffen war, gleich als eine starke Gedankenübertragung. Wie kam ich ausgerechnet auf Freda, die ich seit 1935 nicht mehr gesehen hatte und mit der ich fast nur noch Weihnachtsgrüße austauschte? Ich wußte lediglich von ihr, daß sie seit einigen Jahren mit einem bekannten Grafiker in London-Chelsea zusammenlebte. 1930 waren wir Schülerinnen in einem englischen College in der Grafschaft Buckinghamshire und die besten Freundinnen. Im Sommer 1935, also vor 23 Jahren, besuchte ich sie zuletzt in London, wo sie mit einer alten Tante in einer der vornehmen alten Villen in Kensington eine Parterrewohnung teilte.

Nun war natürlich einer meiner Nachforschungsbriefe fällig, denn diese auffallenden Einzelheiten des Traumes mußten irgendeinen Bezug zu Realsituationen haben. Ich erzählte ihr den Traum und fragte, ob sie zu dem einen oder anderen Detail einen Einfall habe. Sie hatte – zu allen Details!

Am 28. Mai schrieb sie mir hocherfreut und erstaunt ob meines ausführlichen Berichts einen langen Brief, dem ich folgenden Absatz entnehme:

»... Ich freute mich so über ein Lebenszeichen von Dir – ich hatte ganz aufgegeben, jemals wieder von Dir zu hören. Dein letzter Brief war aus Freiburg 1954 – so weißt Du, wie lange es her ist.

... Zu Deinem Traum, weswegen Du fragst: Ich will Dir helfen, so gut ich kann: Am 4. Mai aßen mein Bruder und seine chinesische Frau – die auf Urlaub vom Fernen Osten hier sind – mit mir zu Mittag, und ich erzählte ihnen eine ganze Menge von Dir und von dem Spaß, den wir im College

miteinander hatten. Er arbeitet für die Shanghai-Hongkong-Bank, von wo aus er kürzlich nach Kalkutta stationiert wurde. Du hast ganz recht, ich bin etwas dicker geworden und trage in letzter Zeit meine Haare hochgesteckt. Wir haben drei Hunde und einen Affen. Zu Weihnachten mieteten mein Freund und ich in Tanger eine Etage im vierten Stock eines schönen neuen Wohnblocks.
Du erwähnst mein Bett: Ich habe das Kopfende, das aus gelbem Samt ist, vor kurzem mit einer Bürste gereinigt. Ich weiß nicht, ob irgend etwas davon Dir helfen kann. Ich hoffe es!«
Hier kann man mit Fug und Recht von reinster Telepathie sprechen, vielleicht sogar von einer präkognitiv übertragenen, denn Fredas Gespräch mit ihren ostasiatischen Verwandten und also auch das intensive Denken an mich hatten am 4. Mai stattgefunden, zehn Tage *nach* dem Traum.

Aufhänger zu nachfolgendem Traum war ein angeregtes Gespräch mit Freunden in Essen, bei denen ich am Abend zu Gast war. Zwangsläufig kam auch die Rede auf Alfried Krupp, mit dem meine Freunde in Geschäftsverbindung standen.
Traum 1132 vom 26. Oktober 1961
Ich bin in fremder, tropischer Gegend. Ein Leopard. Ein Fluß mit Segelbooten, eine elegante Gesellschaft, viele Gäste. Man sitzt mit dem bekannten früheren Tennis-Champion Gottfried von Cramm zusammen. Ferner mit Alfried Krupp und einem jungen Verwandten von ihm. Auch Andrea ist irgendwie mit dabei.
Außer dem abendlichen Gespräch um Alfried Krupp gab es keinerlei Beziehung zu dem eigenartigen Traum. Der Essener Herbst war gerade recht ungemütlich, tropische Gegenden mit wilden Tieren standen »nicht ins Haus«, und Gottfried von Cramm hatte ich in meiner Jugend in den dreißiger Jahren, als er auf der Spitze seiner sportlichen Erfolge war, im Londoner Wimbledon-Stadion Tennis spielen sehen.
Am nächsten Tag gab ich meinem Herzen einen Ruck, erzählte meinen Freunden den Traum – von meiner Forscherarbeit wußten sie seit Jahren – und bat sie, Nachforschungen für mich einzuholen. Das taten sie denn auch und, wie sich herausstellen sollte, auch zu meiner vollsten Zufriedenheit. Krupp gab bereitwilligst Auskunft. Er berichtete: »Ich bin heute zu einem Seglerabend in Bremen eingeladen. Am 16. Dezember werde ich von einer Jagd zurückkommen.« Aber dann kam das für mich Wesentlichste: »Ich kenne Gottfried von Cramm seit mehr als einem Jahr sehr gut. Er ist unser Vertreter im Sudan. Zu dem jungen Verwandten: Ein Neffe von mir ist noch in Afrika oder schon auf dem Heimweg.«
Das also waren die geträumten Segelboote auf dem Fluß und die zu Jagd und Segelei gehörende vornehme Gesellschaft. Und der für mich völlig aus dem Nichts auftauchende »Vertreter aus dem Sudan« war mein Jugendschwarm Gottfried von Cramm!

Das alles war mir vorher unbekannt, und ich fand die Koinzidenzen recht beachtlich. Afrika war damals keineswegs so »in«, wie es das heute ist. Der geträumte Leopard war mal wieder, wie so oft, eine originelle Arabeske, ein Nebenbei, das wahrscheinlich nur verdeutlichen sollte, daß das Ganze in Afrika bei Krupps Neffen und bei von Cramm im Sudan spielte. Ein Land übrigens, in das Alfried Krupp, wie ich viel später erfuhr, immer auf Foto-Safari reiste.
Ebenfalls ganz nebenbei kam auch Andrea in meinem Traum vor. Damals studierte sie noch auf der Schauspielschule in München. Wer konnte daher ahnen, daß sie sieben Jahre später sich zu einem begeisterten Afrika-Fan entwickeln und alljährlich ihren Urlaub in Malindi in Kenia verbringen würde?
Ich weiß heute nicht mehr, was meinen Traum – dem nur das Gespräch in Essen vorangegangen war – bewogen hatte, sich den vier Afrikareisenden zu widmen, nämlich Alfried Krupp, dem Neffen, Gottfried von Cramm und Andrea. Doch ich nehme an, Alfried Krupp wird – einmal fiktiv gesprochen – an jenem Abend Fotos oder Filme aus Afrika sortiert, geklebt, geschnitten haben, was er immer selbst tat. Der Neffe und Gottfried von Cramm wären dann lediglich telepathisch erfaßte Personen. Nur Andrea als zukünftige Afrika-Liebhaberin wurde präkognitiv gleich in diesen Mischtraum aus Jäger- und Seglerzutaten mit hineinverwoben.

Es gibt im Leben eines Schauspielers viele alltägliche Ereignisse und eine Unmenge sich immer wiederholender, auf alle Individuen dieser Spezies zutreffende und mehr oder minder erstaunliche Erlebnisse. Aber etwas gibt es sehr selten, ich möchte sagen, bei 95 Prozent aller Kollegen nie in ihrem ganzen Leben: nämlich Auslandsgastspiele. Das hängt weitgehend mit der Gebundenheit an den deutschen Sprachraum zusammen. (Ich nehme natürlich Österreich und die Schweiz aus.) Eine Amerika-Tournee ist daher eine solche Ausnahme, daß man mir nicht mit dem Argument kommen kann: »Das ist bei euch absolut ›drin‹!«, wenn ich nun von Traumerlebnissen berichte, die zehn Jahre vor ihrer Erfüllung vom »Land der ungeahnten Möglichkeiten« handelten.
Es war im Jahr 1961. Mein bereits oft zitiertes »Junges Theater« in Hamburg rüstete sich zur Feier seines zehnjährigen Bestehens im damals noch klitzekleinen Saal an der Marschnerstraße. Da hatte ich aus heiterstem Himmel eine Serie von fünf fast aufeinanderfolgenden Träumen, die eingebettet in vielerlei Unzusammenhängendem immer wieder um den einen Punkt kreisten: Amerika.
Der Einfachheit halber und weil so viel Verwirrendes mit hineinspielte, will ich hier die Träume 1107 bis 1117 in einem Bericht zusammenziehen und nur die Details anführen, die für den vorliegenden Fall von Wichtigkeit sind.
Die Serie begann am 18. August und endete am 22. September 1961, in

einer Zeit, in der ich mit meiner Kollegin Ilse Laux in der modernen Komödie *Kalamitäten* allabendlich auf der Bühne stand und wir anschließend gemeinsam Proben für die Jubiläumsvorstellung von Molières *Der eingebildete Kranke* hatten. Ilse sollte die Hauptperson in der Amerikastory werden.
Damals, zwölf Jahre ist es her, waren wir noch gar nicht die guten Freundinnen, die wir inzwischen durch viel gemeinsame Arbeit und manch gemeinsam gekipptes Glas Whisky geworden sind. In der Salonkomödie spielte sie eine umwerfend komische Charge, im Molière-Stück eine kleine Episode in der Pantomime des Vorspiels. Trotz unserer damals noch sehr lockeren kollegialen Beziehung und ihrer kaum ins Gewicht fallenden künstlerischen Arbeit im *Eingebildeten Kranken* geisterte ausgerechnet nur sie durch jeden meiner Amerikaträume.
Die Serie begann, wie das bei meinen Traumserien häufig so ist, mit schüchternen, vagen Andeutungen und steigerte sich von Traum zu Traum, bis sich eine klare Vorschau herauskristallisierte.
Traum 1107 vom 18. August 1961
Es begann mit wild bewegtem Wasser und einer Reise nach Amerika. [Es war die Nacht nach der Premiere unseres Lustspiels mit Ilse Laux. Mit anschließender ausgedehnter Feier.]
Traum 1109 vom 20. August 1961
Hier trat Ilse Laux zum ersten Mal in meinem Traum auf. Ich sah sie mit einem weißen Häubchen, wie Bürgersfrauen sie in der Rokokozeit zu Hause trugen. Inmitten Reisevorbereitungen mit großen Kisten und Schrankkoffern, wie man es von Theatertourneen kennt.
Traum 1114 vom 4. September
Hier gibt es sogar einen Ozeanriesen und wieder eine Überfahrt nach Amerika.
Hierzu schrieb ich in meinem Kommentar: »Amerika-Tournee natürlich nicht in Sicht!« Ausgelöst wurde dieser überaus lebendige und sehr lange Traum allein durch die Tatsache, daß wir mit *Kalamitäten* einen Abstecher in den nahegelegenen Kurort Bad Bramstedt machten und ich mit Ilse Laux – spätabends nach Hamburg zurückgekehrt – unser erstes, ebenso ausgiebiges wie feuchtfröhliches Zusammensein im historischen »Brahmskeller« verklönte. Daß dieses winzige Gastspiel und der Abend mit Ilse der Auslöser für eine Präkognition sein würden, stellte ich natürlich erst nach der tatsächlichen Erfüllung eines Amerika-Gastspiels der Hauptperson fest. Schon damals steht aber in meiner Analyse zum Traum: Wolfgang wird ein Filmprojekt angetragen, das ihn auf einer Schiffsreise nach Kanada gebracht hätte. Es wurde nichts daraus.
Traum 1115 vom 12. September 1961
Es ist der letzte Spieltag des erwähnten Lustspiels, und es geht schon wieder mit Theaterkollegen über den großen Teich.
Doch ich wunderte mich angesichts unserer bescheidenen Mittel und der

relativen Unbeweglichkeit des kleinen Theaters (Bramstedt liegt 45 Kilometer von Hamburg entfernt!) allmählich immer mehr; denn ich bezog damals noch all die aufregenden Überfahrten fälschlicherweise immer auf das »Junge Theater«.
Dann fingen die Proben zum *Eingebildeten Kranken* an, und es gibt noch einen letzten Amerikatraum.
Traum 1117 vom 22. September 1961
Hier geht es um zwei Stücke, die nach unseren beiden kommen werden, um zwei Rollen, wieder um das Meer, eine Überfahrt, und wieder erwähne ich von all den vielen Schauspielern, mit denen ich im Laufe der zwei Monate zu tun hatte, nur Ilse Laux.
Dann hörte die Laux-Serie schlagartig auf. Ilse lachte mich nur immer aus, wenn ich ihr mehr als einmal prophezeite: »Irgendwann wirst du, und zwar mit einem Rokokohäubchen, den großen Teich überqueren! Ich hab's zu oft geträumt!«
Zehn Jahre später – genau um dieselbe Zeit – stand ich zu den Proben für die Zwanzigjahrfeier des inzwischen zu stattlicher Größe und Ansehen gelangten »Jungen Theaters« auf der Bühne an der Mundsburg.
Und Ilschen Laux vermeldete mir strahlend: »Christine, du hast mal wieder recht behalten – (denn inzwischen waren schon verschiedene Kollegen unter den Bannstrahl meiner oft scharfen Prognosen gefallen) –, ich bin durch Oskar Fritz Schuh als Inszenator vom Goetheinstitut für zwei Rollen für eine Tournee durch die USA und Kanada verpflichtet worden! Im August beginnen die Proben. Die Tournee geht von September bis November. Eine der Rollen ist die Millerin in Schillers *Kabale und Liebe*.«
Wie ich bescheiden-stolz auf später gezeigten Szenenfotos feststellen konnte, schmückte Ilses Haupt jenes geträumte Häubchen, das Bürgersfrauen der Rokokozeit trugen. Tourneeplan und begeisterte, bunte Postkarten aus den USA und Kanada zieren meine reichhaltige Bestätigungssammlung.

Mit dem Schicksal meines Patenkindes Rosita beschäftigt sich der nächste Bericht. Wie in etwa 80 Prozent aller präkognitiven Träume war hier wieder einmal eine ursprünglich ganz harmlose Telepathie der Auslöser.
Traum 1924 vom 6. April 1968
Ich irre auf einem Sackbahnhof herum, ich glaube, es ist Hamburg-Altona, und suche nach einem Zug nach London. Meine ständigen Begleiter sind mein Vater und eine schöne blonde Frau, die mich an den Zug bringen wollen. Alle Züge nach London fahren gerade ab. Ich wende mich an eine ältliche Beamtin, die ein Heft mit Bettkarten in der Hand hält. Ich sei reichlich spät dran, meint sie, alle Betten nach London seien bereits belegt. Ich sehe ein, daß es höchste Zeit ist, und reiche ihr sehr nervös einen Hundertmarkschein. Sie sagt: »Das Bett nach London kostet 1000,– DM.« Ich traue meinen Ohren nicht und gebe ihr die Karte zurück. So viel könne ich

für eine Reise nach London nicht ausgeben. Allgemeines betretenes Schweigen, auch mein Vater und seine blonde Begleiterin äußern sich nicht. Plötzlich sind die beiden wie vom Erdboden verschwunden. Ich suche sie verzweifelt überall auf dem Bahnsteig. Sie haben sich einfach aus dem Staub gemacht, als sie merkten, daß ich die Reise nach London nicht antreten will.
Dann stehe ich auf einem großen Platz vor einem riesigen Palais und komme mir unendlich verlassen vor. Das Palais wirkt gespenstisch unbewohnt, und mich fröstelt etwas in meiner traurigen Einsamkeit.
An dem Traum beeindruckten mich vor allem auf eigentümlich unheimliche Weise die große Verlassenheit und der Riesenpalast, den ich mit meiner momentanen eigenen inneren Leere in Verbindung zu bringen versuchte. Ein Haus nämlich, ob klein oder groß, bewohnt oder leer, unordentlich, verfallen oder heimelig, gilt in der Traumforschung als das »Ich« schlechthin. Je nach der eigenen seelischen Verfassung.
Ich war gerade wieder mal zu Besuch bei meiner Mutter in ihrem kleinen gemütlichen Häuschen in Inzell. Mit der hektischen Stimmung aber auf dem Sackbahnhof, dem dringenden Wunsch nach einer Bettkarte nach London und dem plötzlich verschwundenen Paar wußte ich so recht nichts anzufangen.
Da erhielt ich am 11. April den Jahresbericht meines früheren Colleges aus Buckinghamshire, der mir von der Schriftführerin aus London gesandt wurde. Am Tag des Traumes, am 6. April, hatte ihn Rosita, die ich gebeten hatte, ab und zu nach meiner Post zu sehen, umadressiert.
Mit einer kleinen Bestätigungsnotiz in meinem Traumjournal betrachtete ich damit den Traum als hinlänglich erfüllt. Rosita hatte ihn mit dem Umschreiben des englischen Briefes mittels Gedankenübertragung ausgelöst. Doch, wie sich immer wieder erst später herausstellt, genügte dieser allzu einfache Umstand nicht, eine solche Fülle von weiteren Bezügen zu erklären.
Das dicke Ende kam denn auch im Frühling und Sommer 1968 und betraf lediglich Rosita, mit der ich mich, wie das sehr oft bei Nahestehenden vorkommt, im Traum völlig identifizierte. Nicht *ich* wollte nach London (wo ich zuletzt im Jahr 1935 war), nicht ich wurde von Vater und blonder Begleiterin verlassen, und nicht ich stand vor dem gespenstisch großen Palast, fühlte mich leer und ausgebrannt und unendlich einsam, sondern Rosita.
Sie hatte sich während meiner Abwesenheit in einen jungen Mann verliebt. Die Tragödie – denn es wurde eine – begann gerade zu dieser Zeit und schuf ein affektives Feld, das sich in jenem Traum manifestierte. (Sie lieh dem Jüngling auch bei irgendeiner Gelegenheit die geträumten hundert Mark, die sie nie wiederbekam.) Nun erwartete sie ein Baby von ihm und war viel mit ihm, dem Vater, und dessen schöner blonder Mutter zusammen. Ich lernte seine Mutter im Lauf des Sommers kennen. Sie glich aufs Haar der Begleiterin meines Vaters aus dem Traum vom 6. April. Der

Vater des Kindes und seine Mutter waren dafür, das Baby zu beseitigen. Also begleiteten sie Rosita – im Traum war ich es – zum Zug nach London. Als sie erfuhr, wie teuer der Eingriff sein würde – es waren genau 1000,– DM –, zögerte sie und wollte nicht nach London reisen. Es gab seelische Konflikte. Mal überwog der Wunsch, das Kind auszutragen, mal der, es loszuwerden.
Der Zeitpunkt war beinahe schon überschritten – »alle Züge nach London waren abgefahren, die Bettkarten ausverkauft« –, da entschloß sie sich im September doch, den Eingriff vornehmen zu lassen. Der Vater des Kindes aber und seine blonde Mutter kümmerten sich nicht mehr um Rosita.
Interessant daran ist, wie der Traum das Bild des »Vaters« in »meinen Vater« verwandelte (der schon seit 1961 tot ist), das Klinikbett in eine »Bettkarte nach London«, Rositas ältliche Krankenschwester in der Klinik in eine »Beamtin«, die die Bettkarten ausgab.
Rosita mußte alles allein durchstehen. Innerlich leer und todtraurig, hielt sie sich einige Tage in London auf. Trotz ihrer Enttäuschung besah sie sich die Stadt, pilgerte auch zum Buckingham-Palast und stand vor dem riesigen Palais, das ich im Traum auf jenem leeren Platz gesehen hatte. Tiefenpsychologisches Sinnbild für die innere Einsamkeit des jungen Menschenkindes, das verlassen von seinem Freund und dessen Mutter die deprimierende Fahrt nach London gewagt hatte, wohin es bezeichnenderweise von einem absolut symbolisch zu deutenden »Sackbahnhof« gefahren war, in den es durch sein Liebesmißgeschick geraten war.

Die sehr verwickelte Liebestragödie eines mir nahestehenden Paares sah ein Traum voraus, der mich Ahnungslose buchstäblich überrumpelte.
Es war im Juli 1964 nach den Sommerferien. Ich schlief mal wieder die berühmte erste Nacht in dem gesprächigsten aller Betten, nämlich in meinem eigenen in Hamburg. Wie das so oft ist: Man kommt frohgemut und erholt nach Hause, legt sich nichtsahnend nieder, und ein Alptraum ist das einzige, was einem geboten wird.
Ich glaube, in diesem Fall ist es notwendig, ein paar Worte zu den Personen zu sagen, von denen die Rede sein wird. Katharina und Walter, Kollegen aus früheren Theaterzeiten, waren seit vielen Jahren eng befreundet. Sie wünschte sich sehnlichst ein Kind von ihm, er aber war verheiratet und wollte weder Scheidung noch Kind. Am Abend vor dem Traum rief er mich aus Berlin an, wo er mit ihr zusammenlebte. Er fahre morgen nach Bayreuth, berichtete er, um Katharina zu besuchen, die dort in einer Wagneroper gastiere.
Traum 1453 vom 28. Juli 1964
Er handelte von dem total verzweifelten Walter, der am Rande eines Nervenzusammenbruchs zu sein scheint. Er ist krank vor Eifersucht und geplagt von einem entsetzlichen Verdacht. Er glaubt einem blonden Mädchen nicht, daß dessen Kind von ihm sei. Sie wird von ihm verstoßen und flieht vor seinem

Zorn, und niemand weiß, wo sie sich aufhält. Ich suche in panischer Angst nach der Kriminalpolizei, denn ein Verbrechen scheint sich anzubahnen. Unter irgend einem Vorwand liste ich dem blonden Mädchen – und nun ist es die blondhaarige Katharina – die Adresse ab und erfahre, daß sie oberhalb des Festspielhauses in Bayreuth wohnt. Sie aber versucht unbemerkt die Stadt zu verlassen und nach Köln zu reisen. Im Theater erfahre ich, daß sie mit einem Beamten in Köln verheiratet ist und von diesem ein Kind erwartet.
Nichts konnte verwirrender und unwahrscheinlicher sein als diese Traumfetzen, die ich mir nur mühsam ins Gedächtnis rief und versuchte, sie einigermaßen geordnet zu Papier zu bringen. Nichts paßte weniger in das Bild, das ich mir und alle Welt sich von dem unzertrennlichen Paar Katharina und Walter machten. Warum sollte Walter seine langjährige Freundin bedrohen, ja sie verstoßen, warum mußte sie sich vor ihm verstecken, und was sollte die begabte Sängerin, die nur in Künstlerkreisen verkehrte, mit einem Kind eines Beamten in Köln, da sie sich doch so sehnlich ein Kind ihres Berliner Freundes wünschte?
Das Ganze erschien mir völlig utopisch und unwahrscheinlich. Dennoch ängstigte mich der äußerst eindringliche Traum und ließ mich Schlimmes ahnen. Er sollte auch in allen Punkten traurige Wirklichkeit werden. Was also war geschehen? Walter war am Tag nach meinem Traum in bester Laune nach Bayreuth gefahren, um dort einer Festvorstellung beizuwohnen. Dort aber ertappte er seine Katharina in den Armen eines anderen! Ein Eifersuchtsdrama bahnte sich an, das schreckliche Ausmaße anzunehmen drohte. Vierzehn Tage später rief mich Katharina völlig aufgelöst aus Bayreuth an. Sie werde von Walter bedroht, sie habe solche Angst, daß sie heimlich ihr Hotel gewechselt habe, damit er sie nicht finde. Das Hotel liege oberhalb des Festspielhauses. Ich möchte kommen und den Tobenden zur Vernunft bringen, sie fürchte, er würde ein Verbrechen begehen.
Wie ich viel später erst erfuhr, war Katharinas Auserwählter aus Köln, ein Beamter der Kriminalpolizei, die ich in meinem Traum zu Hilfe rief. Mit diesem suchte sie schließlich das Weite, heiratete ihn, bekam ein Kind von ihm und lebte fortan in Köln – genau wie der Traum es vorausgesehen oder mir telepathisch übertragen hatte.

Beruf auch auf der Traumbühne

Beruflich wichtige Ereignisse kündigen sich fast immer in Traumserien an, die sich bis zu ihrer Erfüllung mehr und mehr verdichten. Im Herbst 1955 gab es eine Fülle von präkognitiven Träumen, die sich alle auf ein und dieselbe Produktion bezogen, für die ich am 30. November engagiert wurde. Friedrich Holländer, der der Entdecker von Marlene Dietrich war und dessen Chansons Weltruhm haben, war mit einem Musical, das er *Scherzo* nannte, von Hollywood gekommen. Ein gigantisches Unternehmen mit amüsanter Handlung, viel schöner Musik, Tanz und Pantomime. Am 2. Februar 1956 endlich, nach langen und mühsamen Proben, war die Premiere im Hamburger »Theater am Besenbinderhof«.
Ich will nun von drei der markantesten Träume, die ich vor meiner Verpflichtung zu dieser Welturaufführung hatte, berichten.
Traum 392 vom 16. November 1955
Ein junger Mediziner, der in Paris lebt. Er ist sehr lieb zu mir. Doch wenn seine Kolleginnen dabei sind – darunter eine dunkelhaarige, eifersüchtige –, ist er äußerst reserviert. Er gibt mir ein Paket, das er mich bittet, wieder an ihn zurückzureichen. Ich gebe es an eine Operationsschwester in einem Krankenhaus weiter.
Ich konnte mit dem Traum überhaupt nichts anfangen. Weder hatte ich Verbindung zu einem jungen Mediziner noch sonst etwas mit Krankenhäusern oder Operationsschwestern, auch nichts mit eifersüchtigen, zu tun.
Anfang Dezember, vierzehn Tage nach dem Traum, bekam ich erstmalig das Manuskript von *Scherzo* zu sehen, und die Proben begannen. Das Musical bestand aus einer durchgehenden Handlung, aber mit völlig in sich abgeschlossenen Szenen. In einigen Szenen hatte ich in ganz verschiedenen Rollen aufzutreten und schauspielerisch, aber auch gesanglich und pantomimisch zu agieren. Eine der Szenen hieß »Der Reigen«, und folgendes spielte sich darin ab: Eine Gruppe von Schauspielern und Tänzern bildete einen Kreis. Ein junger Tänzer verkörperte einen Arzt, eine Tänzerin und ich waren Krankenschwestern. Wir hatten Steckkissen im Arm, die von Hand zu Hand gingen und im getanzten »Reigen« herumgereicht wurden. So bekam ich das »Paket« von meinem Traum-Mediziner und gab es an seine – dunkelhaarige und eifersüchtige – Kollegin weiter.

Der Traum hatte sich in fast allen Details erfüllt. Es blieb noch eines offen, und das war der Hinweis auf Paris. Willm Beck, der Tänzer, der den Arzt spielte, wurde natürlich diesbezüglich und im Interesse meiner Forschung interviewt. Und nun erfuhr ich, daß er lange Zeit in Paris gelebt und dort sein Ballettstudium absolviert hatte.
Wahrscheinlich hatte ich den »Reigen« am 16. November telepathisch von seinem Komponisten und Autor Friedrich Holländer abgezapft, aber gleichzeitig die Rollen des Tänzerpaares und meine eigene im Traum vorausgesehen. Denn auch die beiden wurden wie ich erst Ende November engagiert, und wir kannten uns alle gegenseitig vorher noch nicht. Holländer vor allem kam frisch aus den USA und wußte deshalb von unserer Existenz bestimmt nichts.
Am Tag vor dem Vertragsabschluß heißt es in meinem Traumjournal:
Traum 403 vom 29. November 1955
. . . ich sehe mich in einem altmodischen, roten, langen Seidenkleid unter vielen herrlich kostümierten Kollegen.
Mitte Januar 1956 begannen die Anproben für das Musical, das in wunderschönen modernen Kostümen gespielt wurde. In einem der Bilder, genannt »Die Insel der Seligen«, hatte ich eine alte Jungfer darzustellen, und der Kostümbildnerin kam plötzlich der Gedanke, mir als einziger ein altmodisches, leuchtendrotes und langes Kleid zu schneidern.
Traum 410 vom 11. Dezember 1955
Ich sehe ein knallrotes Plakat unseres Stückes mit schwarzer Schrift.
Am 25. Januar 1956, also sechs Wochen später, prangte genau dieses Plakat an allen Litfaßsäulen, im Theater und auf U-Bahn-Stationen. Natürlich stürzte ich mich gleich auf den nicht sehr phantasiebegabten Verfasser dieses Kunstwerks. Er gestand mir offen, daß ihm die Idee zu der roten Farbe mit schwarzer Schrift erst vor kurzem gekommen sei, keinesfalls aber schon Anfang Dezember zur Zeit meines Traumes, da damals die Proben gerade erst begonnen hatten. (Auch das rote Plakat füllt mit all den anderen Traumbestätigungen einen der Aktenschränke des Freiburger Instituts.)
Es gab in dieser *Scherzo*-Serie noch eine Menge präkognitiver Träume, die sich alle auf Pannen, Unstimmigkeiten mit der Theaterleitung, Schicksale einiger Kollegen innerhalb dieser Produktion bezogen ebenso wie auf ihren nicht gar so überwältigenden Erfolg. Man hätte ihn Holländer von Herzen gewünscht, denn es gab ganz bezaubernde Passagen, Chansons und Tänze in diesem Musical. Doch meine Träume zeigten mir unbestechlich trotz all der vielen und oft sehr beglückenden Proben das nicht sehr ruhmreiche Ende des Unternehmens. Die Theaterleitung hatte eine monatelange Serie geplant; es wurden nur zehn Vorstellungen daraus – nach dem unerhörten Aufwand von zwei Probenmonaten ein Reinfall. Ein Traum von einem nicht lebensfähigen Baby ließ mich schon bei der Einstudierung ahnen, daß diese Inszenierung eine »Totgeburt« werden würde.

Aus heiterem Himmel und ohne jeglichen Tagesrest, der den Traum hätte auslösen können – zumindest steht nichts im Kommentar zum Traum oder im Tagebuch –, träumte ich im September 1966 einen Film voraus, den ich über ein Jahr später, im November 1967, im Studio Hamburg drehte. Weder ein Roman noch ein Drehbuch waren zur Zeit des Traumes schon vorhanden – in unserer schnellebigen Zeit nicht allzu verwunderlich.
Erstaunlich war höchstens, daß ich den längst vergessenen Traum in meiner umfangreichen Buchführung zufällig wiederfand und ihn dann als einwandfreie Präkognition erkannte.
Traum 1716 vom 16. September 1966
Ich habe Proben mit sehr vielen Menschen. Es ist ein Massenaufgebot von Frauen. Die Regisseurin ist eine gestrenge Dame, die viel zu bemängeln und zu arrangieren hat. Ich bin etwas eingeschüchtert und komme prompt zu spät zu meinem Auftritt, weil ich meine wichtigen Requisiten vergessen habe. Die Frauen gehen mit Kochgeschirren im Kreis herum. Eine Kollegin, die Ähnlichkeit hat mit Werena Wiet, geht neben mir und legt freundschaftlich ihren Arm um meine Schulter.
Dieser Traum war mir völlig unverständlich. Ich spielte gerade allabendlich in *Der Maulkorb* von Heinrich Spoerl. »Massenaufgebote an Frauen« und weibliche Regisseure gibt es ganz selten in unserer deutschen Theater- oder Filmlandschaft. Ich wenigstens hatte zu dieser Zeit mit keiner Regisseurin zu tun.
Nun, der Traum war vergessen, ein Jahr verflossen. Am 27. Oktober 1967 wurde ich ins Studio gebeten, um den Regisseur Paul May kennenzulernen. Er bereitete einen Film vor mit dem Titel *Gefangene bei Hitler und Stalin*. Die Handlung spielte in deutschen und russischen Frauenkonzentrationslagern.
Paul Mays Frau war bei der Verhandlung zugegen, und sie schien auch diejenige zu sein, die mich engagierte.
Am 21. November begannen für mich die Aufnahmen. Wie es das Drehbuch vorsah und der Traum voraussah, waren wir natürlich *nur* Frauen. Ich spielte eine Russin. Zerstreut, wie ich ab und zu bin, kam ich in der Frühe reichlich spät ins Atelier und vergaß zunächst einmal ein wichtiges Requisit. Dann kam alles wie geträumt. Die gefangenen Frauen gingen im Kreis, um »Essen zu fassen«. Werena Wiet hatte auch eine wichtige Rolle in der Produktion. Meine Partnerin – es war allerdings Margot Trooger – legte in einer wichtigen Szene ihren Arm um meine Schulter und ging mit mir, defätistische Reden führend, ebenfalls im Kreis. Die Szene wurde aufgrund immer neuer Änderungen und Beanstandungen von *Frau* May sehr häufig wiederholt. Ich glaube, ich hörte an jenem Tag kaum ein Wort der Regie von Paul May. Seine Frau führte – wie im Traum schon vorausgesehen – das Regiment. Sie war seit 1954 wieder einmal meine erste Regisseurin.

Aus einer Serie von fünf Träumen um eine einzige Inszenierung, die sich gleichwohl auf drei Theater und vier Rollen bezogen, die auf mich zukamen, will ich die drei markantesten hervorheben. Es begann im Januar, und ich erholte mich auf einem Skiurlaub in Inzell von einer langen und aufreibenden Hamburger Herbst- und Wintersaison. Das einzige, was ich als Anhaltspunkt für die schlagartig einsetzende Traumserie hatte, war, daß neue Proben für mich im Februar im Hamburger »Künstlertheater« beginnen würden; für das Stück *Die zärtlichen Verwandten* von einem Komödienschreiber des vorigen Jahrhunderts, Ralf Bendix. Noch hatte man mir aber die Rolle nicht zugeschickt, noch kannte ich den Autor nicht, geschweige denn die Handlung seines Stückes.

Tasteten sich die ersten Träume noch an Randfiguren und Kollegen heran, die ich vorerst gar nicht kannte, die aber irgendwie mit meinem zukünftigen Ensemble durch gemeinsame Schicksale verwoben waren, so zeigte sich im Lauf der Serie eine fortschreitende Präzisierung, je näher die Träume dem Datum des tatsächlichen Arbeitsbeginns rückten.

Traum 1778 vom 2. Januar 1967

Die Handlung spielt auf einem Bahnhof. Es müssen von einem großen Strauß von Gräsern, Blättern und grünem Gemüse Gedichte und Rollen vorgesprochen werden. Auch ich bin irgendwie in diesen »Strauß« mit einbezogen. Aber ich sage gleich schon auf dem Bahnsteig: »Zwei der Rollen spiele ich, aber die dritte lehne ich ab.«

Zwei Tage später rief mich die Sekretärin des »Künstlertheaters« aus Hamburg in Inzell an: »Unser Gastregisseur Albert Lippert, der Sie ja schon, wie er mir sagte, von Ihrem ersten Engagement aus München kennt, kommt heute am Hamburger Hauptbahnhof an. Er läßt sich dann gleich, allerdings nur von ›jungem Gemüse‹, also einigen Schauspieleranfängern, die ihm noch unbekannt sind, für die jugendlichen Partien in dem Stück vorsprechen. Ihre Rolle hingegen steht fest. Sie brauchen also erst Anfang Februar zum Probenbeginn zu kommen.«

Aha, sagte ich mir, das also war die Erklärung für das »Gemüse« am Bahnhof! Der Traum nimmt ja oft alles ganz wörtlich und bildhaft. Hier ließ er denn auch Gräser, Blätter und eben »grünes Gemüse« gleich auf dem Bahnhof Rollen und Gedichte rezitieren. Ein Wortspiel also, wie es die Traumsprache oft benutzt. Gespannt war ich nun darauf, was ich, da ich noch gar nicht benötigt wurde, auf dem Bahnhof zu suchen hatte und wieso aus meiner einen Verpflichtung gleich zwei, ja drei werden sollten. Denn der Traum hatte sich in seiner ersten Phase bewahrheitet. Das hatte meist seine Folgen, und ich machte mich auf weitere Erfüllungen seiner Voraussage gefaßt!

Darum greife ich in meinem Bericht vier Wochen vor: auf meine Fahrt zum Engagementsantritt am 30. Januar.

Ich hatte einen kleinen Umweg gemacht und war, von Bayern kommend, über Freiburg nach Hamburg gefahren. Dort ereignete sich bei meiner

Ankunft am Hauptbahnhof etwas, was man in der Fachsprache »sinnvollen Zufall« nennt.

Mein Abteil des vollbesetzten »Hispana-Express« hielt genau vor einem jungen Mann, der, ängstlich Ausschau haltend, den Zug entlanggelaufen war. Nun blieb er plötzlich vor meinem Abteil stehen und strahlte übers ganze Gesicht. Seine alte Mutter, die die ganze Fahrt von Freiburg aus mit mir im gleichen Coupé gesessen hatte, fiel ihm schon fast vom Fenster aus in seine zärtlich ausgebreiteten Arme. Der junge Mann aber war, ich erzählte davon schon im vorigen Kapitel, Gerhard Friedrich, der Regisseur des nächsten Stückes, das nach meinen *Zärtlichen Verwandten* am »Künstlertheater« inszeniert werden sollte. Er engagierte mich – ich berichtete auch davon schon – noch vom Bahnsteig aus für dieses neue Stück, den *Kreis* von Somerset Maugham. Das also war die zweite Rolle, die mir doch tatsächlich auf einem *Bahnhof* angeboten wurde! Man darf mir glauben, es war der erste und einzige Vertragsabschluß meines Lebens in solch ungewöhnlicher Umgebung. Die Idee, mich zu engagieren, kam Gerhard Friedrich natürlich spontan und erst im Augenblick des zufälligen Wiedersehens.

Doch Friedrich hatte im Lauf der Probenarbeit zum *Kreis* noch eine *dritte* Rolle für mich zu vergeben. Aber aus dieser wurde nichts mehr. Das Stück hieß *Das Straußenei*. Eine jüngere Kollegin spielte sie dann an den Kammerspielen. Sollte sich der Traum deshalb den Jux erlaubt und sich den »Strauß« mit dem »jungen Gemüse« ausgedacht haben, worauf ich im Traumtext hinwies? Ich bin derlei Wortspielen im Lauf meiner Forscherei immer wieder begegnet. Aber ich hatte die Rolle ja nicht, wie es ausdrücklich hieß, abgelehnt. Das mußte ich dann später, als ich tief in der Arbeit zu den beiden Stücken am »Künstlertheater« steckte. Die Prinzipalin des »Zimmertheaters«, Gerda Gmelin, bot mir eine dritte, sehr schöne Aufgabe an, die ich aber aus Termingründen dann tatsächlich ablehnen mußte.

Hatte der letzte Traum – geträumt im fernen Bayern – die allerersten Anfänge des Hamburger Engagements behandelt (Ankunft des Regisseurs Lippert am Bahnhof, Vorsprechen des »Gemüses«, meine eigene Anreise und die Verhandlungen zu neuer Arbeit), so griff der zweite Traum, schon vom nächsten Tag, hinein in das mir noch völlig unbekannte Milieu und die Atmosphäre des »Künstlertheaters« mit seinem vollkommen neu zusammengestellten Ensemble. Mir sind heute – mehr noch als damals – die Traumauslöser klar: Am 4. Januar war der Gastregisseur Albert Lippert aus seinem bayrischen Landhaus angereist, um die ersten Vorbesprechungen zu führen, und hatte sich intensiv mit seiner baldigen Arbeit beschäftigt, die im Februar beginnen sollte, an einem Theater, das ihm noch fremd war. So kam es auch, daß sich mein Unterbewußtsein ebenso intensiv in den Tagen von Lipperts Reisevorbereitungen auf ihn und sein zukünftiges Ensemble konzentrierte. Die Affektbrücke war geschaffen.

Traum 1779 vom 3. Januar 1967

Er schildert einen äußerst unordentlichen, aber urgemütlichen Raum. Alles sitzt dicht gedrängt beieinander. Ein nettes blondes Mädchen macht energisch und laut schimpfend Ordnung, eine andere, etwas ältere Person sorgt für Blumen und häusliche Gemütlichkeit, was ihr hoch angerechnet wird. Ein total zerfallener Fisch wird zwischen Schminktöpfe und Puderdosen gestellt und lachend und schwatzend von allen verzehrt. Die jüngeren Herren sind ganz besonders charmant, ohne daß sie sich sonderlich für ihre sehr reizvollen jungen Kolleginnen interessieren. Dann geht man gemeinsam in eine verräucherte Eckkneipe, die zunächst alt und etwas verwahrlost wirkt, dann aber in ein allseits beliebtes Lokal umgebaut wird. Dort treffe ich mit Konstantin Delcroix aus München zusammen. Nach lebhafter Begrüßung fragt er mich, was ich jetzt gerade mache. Ich sage: »Ich werde demnächst mit Ihrem ehemaligen Kollegen vom Münchner Staatstheater, Albert Lippert, zu tun haben, er führt bei uns Regie.« Worauf Delcroix sich äußerst interessiert nach den näheren Umständen und nach dem Verbleib von Lippert erkundigt. Ich sage etwas befremdet: »Sie wissen doch, er ging vor vielen Jahren als Intendant ans Hamburger Schauspielhaus und von dort nach Bremen. Heute ist er pensioniert und lebt irgendwo in Bayern.«

In meinem Kommentar zu diesem Traum schrieb ich:

Wie ich gestern erfuhr, läßt sich Albert Lippert heute in Hamburg das Ensemble des Künstlertheaters vorsprechen. Es könnte also eine Vorschau auf den dortigen Arbeitskreis sein. Wie ich ausgerechnet auf Konstantin Delcroix komme, ist mir noch unklar, es wird sich aber sicher bald herausstellen. Delcroix war am Staatstheater in München als Charakterschauspieler verpflichtet, zusammen mit dem allseits umschwärmten jugendlichen Helden und Liebhaber Albert Lippert. Zu einer Zeit, da ich dort, noch blutjunge Anfängerin, im Jahr 1938 meine erste Spielzeit absolvierte.

Auch dieser Traum war noch durch eine bayrische Urlaubsnacht gegeistert, einen Monat, bevor ich dann am 30. Januar jenem Arbeitsbeginn entgegenfuhr, der mir schon so plastisch im ersten Traum dieser Serie geschildert wurde.

Ich will den Leser nicht über Gebühr mit unwichtigen Daten langweilen. Es war jedenfalls irgendwann im Februar in Hamburg. Das ganze Ensemble, das sich zunächst, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kaum kannte, verbrachte in drangvoll-lustiger Enge und meist in der Damengarderobe des Theaters die kurzen Probenpausen, um sich von der klirrenden Kälte auf der Bühne zu erholen. Man rauchte, bis man den Partner kaum mehr sah, fachsimpelte, hörte sich gegenseitig die Rollen ab und aß seine mitgebrachten, phantasielosen Brote. Schimpfend versuchte eine junge blonde Kollegin – Susanne Beck – immer wieder Ordnung in unseren winzigen, fensterlosen Verschlag zu bringen, leerte überquellende Aschenbecher und schaufelte unsere Schminktische leer. Die ebenfalls schon vorausgeträumte »ältere Kollegin« – es war unser herzerfrischender Clown

Herta Worell – sorgte für Wohnlichkeit, indem sie unsere Garderobenplätze, auch später während der Vorstellungen, mit frischen Blumen schmückte oder unsere Spiegel und Rollenbücher mit altmodischen Aufklebeblümchen verzierte. Das war etwas, das am Theater nicht gerade üblich ist und schon deshalb im Traum extra erwähnt wurde.

Nach fast vier Wochen, in denen wir uns von belegten Broten ernährten, die uns allen bei der überaus anstrengenden Arbeit – die Proben dauerten in der Regel von 10 bis 18 Uhr – allmählich gründlich über waren, kam Rolf Mamero auf einen grandios-unglücklichen Einfall. Ich war von irgendeiner schon lange zurückliegenden Einladung bekannt für meinen »Fisch in Silberfolie«. Als nun die ganze Spielschar, der Pausenbrote überdrüssig, zufällig von meiner Küchenspezialität erfuhr, wurde ich beinahe gezwungen, diesen Fisch zu Hause zuzubereiten – in Folie hielte er ja so schön lang warm! – und ihn in unsere gemeinsame Damengarderobe zu bringen, um sämtliche Kollegen damit zu laben.

Man darf mir glauben, es war kein »Erfüllungszwang«, wie der Analytiker es nennt: eine bewußt oder unbewußt selbst herbeigeführte Traumerfüllung. Denn *ich* war nicht auf diese unglückselige Idee verfallen, die mir nur zusätzliche Arbeit machte.

Mit drei großen Fischen, in Silberfolie verpackt, erschien ich also eines Tages im Theater. Das Ensemble füllte unsere Damengarderobe und stürzte sich auf die zwischen Cremetöpfen, Schminkstiften und Puderdosen servierten, durch den Transport etwas zerfallenen, aber dennoch köstlichen Schellfische. Die Atmosphäre des Traumes war erstaunlich lebendig wiedergegeben.

Nie wieder und auch nie zuvor habe ich eine so volle, so unordentliche, so kleine Damengarderobe mit so vielen Männlein und Weiblein erlebt, in der es gleichzeitig so lustig zuging. Und heißen Fisch hatten wir – und es waren betagte Kollegen darunter – noch niemals in unserer aller Bühnenlaufbahn hinter den Kulissen gegessen. Nur noch ein kurzes Wort zu den »Männlein«: Sie durften sich getrost bei uns aufhalten! Auch das ist im allgemeinen nicht üblich in den von keinerlei Sittenverfall heimgesuchten Musentempeln. Sie hatten nämlich fast alle – der Traum beschrieb auch diesen Umstand ausführlich – keine Augen für unsere zum Teil recht attraktiven jungen Darstellerinnen.

Daß der Traum außerdem einen ausgesprochen telepathischen Charakter hatte neben seinem einwandfrei präkognitiven, bewies der letzte Absatz, den mir ebenso staunend wie bereitwillig unser Regisseur bestätigte. Eines Tages fragte ich ihn nach unserem gemeinsamen Kollegen aus den dreißiger Jahren, Konstantin Delcroix. Ich hatte ihn seit 1938, also fast dreißig Jahre, nicht mehr gesehen, und da ich schon lange Zeit aus München weg war, auch nichts mehr von ihm gehört.

Der verblüffte Lippert berichtete: »Daß Sie ausgerechnet von Delcroix träumten, ist deshalb sehr beachtlich, weil auch ich ihn völlig aus den

Augen verloren hatte. Aber kurz vor meiner Abreise nach Hamburg schrieb er mir. Er bat mich, ich möge mich für ihn verwenden und ihm die Wege ebnen. Er wolle von meinem verstorbenen Freund, dem ehemaligen Staatstheaterintendanten Forster-Burggraf, dessen Haus ich am Kochelsee geerbt habe, ein Stück herausbringen.«

Das Gespräch mit Lippert fand übrigens in der kleinen, einst drittklassigen Eckkneipe an der Eppendorfer Landstraße statt, die, wie im Traum und mir bis dahin unbekannt, zu unserem gemütlichen Künstlerlokal umfunktioniert worden war.

Ich meine, der Traum spricht für sich, und ich habe dem nichts mehr hinzuzufügen. Ich lasse zwei unwesentliche Träume der *Zärtlichen Verwandten*-Serie weg und wende mich dem präzisesten, aber auch kompliziertesten zu. Es gibt darin eine solche Fülle von Verschiebungen und Personenverschmelzungen, daß ich ihn nur gerafft und vereinfacht darstellen kann.

Ich hatte, wie schon erwähnt, auf meiner Fahrt von Bayern nach Hamburg einen Haken über Freiburg geschlagen und verbrachte dort, eine Woche vor meinem Arbeitsantritt, eine jener ersten Nächte in einem neuen Hotelbett, die sich immer wieder als besonders ergiebig erweisen.

Der Probenbeginn rückte näher und mit ihm die Präzisierung der auf mich zukommenden Ereignisse.

Traum 1791 vom 25. Januar 1967

Ich sitze fast immer auf der rechten Seite einer sich um mich herum verwandelnden Szene. Es ist wie eine Simultanbühne, die sich um mich dreht, den Blick immer wieder auf andere Schauplätze öffnend. Voll Staunen sehe ich zu meiner Rechten reizende kleine Friesenhäuschen, strohgedeckt, in frischer, grüner, nordischer Landschaft. Zur Linken aber ragen hohe Berge gegen den Horizont auf, und eine »Burg Landeck« krönt einen Gipfel. Trotzdem ist der Schauplatz ein Gerichtssaal, aber mit Darstellern in hauptsächlich biedermeierlichen Kostümen, die mit Grazie durch ein Landhaus tänzeln.

Ich selber schlurfe zunächst ältlich und schlecht gelaunt mit graublonder, strähniger Perücke, mausgrau gekleidet, auf meinen Platz auf der rechten Bühnenseite. Bis zum letzten Augenblick habe ich, trotz des altväterlichen Milieus, meine moderne Brille auf der Nase. Erst nach langem Suchen findet man für mich eine dünnrandige Nickelbrille, die meine Altjüngferlichkeit noch mehr unterstreicht. Außerdem schminke ich mir zusätzlich einige graue Falten um Mund und Nase.

Gleichzeitig meint aber Gerda Gmelin, die Direktorin des »Zimmertheaters«, ich müsse bei ihr eine schöne Spanierin mit schwarzen Haaren spielen. Außerdem geht es noch um ein weiteres Theater – ich glaube, es ist das »Junge«. Hinter mir höre ich eine etwas gespreizt klingende, näselnde Männerstimme und erkenne sie sofort als die von Bruno Hübner. Und nun spielt die Szene wieder im Gerichtssaal. Elegante Frauen und Männer in schönen

Gewändern des Biedermeier wechseln von hier aus über eine Parklandschaft und saftige Wiesen zu einer Szene, auf der Hanns Lothar in einem weißen Hemd mit Rüschen sitzt. Er streift es gerade über den Kopf und sagt: »Ich mache nicht mehr mit, ich schminke mich ab!« Alle anderen ziehen sich daraufhin auch aus und schminken sich ab. Es sei etwas vorgefallen, sagt jemand aufgeregt, man könne nicht weiterspielen. Aber dann heißt es plötzlich, nach allgemeiner großer Verwirrung: »Da hinten geht es doch wieder weiter.« Das Spiel nimmt seinen Lauf.

Unter all den vielen Darstellern in Biedermeier- und modernen Kostümen fällt mir vor allem eine stattliche Frau auf mit einem kostbaren gelben Seidenkleid im Stil der Zeit mit tiefem Rückenausschnitt und einem wagenradgroßen Hut. Sie wechselt von unserer Szene hinüber, vorbei an Landeck, zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, an der Hand, zu der Seite der Bühne, auf der Hanns Lothar sich gerade abgeschminkt und ausgezogen hat.

Nun muß ich den Leser bitten, mit mir Punkt für Punkt die Traumdetails und ihre alsbaldigen Erfüllungen nachzuvollziehen, und das geht nicht anders als mit größeren Sprüngen. Um es gleich vorwegzunehmen: *Jede* der Episoden war, wie ich schon beim Erwachen vermutete, eine Vorschau auf zukünftige Vorkommnisse, auf die Inszenierung, auf andere Theater, die mit uns in Verbindung standen, und es waren telepathische Anzapfungen zweier konträrer Landschaften. Keine Einzelheit sollte unaufgeklärt bleiben.

Zunächst gleich zu einer der prägnantesten Verschiebungen beziehungsweise Verflechtungen: Gerda Gmelin bot mir, Wochen nach dem Traum, wie schon im ersten Bericht der *Verwandten*-Serie geschildert, eine schöne Rolle an ihrem Zimmertheater an, die ich nicht annehmen konnte, weil ich mit den zwei Stücken am »Künstlertheater« voll ausgelastet war. Aber ich hatte bei ihr vor Jahren eine alte Spanierin gespielt mit einer ähnlich verzottelten graublonden Perücke wie die im Traum und schlurfte damals ebenso ältlich mit graugemalten, tiefen Furchen im Gesicht über die Szene. Die schöne, schwarzhaarige Spanierin jedoch hatte ich im Herbst 1968 im »Künstlertheater« zu spielen. Daher also die unvermittelte Verbindung im Traum zu jener anderen Bühne der Gmelin. (Es waren übrigens die beiden einzigen Spanierinnen, die ich bisher am Theater zu verkörpern hatte. Sieht man einmal von der spanischen Königin Elisabeth im *Don Carlos* ab – und das ist eine Französin!)

Die Assoziation in diesem Teil des Traumes bezog sich in erster Linie auf mein Äußeres, nur »schlurfte« ich in der Realsituation nicht, wie als alte Spanierin bei der Gmelin, sondern stakste stocksteif, übellaunig, wieder zerfurcht und tatsächlich mausgrau gekleidet, mit einer Nickelbrille auf der altjüngferlich spitzen Nase, auf meinen Stammplatz zu, genau auf der geträumten rechten Bühnenseite unseres Biedermeiersalons in einem sonnendurchfluteten hübschen Landhaus. Ein Blaustrumpf par excellence! Die Nickelbrille war übrigens während der ganzen Probenzeit – genau wie

im Traum – ein schwer zu beschaffendes Requisit, das erst im letzten Augenblick auftauchte. Der Regisseur bat mich darum, in der Zwischenzeit meine eigene, moderne Brille zu tragen. Um mich herum tänzelte eine fröhliche, elegant gekleidete Biedermeiergesellschaft.

Dazu muß ich sagen, daß mir natürlich die Handlung des Stückes zur Zeit des Traumes bekannt war, ich hatte meine Rolle schon »angelernt«, wie es in der Theatersprache heißt. Aber um die drehte der Traum sich auch kaum. Desto deutlicher schilderte er die mir damals noch unbekannten Kostüme, die historische Atmosphäre (man hätte das Stück auch in die Zeit der Jahrhundertwende verlegen können), haargenau meine Perücke, die erst angefertigt wurde, meinen Stammplatz auf der rechten Bühnenseite und mein besonders »zickiges« Gehabe. Letztere Details waren Einfälle des Regisseurs.

Mit besonderer Eindringlichkeit war auch das bildschöne gelbseidene Biedermeierkleid der »stattlichen Frau« vorausgesehen, in der ich die liebenswerte, mir bis dahin unbekannte Herta Worell sofort wiedererkannte. Das Kleid hatte in der Tat einen tiefen Rückenausschnitt, und Herta trug einen wagenradgroßen Florentinerhut. Warum gerade sie so gründlich beschrieben wurde, sollte die spätere Realsituation zeigen.

Soweit der manifeste Trauminhalt und wie er sich erfüllte. Mir sind die genauen Milieu-, Kostüm- oder Landschaftsbeschreibungen meiner präkognitiven oder telepathischen (denn die Kostüme standen vielleicht zur Traumzeit in der Phantasie der Kostümbildnerin schon fest) Träume schon lange nichts Verwunderliches mehr.

Interessanter ist es, zu beobachten, wie andere Theater und deren Darsteller und mir fremde Schicksale in die Vorschau mit hineinspielen und, kaum voneinander zu trennen, ineinander verwoben werden, weil sie direkt oder indirekt auch mit unserem Theater in Zusammenhang standen. Was hatte der immer wieder auftauchende Gerichtssaal – unser Stück spielte in ländlich heiterer Umgebung –, hatte Bruno Hübner, der bekannte Berliner Mime alter Schule, oder Hanns Lothar in meinem Traum zu suchen? Was die Friesenhäuschen auf der einen, die hohen Berge mit der »Burg Landeck« auf der anderen Seite? Ich wußte nicht einmal, ob es diese Burg überhaupt gab. All diese anscheinenden Ungereimtheiten sollten im Laufe der Vorstellungen im März ihre Aufklärung erfahren.

Mit Albert Lippert, unserem Regisseur, hatte ich zuletzt, ich sagte es schon, 1938 am Münchner Staatstheater zu tun und wußte von ihm – außer von seinem beruflichen Werdegang vom Schauspieler bis zum ehemaligen Intendanten zweier der größten deutschen Bühnen – so gut wie nichts. Aber im Lauf unserer langen und produktiven Probenarbeit gab es zwangsläufig Gespräche über die verschiedensten Themen. Wir unterhielten uns auch über meine Tätigkeit als Traumforscherin, mußte ich ihn doch wegen seiner Beziehung zu Konstantin Delcroix interviewen. So kam das Gespräch mit ihm und einigen Kollegen auch auf meinen letzten

Traum und auf die »geographische Paradoxie«: hier Friesenhäuschen, dort die hohen Berge mit Landeck. Da horchte Lippert plötzlich auf. »Moment mal, Frau Mylius«, dämmerte es ihm, »damit bin ich anscheinend gemeint. Ich bin Oldenburger, aus dem grünen Land mit den strohgedeckten Friesenhäusern. Aber auf der ›anderen Seite‹ – wie der in zwei Spielplätze aufgeteilte Traum veranschaulicht – lebe ich in Oberbayern inmitten hoher Berge. Aber nicht genug damit. Ich *kenne* Landeck. Es liegt in Österreich. Von dort aus fährt meine Frau immer nach dem oberhalb gelegenen Obladis zur Kur!«

Schon schaltete sich Herta Worell ein: »Und was Obladis betrifft, dafür bin wohl *ich* zuständig. In deinem Traum war ich es doch, die von der nördlichen Szene mit zwei Kindern an der Hand an Landeck vorbei nach Süden wechselte. Nicht nur daß ich als einzige in dieser Runde immer in engem Kontakt mit Albert Lippert stand – er hat zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, adoptiert –, ich klebe euch Frauen doch auch überall meine Klebeblümchen auf eure Gläser, Spiegel, Rollenbücher. Und die heißen nämlich *Oblaten!*« Das wußten wir nun alle nicht, hatten wir Frauen diese Papierblumen doch seit unserer Schulzeit, als man sie von Mitschülerinnen in Poesiealben geklebt bekam, nicht mehr gesehen.

Mit dem »näselnden« Bruno Hübner – um gleich bei den Anwesenden zu bleiben – war der Kollege Utz Richter gemeint, der sich in der Rolle eines *Bruno* durch unsere Komödie näselte. Doch was hatte er nun wieder in einem Gerichtssaal zu schaffen? Dieser Punkt des in meinem Traum häufig auftretenden Gerichtsmilieus schien noch absolut dunkel, fand aber auch bald seine Erklärung. Kurze Zeit darauf lernte ich tatsächlich Bruno Hübner kennen. Seine Tochter sollte demnächst im »Künstlertheater« ihr Debüt als »Candida« feiern. Es war ihrer beider erste Fühlungnahme mit dieser Hamburger Bühne. Er selbst aber drehte einen Kriminalfilm, in dem eine Gerichtsszene vorkam. Hier kam es also zu einer Verschmelzung der beiden »Brunos« durch die ihnen eigene näselnde Sprechweise.

Aber es sollte noch zwei weitere Assoziationen zu Gerichten geben. Zunächst der rein persönliche Aspekt, ohne den es in Träumen bekanntlich selten geht. Kaum war ich nämlich nach Hamburg zurückgekehrt, gab es sehr unangenehme Auseinandersetzungen, die in ernsthafte Rechtsstreitigkeiten und ewig schwebende Gerichtsverhandlungen ausarteten – mit einem Kollegen und meiner Verwandtschaft. Und dieser Kollege probierte nun im »Jungen Theater«, meinem eigentlichen künstlerischen Zuhause, während ich im »Künstlertheater« Proben hatte und anschließend spielte.

Dieser Umstand war meines Erachtens der Hauptangelpunkt zur signifikantesten Verdichtung dieses mindestens fünfstöckigen Traummonstrums. Das Stück im »Jungen Theater« war *Die Caine war ihr Schicksal*. Die Szene spielte ausschließlich im Gerichtssaal und gab die Gerichtsverhandlung über das falsche Verhalten eines schizophrenen Schiffskapitäns während eines Hurrikans wider. Hanns Lothar spielte den Verteidiger.

Während der Proben, am 11. März, starb Hanns Lothar. Ganz Deutschland war durch dieses Unglück zutiefst erschüttert. Lothar hatte in meinem Traum gesagt: »Ich mache nicht mehr mit, ich ziehe mich aus.« Er »schminkte sich die Rolle ab«, wie man im Theatermilieu sagt. Einer unserer größten Darsteller »trat von der Bühne ab« in des Wortes wahrster Bedeutung. Die Verwirrung am Theater war grenzenlos. Erst nach langem Suchen wurde ein ebenbürtiger Ersatz gefunden. Das Spiel ging schließlich »da hinten«, wie es im Traumtext hieß – von meinem Standort der anderen Bühne aus –, also an einem anderen Spielplatz, weiter. Lothars »weißes Hemd mit Rüschen«, das ohne Zweifel in der *Caine* fehl am Platz gewesen wäre (die Darsteller trugen alle Marineuniformen), könnte sein Leichenhemd versinnbildlicht haben.
Nun wurde auch offenbar, warum gerade die mir zur Traumzeit noch unbekannte Herta Worell zu ihm auf die andere Szene hinüberwechselte: Sie war die einzige in unserem großen Ensemble, die zu der Beerdigung des vergötterten jungen Schauspielers ging.
Die Übereinstimmung zwischen Traum und Realsituation war somit gegeben. Nun erst hatte er sich ganz erfüllt, war jede zunächst ungereimt scheinende Kleinigkeit bittere Wahrheit geworden.

Eine Serie von zwölf Träumen hat ihren Weg in die Öffentlichkeit gemacht – durch einen Dokumentarfilm, den der Südwestfunk in Baden-Baden in Zusammenarbeit mit Professor Bender und mit mir als Lieferantin dieser sehr signifikanten Träume in Freiburg herstellte.
Die Produktion nannte sich *Der Fall Gotenhafen. Versuch einer filmischen Dokumentation nach der Arbeit »Präkognition in Traumserien«*. Unter diesem Titel erschien in der *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, Band IV, Nr. 2/3, 1960/61, eine *Dokumentation und Strukturanalyse sinnvoller Koinzidenzen im »Fall Gotenhafen«*. Ein Beispiel von erwartender Beobachtung spontaner Phänomene, veröffentlicht von Hans Bender und John Mischo. Ferner berichtete Hans Bender darüber in seinem Buch *Verborgene Wirklichkeit*, Olten und Freiburg im Breisgau 1973, in dem Kapitel »Der Fall Gotenhafen – zur Frage präkognitiver Träume und ihrer Motivation«.
Die Arbeit basierte auf dem Spielfilm *Nacht fiel über Gotenhafen* – es handelt sich hier um die Stadt Gdingen bei Danzig, die nach 1939 in Gotenhafen umbenannt wurde –, bei dem ich mitwirkte und der unter der Regie von Frank Wisbar bei der »Deutschen Film-Hansa« im Herbst und Winter 1959/60 entstand.
Zunächst die Vorgeschichte. Die Dreharbeiten zu *Nacht fiel über Gotenhafen*, die in Bremerhaven, im Meer vor Helgoland, im Bayerischen Wald und in den Göttinger Filmateliers entstanden und vom Untergang des KdF-Dampfers »Wilhelm Gustloff« handelten, begannen im September 1959 und waren für mich im Januar 1960 beendet.

Zwei große Theaterrollen in Hamburg und ein Gastspiel in der DDR schlossen sich gleich an. Die abenteuerliche, fünf Monate dauernde und oft sehr anstrengende Filmarbeit bei Wisbar war bereits in weite Ferne gerückt. Mit meinen drei Kindern verbrachte ich anschließend herrliche Ferienwochen an der Adria. Ich dachte nicht mehr an den Beruf und auch sonst an nichts Böses.
Da verschlug es mich im Anschluß an die südlichen Ferien mal wieder nach Freiburg. Im Institut nahmen mich Professor Bender und sein Mitarbeiter John Mischo abwechselnd »ins Verhör«, indem sie mich zu einigen markanten Träumen explorierten und mit mir ein kompliziertes Fragebogensystem ausarbeiteten. Zwischendrin las ich alte Traumaufzeichnungen von mir aus vergangenen Jahren.
Eines Tages machte ich eine, wie sich herausstellen sollte, folgenschwere Entdeckung, die mich Tag und Nacht nicht mehr zur Ruhe kommen ließ. Es hatte mich gepackt! Mit meinem Forschereifer steckte ich schließlich das ganze Institut an. Ich fand erst einen Traum, suchte fieberhaft nach weiteren unter meinem Material und entdeckte schließlich die in einem Zeitraum von fünf Jahren entstandenen eben genannten zwölf Träume, die einen auffallenden Bezug zu dem im Januar beendeten Film *Nacht fiel über Gotenhafen* aufwiesen.
Ich hatte offensichtlich – und diese Annahme wurde allmählich zur absoluten Gewißheit – in der Zeit vom 4. August 1954 bis zum 22. Mai 1959 die Arbeit an dem gigantischen Filmunternehmen vorausgeträumt. Und, wie ich im Laufe meiner meist nächtlichen Wühlarbeit im Freiburger Institut feststellte, noch ein zu gleicher Zeit zum Teil an denselben Drehorten entstehendes Filmlustspiel mit Heinz Ehrhardt. Die Träume gaben einen Querschnitt durch die für mich wesentlichen Szenen, schilderten Landschaften, filmische Aufbauten, private Erlebnisse aus der Drehzeit und befaßten sich mit verschiedenen Kollegen und mit dem mir zur Traumzeit noch unbekannten Filmteam.
Hier hakten die Freiburger Wissenschaftler sofort ein: Anhand von den bei der »Film-Hansa« ja vorhandenen Szenen und mittels Befragung von Mitarbeitern der Firma und von Schauspielern könne man endlich eine handgreifliche Dokumentation zur »Biographie des Unbewußten« herstellen. Das auf diese Weise objektivierte Material würde auf Koinzidenzen zwischen Traumaussage und Realsituation untersucht, das heißt, es würde zwischen einer »Übereinstimmungsevidenz« und einer »Evidenz verständlicher Zusammenhänge« unterschieden werden können.
Der Südwestfunk in Baden-Baden konnte für das Projekt einer filmischen Dokumentation über Präkognition in Traumserien interessiert werden.
Der Grundstein zu dem inzwischen über die deutschen Bildschirme geflimmerten und von Professor Bender in zwei Sprachen veröffentlichten Streifen *Der Fall Gotenhafen*, der in allen parapsychologischen Instituten der Welt gezeigt wird, war gelegt.

Die Südwestfunk-Crew unter der Leitung des Regisseurs C. Holdschmidt startete eine regelrechte Expedition, die im Freiburger Institut ihren Anfang nahm und an die verschiedenen Drehorte reiste, die sich mit meinen Traumaufzeichnungen deckten. Insgesamt wurden fünfzehn Zeugen befragt, die Mehrzahl davon im Filmatelier Göttingen während der Dreharbeiten zu einem neuen Wisbarfilm im Oktober 1960, so daß auch Wisbar selbst und sein Stab interviewt werden konnten.
An dieser Stelle lasse ich Professor Bender zu Wort kommen und zitiere aus seinem Buch *Verborgene Wirklichkeit*, S. 66–72:

Wir taten, was wir konnten, um eine vollständige Dokumentation der Fakten zu erhalten. Zu unseren Bemühungen gehörten Tonbandaufnahmen von Zeugenbefragungen – Filmproduzent, Betriebsleiter, Schauspieler, Kameraleute, Kostümbildner, Nachprüfung von Auszügen der Tagesberichte der Filmgesellschaft, Sammlung von Fotografien, die in den Studios und an Ort und Stelle gemacht wurden, sowie die Herstellung eines Dokumentar-Fernsehfilms mit Szenen aus beiden Filmen. (*Nacht fiel über Gotenhafen* und das zur gleichen Zeit und zum Teil an denselben Drehorten entstehende Filmlustspiel mit Heinz Erhardt mit dem Titel *Drillinge an Bord*.) Ehe ich einen Überblick über die Übereinstimmungen zwischen Traummotiven und Lebenssituation gebe, muß ich kurz zusammenfassen, was sich in dem Gotenhafen-Film abspielte und wo er gedreht wurde.
Der Film zeigt die Flucht von Bauersfrauen, die auf einem Gut in Ostpreußen arbeiten. Unter der Führung einer Gutsbesitzerin kämpfen sie sich durch Schnee und Regen nach Gotenhafen. Frau Mylius ist eine dieser Frauen, und sie hat ein neugeborenes Kind. Die Flüchtlinge erreichen das Schiff »Wilhelm Gustloff« im Seehafen von Gotenhafen. Mit 6000 Personen an Bord wird dieses Schiff in der Ostsee von russischen Torpedos getroffen und sinkt schnell. Höhepunkt des Films ist die Panik mit all ihren Schrecken. Fast alle Flüchtlinge ertrinken. Frau Mylius, im Film die Bäuerin Frau Rauh, verliert ihr Kind und darüber ihren Verstand, springt aus dem Rettungsboot und ertränkt sich.
Die Szenen des Schiffsuntergangs wurden in der Nähe von Helgoland zwischen dem 14. und 17. September 1959 auf See gedreht. Die Umstände, die für die Auswertung der Übereinstimmung mit Traummotiven relevant sind, lassen sich wie folgt wiedergeben:
Die Filmgesellschaft mietete einen Fischdampfer, der von allen Zeugen als »alt und schmutzig« beschrieben wurde. Er war kurz zuvor mit Kohlen beladen worden, und es blieb keine Zeit, das Schiff zu reinigen. Es dauerte Stunden, bis man aus dem Hafen von Bremerhaven herauskam. Die Mannschaft war sehr gemischt, und diejenigen, die gerade außer Dienst waren, zechten so ausgiebig mit einer Gruppe männlicher und weiblicher Amateurtaucher, die für die Schiffsuntergangsszenen engagiert waren, daß

der Erste Maat vom Kapitän verwarnt werden mußte. Es war sehr warm, und die Filmleute lagen in Liegestühlen oder auf Matratzen an Deck. (Die Überfahrt von Bremerhaven nach Helgoland dauerte bis spät in die Nacht.)
Unter ihnen befand sich Frau Mylius, die neben einem ihrer Bekannten lag, einem Schauspieler, der ihr im Lauf der Fahrt einen seiner Bekannten, den Koch, vorstellte. Dieser Mann erwies sich später als große Hilfe für Frau Mylius. Er kümmerte sich um sie, als sie nach stundenlangem Schwimmen und Tauchen auf See erschöpft war. (Der Fischdampfer diente der Filmgesellschaft während der Untergangsszenen vor Helgoland als Unterkunft und Standort für die Kameras.) Der Kapitän und die Hauptdarsteller hatten sich auf das oberste Deck zurückgezogen, das nur über eine steile Leiter zu erreichen war. Frau Mylius war aufgefordert worden, sich ihnen anzuschließen, nahm aber nicht an. Am ersten Tag nach ihrer Ankunft auf Helgoland hatten die Schauspieler eine neue Art von Schutzanzügen ausprobiert, in denen man nicht untergehen konnte. Die Amateurtauchergruppe hatte sie gerade entwickelt und getestet. Der Anzug mußte mit Hilfe von Talkpuder angezogen werden. Die Taucher-gruppe vergnügte sich mit Hummernfischen und konnte ein ungeheures Exemplar von fast zwölf Pfund fangen. Sie hielten am Abend einen Festschmaus damit, Frau Mylius war zugegen und half bei der Zubereitung der Leckerei. Die attraktivste Taucherin war Evelyn, deren wallendes Haar ihr auffallendstes Merkmal war. Sie wurde dann für die erste Szene des Gotenhafen-Films ausgewählt: Genau in dem Augenblick, in dem der Film beginnt, sieht man sie mit aufgelöstem Haar im Wasser treiben.
Lassen Sie mich nun die Traumfolge mitteilen, die diesen Lebenssituationen zu entsprechen scheint. Ich werde die einzelnen Träume mit Titeln versehen, um künftige Hinweise zu erleichtern. Der letzte Traum der Gotenhafen-Serie vom 22. Mai 1959 (Nr. 897) kann zum Beginn der Filmarbeit im September 1959 in Beziehung gesetzt werden. Es ist der Traum vom »alten Dampfer«.

> Fahre in einem uralten, dreckigen Dampfer, der kaum mehr manövrierfähig ist und der schon stundenlang braucht, um aus dem Hafen zu kommen. Auch die Mannschaft sieht ziemlich verwahrlost aus und steht unter Alkohol.

Länger als ein Jahr zuvor sandte uns Frau Mylius einen anderen Traum, der mit einer Schiffsreise zu tun hat. Sie träumte ihn am 29. April 1958 (Nr. 747). Wir nannten ihn den »Schiffskochtraum«:

> Es ist gegen Abend auf einem kleinen Ozeandampfer. Ich unterhalte mich sehr nett und angeregt mit einem Angestellten, einem Maschinisten oder Koch, der im unteren Teil des Schiffes zu tun hat. Dort bin ich allein, gehe etwas herum und fühle mich wohl. Ich möchte an die frische Luft und sage: »Ich gehe mal aufs obere Deck, obwohl da viele Menschen sind, die ich nicht sehen mag.«

Die Passagiere liegen in Deck-Chairs oder stehen paarweise an der Reeling in der Dämmerung. Es ist fast Nacht. Ich muß über viele ausgestreckte Beine klettern . . . Dann möchte ich aufs oberste Deck, um ganz unter freiem Himmel zu sein, aber alle Leitern da hinauf sind zu hoch hinaufgezogen, so daß man sie nicht besteigen kann. Eine einzelne Dame liegt einsam, durch eine Tür getrennt, an Deck. Sie wird von einem jungen Offizier abgeholt und steigt die einzige passierbare Leiter hoch, aber die ist privat und führt auf die Kommandobrücke. Dorthin kann ich nicht nach.

Und nun ein Traum vom 5. Januar 1959 (Nr. 877), der Traum der »Isolieranzüge«:

Ich schlage vor, zu einem Sportgeschäft zu gehen und Asbestanzüge zu kaufen, und erwähne immer dabei, daß wir noch einen für den Mondseekrater brauchen. Eva Hagemann, die Malerin, ist auch dabei. Sie hat ein Bild oder eine Plastik von einer Frau und auch eine Art Kratersee, der mit einer weißen, kalkigen Masse ausgefüllt ist.

Kraterseen haben sich längs der Mole von Helgoland durch die Bombardierung der Festungsanlagen gebildet. In einem der Seen war der Hummer gefangen worden. Eva Hagemann, eine Hamburger Malerin, malte oft Mädchen in schwarzen Trikots. (Die bereits erwähnte Taucherin Evelyn glich in ihrem schwarzen, enganliegenden Neoprenanzug, den wir Schiffbrüchigen alle unter unserer Kleidung trugen, haargenau der von Eva H. gemalten Frau mit langen schwarzen Haaren in einer Mondlandschaft.)

Im Februar und Juli 1958 berichtete Frau Mylius zwei Hummerträume. In dem einen hören wir von einem »gigantischen Hummer mit riesigen Scheren, der bei einem großen Fest, einer Party mit vielen Menschen, verzehrt wurde«.

Die ersten Szenen auf offener See, in denen Frau Mylius ihre Rolle zu spielen hatte, wurden in der Nacht vom 14. zum 15. September 1959 gedreht. In ihrem Tagebuch notierte sie:

»Heute mein erster Drehtag. 18 Uhr 30 auf offenem Meer. Wir sitzen lange in einem Rettungsboot. Stürmische See. Dann vom Floß ins Wasser. Die Szene ›Wo ist mein Kind?‹ wird zweimal gedreht.«

Genau zwei Jahre zuvor, am 15. September 1957, hatte sie den folgenden »Baby-Traum« notiert und an uns geschickt (Nr. 634):

Ich schwimme in Gesellschaft mit mehreren mir unbekannten Mädchen und mit einigen Babys. Das Baby von S. ist angekommen, ein süßes Mädchen mit schönen, dunklen Augen. Auch sie schwimmt, und zwar besonders lange unter Wasser, und ich bekomme es mit der Angst, wie lange sie drunten bleibt.

Zur Zeit des Traumes erwartete die Frau des Theaterdirektors Schütter ein Kind. Schütter hatte dazu verholfen, daß Frau Mylius die Filmrolle bekam.

Fünfundzwanzig Tage nach dem »Baby-Traum«, am 10. Oktober 1957

(Nr. 646), notierte Frau Mylius einen kurzen Traum, den »Schwimm-Traum«.

Ein Stück, das wir schwimmend spielen. Jemand will mich fotografieren, aber ich winke ab, es lohnt sich nicht.

Sie bringt diesen Traum in Verbindung mit folgender Situation, die natürlich sorgfältig nachgeprüft wurde: Nach dem Drehbuch sollte sie ertrinken. Der Regisseur hatte sich einen besonderen Trick ausgedacht: Eine Unterwasserkamera sollte gleichzeitig mit ihr unter die Wasserfläche versinken. Das erwies sich als ziemlich schwierig. Dreimal mußte sie von einem Taucher hinuntergezogen werden. Danach war sie erschöpft und zog sich in die Kabine des Schiffskochs zurück, der sich um sie kümmerte. Die ganze Anstrengung war umsonst, diese Szene wurde für den Film nicht verwendet. (Die Aufnahmen waren kohlschwarz.)

Soweit wurden nun ein Teil des Traummaterials und die Realsituationen, die mit ihm zu korrespondieren scheinen, dargestellt. Ich will nun versuchen, die Beweiskraft zu bestimmen.

Die Beweiskraft möglicher parapsychischer Träume kann mit folgendem Vorgehen bestimmt werden: Zuerst muß die Entsprechung zwischen Träumen und Lebenssituationen nachgeprüft werden, dann kann man versuchen, darüber zu urteilen, ob die Übereinstimmungen als zufällig zu betrachten sind oder nicht. Beweiswert ist nur anzunehmen, wenn eine Übereinstimmung in Einzelheiten vorliegt, die spezifisch genug sind, um einen Zufall unwahrscheinlich zu machen. Wenn man von einem alten Dampfer träumt und später auf einem alten Fischdampfer fährt, so ist zweifellos eine Übereinstimmung zwischen Traum und Ereignis gegeben. Aber diese Verbindung ist so allgemeiner Natur, daß sie aus reinem Zufall vorkommen kann. Wenn man jedoch, wie Frau Mylius, mit besonderen Einzelheiten träumt: »ein Dampfer, der Stunden brauchte, um aus dem Hafen herauszugelangen – die Mannschaft sah verwahrlost und betrunken aus«, so wird eine Zufallsbeziehung schon unwahrscheinlicher. Es bleibt aber weiterhin dem subjektiven Urteil überlassen, wie wahrscheinlich eine rein zufällige Übereinstimmung eingeschätzt wird. Die Unsicherheit, die ein Einzelfall so oft mit sich bringt, wird angesichts einer ganzen Traumserie beträchtlich abgeschwächt. Je mehr sich Übereinstimmungen in bezug auf eine spezifische Anordnung häufen, um so mehr wird der Verdacht eines reinen Zufalls entkräftet. Da ist noch ein anderer Punkt: Die Traumfolge scheint eine strukturelle Verknüpfung aufzuweisen: Ein Element ist auf anscheinend bedeutungsvolle Weise mit dem anderen verbunden. Bruchstücke aufeinanderfolgender, miteinander verzahnter Lebenssituationen, wie alter Dampfer, Schiffskoch, Schutzanzug, Mädchen mit wallendem Haar, Riesenhummer und Party, scheinen mit chronologisch verstreuten Träumen der Gesamtserie übereinzustimmen.

Hier kann nur kurz auf den unterschiedlichen Charakter von Träumen im Hinblick auf mutmaßliche Psi-Informationen eingegangen werden. Der

Traum des »alten Dampfers« ist realistisch, seine Einzelheiten treten in offenkundiger Weise zutage. Zur Zeit des Traumes hatte die Filmgesellschaft noch nicht die Absicht, einen Fischdampfer zu mieten. Damals stand noch nicht einmal fest, was man filmen wollte. Das Drehbuch mußte erst noch geschrieben werden, kein Eingreifen von Frau Mylius hätte die Erfüllung herbeiführen können. Man könnte sagen, Frau Mylius traf den Schiffskoch unter dem Zwang, ihren Traum zu erfüllen. Ich forschte deshalb besonders nachdrücklich nach den Umständen dieser Begegnung. Frau M.'s Freund, der Schauspieler, versicherte mir, daß er es war, der Frau M. bat, mit ihm unter Deck zu kommen, nachdem er die Bekanntschaft des Kochs gemacht hatte. Weitere Einzelheiten dieses Traumes will ich im Zusammenhang mit dem Problem der Motivation analysieren. Der Traum der »Schutzanzüge« scheint bruchstückhafte Andeutungen zu enthalten, am einleuchtendsten die Verbindung von »Asbestanzug« mit dem Bild eines Mädchens, das auffallende Ähnlichkeit mit der Taucherin Evelyn aufwies, die gleich zu Beginn des Gotenhafen-Films gezeigt wird. Ich zeigte die Fotografie von Eva Hagemanns Gemälde mehreren Teilnehmern der Helgoländer Szenen: Sie wiesen alle spontan auf die Ähnlichkeit mit Evelyn hin.

Der »Baby-Traum« erscheint mir interessant wegen der Verbindung mit dem Theaterdirektor, durch dessen Vermittlung Frau M. die Filmrolle erhielt. Die exakte Übereinstimmung der Daten von Traum und Ereignis in einem Abstand von zwei Jahren ist nicht einmalig: Es gibt noch zwei weitere Übereinstimmungen derselben Art im ganzen Material.

Ich will meine Zusammenfassung der Gotenhafen-Serie mit einem weiteren Traum abschließen, der sich auf Ereignisse zu beziehen scheint, die sich im Göttinger Studio abspielten, wo die Dreharbeiten im Oktober 1959 fortgesetzt wurden. Zur gleichen Zeit wurden Szenen für den Lustspielfilm *Drillinge an Bord* im Studio gedreht. Dieser Film handelt von der Vergnügungskreuzfahrt dreier Brüder, die von einem einzigen Schauspieler dargestellt werden, im Mittelmeer, an der afrikanischen Küste, mit vielen Zwischenfällen auf dem Schiff, in einer Oase und in einer Spielhölle.

Am 25. Juni 1958 notierte Frau M. den folgenden Traum (Nr. 778), dem wir den Titel »Klimatische Paradoxie« gaben:

> Beim Erwachen ein sehr positives Gefühl. Der Traum wimmelt nur so von Eindrücken und Menschen, daß ich ihn nicht in Worte fassen kann. Er handelt offenbar von einer Expedition nach Afrika. Warum, weiß ich nicht, denn ich sehe keine Neger. Und obwohl es heiß werden soll, erleben wir auch ein Schneegestöber vor Landschaften, die beides sein können: Schneelandschaft und Sandwüste. Die Expedition wird in zwei Gruppen aufgeteilt.

Das ist der erste Teil des Traumes. Der Produktionsleiter der Filmgesellschaft gab die folgenden Erklärungen auf Tonband:

»Für mich sind die Stichworte in diesem Teil des Traumes ›Schneegestöber‹ und ›Sandwüste‹. Im Gotenhafen-Film sollen die Flüchtlinge mit dem Dampfer ›Gustloff‹ in Sicherheit gebracht werden. Das machten wir mit künstlichem Schnee in einer Schiffsszenerie hier in Göttingen. Für den Drillings-Film brauchten wir gleichzeitig eine Oasen-Szenerie. Unser Architekt erstellte eine solche in fünfzig Meter Entfernung von der Schiffsszene. Deshalb konnte man wirklich sagen: hie Schneegestöber, hie Wüstensand.«

Nun zum anderen Teil desselben Traumes, der eineinhalb Jahre vor der Herstellung beider Filme und fast ein ganzes Jahr vor Auswahl der Drehbücher geträumt wurde:

> ... dort sind kulissenhaft aufgebaut tiefe Katakomben, Nachtlokale und sonstige große Räume, wie sie in Filmateliers dicht nebeneinander stehen. Zwei gertenschlank gewachsene Tänzerinnen tanzen ziemlich leicht bekleidet eine Art Eingeborenentanz. Es müssen Zwillinge sein, und ich denke mir, wenn die beiden so hübsch wären wie zum Beispiel die Kesslerschwestern, dann würden sie bestimmt eine Weltkarriere machen. Die Gesamtstimmung ist abenteuerlich, angeregt, auch mit Strapazen, amüsant, viel Hin und Her, enorm viel Menschen, Fahrten, fremde Landschaften in zwei Lagern, die aber zusammengehören.

Dazu bemerkte der Produktionsleiter:

»Erstens die Katakomben: Wir bauten einen Unterstand für eine Szene im Gotenhafen-Film. Weiter: tanzende Mädchen. Es gab nicht nur eine Tanzaufführung, sondern zwei. Eine in einem Nachtclub im Gotenhafen-Film. Diese Tänzerinnen (Nachrichtenhelferinnen) wurden im Film die ›Höpfner-Zwillinge‹ genannt. Die andere Tanzszene aus den ›Drillingen‹ war der Bauchtanz eines Halbbluts, mit allem Zubehör, in einer Spielhölle.«

Dieser realistische Traum bedarf keines weiteren Kommentars. Hätte Frau Mylius davon geträumt, nachdem sie die Herstellung der fraglichen Filmszenen erlebt hatte, würde jeder Traumanalytiker ohne Zögern eine Mischung von Tagesresten darin erkennen.

Soweit Benders Kapitel aus seinem Buch *Verborgene Wirklichkeit*, worin er von sieben der zwölf Träume berichtete, die sich auf die Filmvorschau bezogen. Ich möchte hier noch weitere drei beifügen, die in der *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, Band IV, Nr. 2/3, 1960/61, eingehend besprochen wurden.

Doch möchte ich zunächst noch einmal ausdrücklich, weil besonders typisch, auf den »Baby-Schwimmtraum« zurückgreifen, den ich in der Nacht vom 14. zum 15. September 1957 hatte. Auf den Tag genau zwei Jahre später – und hier spielt das Phänomen der Datenübereinstimmung eine Rolle –, nämlich in der Nacht vom 14. zum 15. September 1959, hatte ich meine entscheidende Szene auf hoher See vor Helgoland. Im Traumtext »schwimme ich mit einem dunkeläugigen Baby besonders lange unter Wasser und bekomme es mit der Angst, wie lange wir unten bleiben«. In

der Realsituation des Filmes war ich mit meinem tatsächlich dunkeläugigen Baby (in dieser Szene natürlich mit einer Puppe) aus dem von der »Wilhelm Gustloff« herunterstürzenden Rettungsboot gefallen und von einem anderen Rettungsboot aufgefischt worden. Mein Baby ertrank. Im Lauf der Nacht hatte ich den Verstand verloren und saß stumpfsinnig mit einem Stück Holz im Arm, das ich für mein Kind hielt, es wiegend und »Pommerland ist abgebrannt, schlaf Kindchen schlaf« singend im Kahn. Als eine andere Flüchtlingsfrau mir das Holz entriß und es ins Wasser warf, sprang ich ihm nach in die aufgewühlte See und ertrank. Diese Szene machte auf mich einen derart überwältigenden Eindruck, daß ich es nach meiner bisherigen Erfahrung beinahe für unnatürlich hielte, hätte ich sie nicht vorausgeträumt.

Ebenfalls scheinen mir im Traum der »klimatischen Paradoxie« folgende Details noch erwähnenswert und für das Aufdecken von Bezügen unerläßlich. In Benders Artikel über den »Fall Gotenhafen«, der von seiner eigenen englischen Fassung zurückübersetzt wurde, fehlen sie.

Es ist der Satz: »Die Expedition wird in *zwei* Gruppen aufgeteilt«, und es sind im letzten Traumabschnitt zwei für mich wesentliche Stimmungsberichte: »Die Gesamtstimmung ist abenteuerlich, angeregt, auch mit Strapazen, amüsant, viel Hin und Her, enorm viel Menschen, Fahrten, fremde Landschaften in *zwei Lagern, die aber zusammengehören*« und »Ich tue mich mit einem großen, blonden Mann – es könnte ein Arbeiter sein – zusammen, um zwischendurch private Erkundungsfahrten zu machen. Vom Berg sause ich ziemlich schnell nach unten.«

Unsere ganze Filmarbeit war eine Art »Expedition« (von der Nordsee bis zur Schneelandschaft des Bayerischen Waldes), und da es sich einwandfrei um »zwei Gruppen«, nämlich zwei Filme, handelte, gab es ja auch eine regelrechte »Expedition« nach Afrika in *Drillinge an Bord*.

Ebenso wichtig wäre der zweite Satz, der alles umfaßt, was wir im Lauf unserer »angeregten, amüsanten, aber auch strapaziösen« Arbeitszeit mit in der Tat »enorm viel Menschen« erlebten. Vor allem aber wichtig sind die »zwei Lager«, hie *Gotenhafen*, dort *Drillinge*, die im Göttinger Atelier trotzdem »zusammengehörten« und sogar vom gleichen Architekten aufgebaut wurden. Außerdem bezog sich »Schnee und Sand« nicht nur auf die Schneelandschaft und das künstliche Schneegestöber in *Gotenhafen* einerseits und auf die Afrika-Oase in den *Drillingen* andererseits, sondern auch auf die Helgoländer Sanddüne, die ich, da wir nur nachts drehten, am Tage ausgiebigst besuchte.

Nun zum letzten Satz: Ich tat mich tatsächlich in meinen drehfreien Tagen in Zwiesel im Bayerischen Wald, wo wir die Abfahrt des Trecks vom ostpreußischen Gut in Pferdeschlitten drehten, mit einem »großen, blonden Mann« zusammen, nämlich einem Techniker, mit dem ich Ski laufen ging. (Keiner der übrigen Kollegen kam, wie mir von der Produktion versichert wurde, auf die »Schnapsidee«, Skier mitzunehmen.)

Für ebenso wichtig halte ich noch einige Passagen im »Schiffskochtraum«, da mich nun einmal die präkognitiven Aspekte meiner Träume besonders interessieren. Die tiefenpsychologischen überlasse ich dem Wissenschaftler Bender und werde darauf anschließend noch einmal zurückkommen.

Die laue Abendstimmung an Deck – im Traumtext spreche ich von einem lauwarmen, fast tropischen Fahrtwind, der mir wohltuend entgegenkam –, das Hinwegklettern über die ausgestreckten Beine der durch den reichlich genossenen zollfreien Alkohol leicht angeheiterten oder schlafenden Kollegen und Taucher, der Aufenthalt bei dem vergnügten Koch in der Kombüse – ich fühlte mich bei ihnen allen tatsächlich so viel wohler, daß ich die Einladung meines Regisseurs Wisbar, mit den übrigen Hauptdarstellern auf die Kommandobrücke zu kommen, ablehnte –, all das traf ganz genau auf die im Traum geschilderte nachmittägliche bis nächtliche Fahrt über die spiegelglatte Nordsee in der dort sonst sehr seltenen, fast tropischen Stimmung zu. Die im Traum erwähnte »einzelne Dame mit Offizier«, die oberhalb der steilen Leiter lag, war die Hauptdarstellerin Sonja Ziemann auf der Brücke mit ihrem Filmliebhaber, dem »Offizier« Erik Schumann.

Doch noch einmal zurück zu Hans Benders *Verborgene Wirklichkeit* und zu den Passagen, in denen er meine Psyche und meine eigene Interpretation zweier Träume unter die Lupe nimmt (Seite 75–77):

... Der fünfte Schritt in unserem Fall mutmaßlich präkognitiver Träume ist die Suche nach Verbindungen zwischen der aktuellen Lebenssituation zur Zeit des Traumes und dem künftigen Ereignis, das den Traum zu erfüllen scheint. Wir haben guten Grund, anzunehmen, daß eine Verbindung zwischen der aktuellen und der künftigen Situation möglich ist und daß der Traumsinn affektiv verbundene, gegenwärtige und künftige Motive verknüpft.

Ich will diese fünf Schritte an dem Traum vom »alten Dampfer« zu illustrieren und klarzumachen suchen:

> Fahre in einem uralten, dreckigen Dampfer, der kaum mehr manövrierfähig ist und der schon stundenlang braucht, um aus dem Hafen zu kommen. Auch die Mannschaft sieht ziemlich verwahrlost aus und steht unter Alkohol.

Betrachten wir zunächst die Lebenssituation zur Zeit des Traumes. Schwierigkeiten drückten Frau Mylius nieder. Sie fühlte sich nicht wohl in dem Haus, wo sie wohnte. Sie nahm die Einladung eines älteren Freundes an, einen Urlaub an einem italienischen See zu verbringen. Diese Gelegenheit zur Flucht ergriff sie nicht besonders gern, weil sie persönliche Komplikationen und eine Beschränkung ihrer Freiheit fürchtete. In ihrem Traumkommentar schrieb Frau M.:

> Keine Ahnung, was das bedeutet. Es ist die erste Nacht hier am Gardasee. Am Abend sah ich strahlendweiße Dampfer in tadellosem Zustand.

Der Erlebnisrest dieses Tages löste wahrscheinlich ihren Traum aus. Aber welches konnten die zugrunde liegenden Motive für die unbewußte Wahl dieses Traumbildes sein?

Hinweise auf eine Lösung dieser Frage gibt vielleicht eine vergleichende Analyse aller Träume der gesamten Serie, die mit Schiffen zu tun haben. Zur Zeit der Auswertung gab es deren zwölf. Es zeigte sich, daß Schiffsträume meistens dann auftraten, wenn Frau M. sich in einer Streßsituation befand, und daß meist Träume vorausgingen, die die Problemsituation illustrierten. Sie erscheinen als typische Reaktion gegen Grenzen, die die Freiheit der Träumerin einschränken. Diese Beobachtung paßt zu der weithin akzeptierten Bedeutung des Symbols »Schiff«: In der Traumpsychologie wird es als ein Symbol für freie Beweglichkeiten erkannt. Ein Schiff kann sich in alle Richtungen bewegen. Als »Lebensschiff« bringt es uns dorthin, wo unsere innere Berufung uns haben möchte.

Wie ich aufgezeigt habe, ereignete sich der Traum des »alten Dampfers« zu einer Zeit, als gewisse Umstände, auch finanzieller Art, ihr Verlangen nach Freiheit ernstlich beeinträchtigten. Ihr Traum drückt diesen Wunsch aus und ist vielleicht zur selben Zeit kennzeichnend für ihr Versagen vor klaren Entscheidungen: Das Schiff ist kaum manövrierfähig und braucht schon Stunden, um aus dem Hafen herauszukommen. Die Traumszene erfüllte sich nun aber mehr als drei Monate später zu Beginn der Dreharbeiten. Versuchen wir den fünften Schritt in der Motivationsanalyse: die mutmaßliche Verbindung zwischen aktueller und künftiger Situation. Frau M. befand sich noch immer in einer Streßsituation und wünschte sehr, aus der einengenden Routine ihres täglichen Lebens zu entfliehen. Da kam das unerwartete Engagement für die Rolle im Gotenhafen-Film. Die Tätigkeit als Filmschauspielerin entlastete sie eine Zeitlang von mancher Bürde, machte sie unabhängig und erfüllte ihre Sehnsüchte. Das Schiff als Traumsymbol war wirklich zum Fahrzeug in die Freiheit geworden. So kann die Übereinstimmung als Verknüpfung gegenwärtiger und künftiger Motive gelten.

Der »Schiffskoch-Traum«, der mehr als ein Jahr vor dem Traum des »alten Dampfers« geträumt wurde, zeigt die gleiche dynamische Struktur im Hinblick auf die aktuelle Situation, die Traumdarstellung und das künftige Ereignis. Dieser Traum ist gezielter und wurde von der Träumerin auf beiden Ebenen verstanden: auf der aktuellen und auf der mutmaßlich präkognitiven. Zur Zeit des Traumes gab sie folgenden Kommentar zum Traumtext:

> Ich möchte den Traum von dem Dampfer für präkognitiv halten, daß ich diese Reise tatsächlich machen werde. Zur Zeit gibt es nicht den geringsten Hinweis auf eine Erfüllung. Da ich allein (auf dem Schiff) bin, könnte es sich um eine berufliche Reise handeln. Der Traum könnte auch symbolische Bedeutung haben. Ich fühle mich noch am rechten Platz drunten bei der Schiffsmannschaft und allein. Aber jeder strebt nach oben, obwohl dort viele Menschen sind, die ich nicht leiden kann. Jedoch gefällt mir schon allein das Klima auf dem teuren Deck viel besser. Ich möchte aufs oberste Deck, aber alle Leitern, die dorthin führen, sind außer Reichweite. Nur die Leiter zum Platz des Kapitäns ist passierbar, aber nicht für mich.

Dieser Traum scheint die Träumerin tief beeindruckt zu haben – Jung würde wahrscheinlich seine »Numinosität« hervorheben –, aber sie macht sich ihre Lebenssituation auf dem Hintergrund ihrer Träume sehr selten so einsichtig klar. In ihrem Sozialverhalten zeigt sie tatsächlich diese Ambivalenz zwischen bescheidener Zurückhaltung und ehrgeizigen Wünschen. Das weist auf einen beherrschenden Zug ihrer Persönlichkeitsstruktur hin: . . . eine Störung im Prozeß der »Selbst«-Findung. Die Traumpsychologie zeigt, daß in Träumen über diesen Reifungsprozeß der »Kapitän« den Lenker unseres Lebensschiffes repräsentiert, der das Endziel der Reise vorwegnimmt. In ihrem Traum ist die Leiter, die zum Platz des Kapitäns führt, nicht passierbar. Diese Deutung wird durch psychodiagnostische Tests erhärtet: Das Vorziehen der Schiffsmannschaft, eines Maschinisten oder Kochs, kann als Regression der Träumerin auf eine primitivere Schicht der Persönlichkeitsstruktur ausgelegt werden.

Nachdem ich mich solchermaßen mehr als genug habe analysieren lassen, möchte ich zurückkehren zu meinem Hauptanliegen in diesem Buch: dem Blick in die Zukunft.

Der erste Traum der »Gotenhafen-Serie« war

Traum 125 vom 4. August 1954

Ich mache eine lange Reise durch dunkle Landschaften und Städte. In Schnee und Regen. Eine russisch wirkende Frau, die Ähnlichkeit mit meiner Cousine Tamara hat, mit Pelzmütze im Schnee. Sie ist sehr sympathisch und hat künstlerisch gute Ratschläge für mich. Auch ich trage meine hohe Pelzmütze, mit Schnee bedeckt, und einen weiten Mantel.

Dieses Traumdetail war eingebettet in viele berufliche Bilder, und dies in einer Zeit – im August –, in der ich laut Kommentar nur Sommerferienpläne im Kopf hatte. Ich mutmaßte daher, daß es sich um eine berufliche Vorschau für den kommenden Winter handeln könne.

Wie recht ich hatte, stellte sich nach fünf Jahren heraus, als die geträumte Szene tatsächlich eintraf. Es ist der am weitesten zurückliegende Traum aus der Serie. Hier beweist es sich wieder einmal, daß der Zeitbegriff beim Träumer keine Rolle spielt oder, um mit C. G. Jung zu sprechen: ». . . in der Psyche ereignen sich Wahrnehmungen, die teils so aussehen, als ob es keinen Raum gäbe, teils so, als ob es keine Zeit gäbe; also telepathische Geschehnisse, bei denen über den Raum hinweg eine unerklärliche Verbindung zwischen zwei Menschen besteht – und prophetische Geschehnisse, bei denen anscheinend die Zeit übersprungen wird.«

Der Traum bewahrheitete sich fünf Jahre später auf einer langen Nacht-

fahrt durch dunkles Land zwischen Göttingen und dem Bayerischen Wald mit seiner Schneelandschaft. Es war ein nebliger Wintertag, der 13. Dezember 1959. Auf dem Bahnhof von Göttingen um 22 Uhr 20 bestiegen laut Dispositionsplan der Filmfirma die Darsteller und der Aufnahmestab den Zug nach Zwiesel im Bayerischen Wald, um dort den Treck der Flüchtlinge durch ostpreußisches Land nach Gotenhafen zu drehen. Ich trug meine hohe Pelzmütze und einen weiten Waschbärmantel. Auf dem Bahnsteig kam mir Brigitte Horney entgegen, die die Gutsbesitzerin, eine resolute Generalin, spielte und mit deren Pferdewagen ich mit noch anderen Flüchtlingsfrauen, darunter Sonja Ziemann, durch Ostpreußen zu fahren hatte. »So müßte die Generalin aussehen!« rief Brigitte Horney unserer Kostümbildnerin zu, als sie mich sah. Sie selbst hatte zwar auch eine hohe Pelzmütze bei den Dreharbeiten auf, mit künstlichem Schnee bedeckt, trug aber nur einen gefütterten Lodenmantel, weil sie bei den Aufnahmen des Schiffsuntergangs mehrmals ins Meer stürzen mußte und ein Pelzmantel zu empfindlich gewesen wäre.

Die Flüchtlingstreck-Aufnahmen durch die endlose Schneelandschaft begannen in den darauffolgenden Tagen im Bayerischen Wald. Bei »Schnee und Regen«, wie es im Traumtext heißt. In meiner Traumschilderung von der »russisch wirkenden Frau« hätte ich keinen besseren Vergleich mit der Generalin Frau Horney finden können als den mit meiner Cousine Tamara. Sie sieht Frau Horney nicht nur unglaublich ähnlich, auch ihre Art zu sprechen und sich zu bewegen erinnert sehr an diese Schauspielerin. Zudem ist Brigitte Horney eine ganz außergewöhnliche Kollegin, die jedem und nicht nur mir wertvolle künstlerische Ratschläge erteilte.

Zu diesem Traum, der den Betreffenden von dem wissenschaftlichen Team Benders und dem Südwestfunk-Produzenten vorgelesen wurde, befragt, waren sich die Kostümbildnerin Irms P., die Schnittmeisterin, der Maskenbildner und auch Brigitte Horney darüber einig, daß es sich in diesem Fall nur um Frau Horney handeln könne.

Es folgte ein Traum in drei Phasen, die sich alle auf die beiden Filme bezogen und die sich, wie schon im Traum von der »klimatischen Paradoxie«, miteinander vermischten.

Traum 676 vom 27. November 1957

a) Ein rasend witziger Komiker. Er wirft jemandem eine Kugel ans Bein. Er springt mit Hut und Kleidern hinter ihr her ins Wasser, und das im Dezember und ohne mit der Wimper zu zucken.

b) Ein Schauspieler mit einem großen Kopfverband wirft sich mir an den Hals. Jemand macht mich darauf aufmerksam, daß die Kamera läuft und die Szene gefilmt wird. Einen halben Meter vor unseren Köpfen surrt die Kamera. Da nimmt der sehr schlimm verletzt aussehende Mann – Blut läuft aus dem Verband, das eine Auge ist blau – den Verband ab. Dann zwei Bärte auf Ober- und Unterlippe, schminkt das Blut ab, und heraus kommt ein hübscher Mann mit langen Locken.

c) Ich werde gerufen: »Kommen Sie mal, den Film müssen Sie Ihrem Agenten zeigen.« Inzwischen hatten die Filmleute unsere vorhergehende Szene entwickelt, und der Film läuft gerade ab. Ich sehe noch eine Großaufnahme von dem Verwundeten und dann ein sehr schönes, leidendes Gesicht von mir, fast wie aus einem Bild von Botticelli.

In nachfolgendem gebe ich nun den Wortlaut der Exploration wieder, die anläßlich der Dokumentation zum »Fall Gotenhafen« mit mir vorgenommen wurde. Der Text entstammt der *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, Band IV, Nr. 2/3, 1960/61, S. 125f., 190ff.:

Aus der Exploration:

»Da haben Sie also unterstrichen: ›Komiker‹, ›Kugel‹, ›sie fällt ins Wasser‹ und ›er geht mit Hut und Kleidern hinterher‹. Wo ist da der Bezug?«

Frau M.: »Das ist Herr Erhardt, der in dem Film *Drillinge an Bord* einer Frau eine runde Vase an den Kopf wirft, und diese Frau fällt bei einer Szene selbst ins Wasser. Auch Erhardt fiel drei- bis viermal von Bord des Schiffes ins Wasser.«

(Wie in der Inhaltsangabe von *Drillinge an Bord* erwähnt wurde, singt der Komiker Heinz Erhardt bei der Vasenszene: »Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar« und später »Rechtes Auge blau, linkes Auge blau«.)

Zu b): »Hat der zweite Teil des Traumes auch einen Bezug?«

Frau M.: »Ja, der Verwundete hat einen Bezug. Abgesehen davon, daß sehr viel Verwundete in diesem Film vorkamen und man schreckliche Verletzungen sah, trat im Gotenhafen-Film auch ein Schauspieler mit einer Augenklappe auf. Im Krieg war ihm ein Auge rausgeschossen worden.«

»Ist das der Schauspieler, der sich Ihnen im Traum an den Hals geworfen hatte?«

Frau M.: »Nein, bei dem Schauspieler mit dem Kopfverband handelt es sich wahrscheinlich – wie ich schon im Kommentar zum Traum aufschrieb – um einen Kollegen, der seit ein paar Tagen bei uns im Theater spielte. Er war ziemlich unbeherrscht, so daß ein anderer Kollege, dem es eines Tages zu viel wurde, drohend ankündigte: ›Dem hau' ich mal eins auf den Kopf!‹ (Das hat der Kollege mir schon damals bestätigt.) Der Kollege El., auf den ich den Traum bezog, spielte auch im Gotenhafen-Film eine Rolle. Er hatte sich unbeliebt gemacht und auch mir Schwierigkeiten bereitet, so daß andere Leute sagten, sie wollten ihn verhauen.«

»Haben Sie im Gotenhafen-Film eine Szene mit ihm gedreht?«

Frau M.: »Nein, aber wir waren immer zusammen. Nicht in direkten Szenen, aber hinterher (zum Beispiel mit dem Schiffskoch). Ich fiel ins Wasser, und er fiel ins Wasser. Er mußte jemand retten – eine der tanzenden Nachrichtenhelferinnen –, und ich fiel mit meinem Kind ins Wasser, zusammen mit der anderen Tänzerin. Also hat es doch einen Filmbezug.«

Dieser Traum wurde schon einmal am 3. 3. 1958 am Wohnort von Frau

M. exploriert und zugleich die schon vorliegenden Zeugenbestätigungen (auf der Rückseite ihres Traumberichts) für die damals vermuteten paranormalen Bezüge kontrolliert. Es ergab sich nun, daß der Schauspieler El. zur Zeit des Traumes in einem Stück mitspielte, in dem er einen Schnurr- und Backenbart trug, und dann überraschend – eine Woche nach dem Traum – für ein neues Stück engagiert wurde, in dem er mit derselben Barttracht auftrat. Bei den Proben zu diesem neuen Stück ergaben sich Spannungen, die zu der Prügeldrohung führten. Später nahm der Schauspieler seine beiden Bärte ab. In der Exploration vom 27. August 1960 wurde nach den »langen Locken« gefragt. Frau M.: »Locken hatte er nicht, aber er hatte früher einen blonden Bart und war ein ›blonder Jüngling‹.«

Zu c): Frau M.: »Ich hatte Großaufnahmen mit leidendem Gesicht. Ich war im Film wahnsinnig geworden, weil ich mein Kind im Wasser verloren hatte.« – »Wann haben Sie die Großaufnahmen gesehen?« – »Bei der Synchronisation, als ich das Lied ›Pommerland ist abgebrannt‹ zu der Szene mit dem Holzstück, das ich für mein Kind halte, singen mußte. Ich habe die Szene einmal mit sehr friedlichem Gesicht – wie die Leute behaupteten, mit einem ›Madonnengesicht‹ – gespielt, das andere Mal mit schmerzverzerrtem. (Wichtig für den Filmlaien ist hier noch zu erwähnen, daß der Schauspieler nie seine Szenen zu sehen bekommt, wovon im Traum ausdrücklich berichtet wurde. Nur im Fall der Synchronisation werden einem die Szenen vorgeführt, damit man seinen Text des stumm aufgenommenen Streifens hineinspricht beziehungsweise singt.) Auch von Verwundeten wurden viele Großaufnahmen gezeigt, darunter auch von dem Hauptdarsteller mit dem einen Auge. Dieser trat mit dem Kollegen El., auf den ich die Traumfigur mit dem Kopfverband beziehe, mehrfach in einer Szene auf. Ich sehe noch die Verwundeten bei uns in der Garderobe sitzen, da wurde ihnen fürchterlich viel Blut ins Gesicht geschmiert (und, wie es im Traumtext heißt, auch wieder abgeschminkt) . . .«

Koinzidenzen im präkognitiven Bezugssystem:

Es ist im folgenden der Bezug des »Komiker-Traumes« im Hinblick auf die Motivationsdynamik zukünftiger Situationen zu untersuchen. Im Bezugssystem der aktuellen Lebenssituation hatte der Traum als »Tagesrest« einen Partner eingeführt, der als »hübscher Mann (Schauspieler) mit Schnurr- und Backenbart und lockigem Haar« eindeutig charakterisiert ist. Es mag sein, daß sich schon seit der ersten Begegnung der Träumerin mit El. zwei Tage vor dem Traum während der Proben unbewußt kommende Spannungen abzeichneten. Sie sollten sich über Jahre hinziehen.

Im »präkognitiven« Bezugssystem scheint der Traum zeitlich verschiedene Etappen des Beziehungskonfliktes vorwegzunehmen und szenisch zu verdichten: Die Traummotive »Ein Schauspieler wirft sich mir an den Hals«, weiter: »Kopfverband – schlimm verletzt aussehend – nimmt den Verband ab, dann zwei Bärte auf Ober- und Unterlippe« können auf die Situation

im Januar 1958 bezogen werden, wo El. sich lebhaft um Frau M. bemühte und bei den entstehenden Spannungen mit Kollegen in der Tat ein entstelltes Gesicht riskierte. Da er zu dieser Zeit zusammen mit Frau M. in einem Stück auftrat, in dem er eine komische Rolle spielte, kann auch das erste Traumstück (»Komiker«) auf diese Situation bezogen und die Szene mit dem »Anwurf« als symbolische Darstellung der Vorwürfe, Verletzungen und Beleidigungen verstanden werden, die Frau M. (die im Traum als »jemand« bezeichnete anonyme Zielperson des Anwurfs) von dem eifersüchtigen Partner erfahren mußte. Das Motiv des in »full dress« Ins-Wasser-Fallens bleibt aber noch unverständlich. Die Komiker-Szene weist aber – wie auch der Zuordnungsversuch bestätigte – deutliche Übereinstimmungen mit der im Oktober 1959 gedrehten Erhardt-Szene in dem Film *Drillinge an Bord* auf, der – wie eingehend nachgewiesen wurde – durch ein Netz von Verschränkungen mit dem gleichzeitig gedrehten Gotenhafen-Film verbunden ist.

Bei den Dreharbeiten zu diesem Film im September 1959 kam es wiederum zu starken Spannungen mit El., der mit Frau M. zusammen bei den Untergangsszenen mitwirkte. Frau M. fuhr auf dem »alten, dreckigen Dampfer« mit ihm nach Helgoland. El. hatte ihr auf Deck einen Platz reserviert und daneben einen für sich. Als er sich einige Zeit entfernte und dann zurückkam, lag ein anderer auf seinem Platz. Frau M. war eingeschlafen und hatte diese Usurpation nicht bemerkt. El. machte seinem Ärger bei anderen Passagieren, vor allem bei der Tauchergruppe, in derart heftigen Äußerungen gegen Frau M. Luft, daß diese – und vor allem ihr Leiter, Kameramann Mü. – beschloß, ihm eine Lektion zu erteilen und ihn nach Taucherart ins Wasser zu werfen. Gleich wie die Drohung im Januar 1958, ihm »eins auf den Kopf zu geben«, im Traum wahrscheinlich als fait accompli dargestellt wurde, kann man vermuten, daß auch diese Drohung sinnbildlich im Traum (Sturz des Komikers ins Wasser) zum Ausdruck kam. Dieser Sturz ins Wasser steht in der Traumszene in Zusammenhang mit dem »Anwurf«: Er springt der Holzkugel nach. Ins Wasser fiel aber auch Erhardt in seinem Film, in dem er gleich mehrmals über Bord ging, einmal, als er gerade gesungen hatte: »Rechtes Auge blau – linkes Auge blau – und das alles wegen einer einzigen Frau.«

Die sinnbildliche Darstellung der ersten Drohung, das blaue Auge des Verwundeten mit Kopfverband im »Komiker-Traum«, scheint mit dem Ins-Wasser-Fallen in einem Strukturzusammenhang verbunden. Nimmt man noch den »Jüngling mit lockigem Haar« hinzu – Erhardt sang, wie schon erwähnt, dieses Lied aus dem *Waffenschmied* bei der Anwurfszene der runden Vase –, so kann aus den Übereinstimmungen und den verständlichen Zusammenhängen geschlossen werden, daß im »präkognitiven« Bezugssystem die Erhardt-Szene als sinnvolle Koinzidenz für die Darstellung einer Partnerschaftsproblematik einspringt, die zur Zeit des Traumes ebenfalls noch in der Zukunft lag.

Die Herabsetzung ihrer Person durch die Szenen mit El., der sie schlecht machte und »in den Schmutz zog«, hat Frau M. belastet. Anschließend kommt das Traumstück »Botticelli-Gesicht«. Es liegt nahe, in dieser Aufeinanderfolge: »sehr schönes, leidendes Gesicht von mir, fast wie aus einem Bild von Botticelli«, zugleich eine Darstellung des Traumas und eine kompensatorische Wiederherstellung des Selbstgefühls zu sehen.
Wenn diese Interpretation zutrifft, wären für dieses dritte Traumstück dieselben Strukturzusammenhänge anzunehmen wie für das erste: Eine von der Partnerschaftsproblematik unabhängige Realsituation (die Filmszene) springt in sinnvoller Koinzidenz als Ausdruck der psychischen Verfassung ein – beides, Partnerschaftsproblematik mit dem Trauma des verletzten Selbstgefühls und ihr »synchronistischer« Ausdruck im Traum innerhalb des präkognitiven Bezugssystems – stehen in sinnvoller Verbindung.

Zum Schluß der »Gotenhafen-Serie« sei noch von einem Traum berichtet, der in vier Etappen ablief und der über ein Jahr vor seiner Erfüllung aufgezeichnet wurde. Wieder entnehme ich ihn der Exploration aus der bereits zitierten Zeitschrift (S. 129–133):

Traum 764 vom 27. Mai 1958
a) »Verborgener Jude«. Ein alter Jude muß sich vor den Menschen verstecken, die ihn hassen. (1)
b) »Bootsmanöver«. Ein großes, wildes Wasser mit Schaumköpfen, über die wir in mehreren kleinen Fischerbooten müssen. (2) Ein jüngerer Steuermann des einen Bootes gibt mir Anweisungen, wie ich mich zu verhalten habe, wo ich mich hinzubiegen und festzuhalten habe, wenn die Wellen über uns zusammenschlügen. (3) Wir springen in die Boote, und schon kommt der erste Brecher über uns. Es ist eine unheimliche Stimmung und ziemlich hoffnungslos. (4) Wir können nicht landen, weil wir zerschellen würden, da die Brandung zu groß ist. Schließlich geben wir auf und bleiben auf der Insel, wo wir uns scheint's befinden und wo wir nicht sein wollen. (5)
c) Dann reiten wir auf netten kleinen Pferden. (6)
d) »Wiederkehr«. Wir kommen an ein Theater in Polen, wo wir gastieren sollen. (7) Ich erkenne die Garderobe und die Friseuse und weiß plötzlich, daß ich hier schon einmal war. (9) Die Friseuse will die Damen frisieren, aber da wir uns selber geholfen haben, schicken wir sie wieder weg. (10)

Zur Zeit der Exploration dieses Traumes (August 1960) kannte der Interviewer (Professor Bender) weder den Gotenhafen-Film noch den Erhardt-Film *Drillinge an Bord*. Bei der Aufdeckung vermutlicher Bezüge war er also ganz auf die Angaben der Berichterstatterin angewiesen. Wie aus der Inhaltsangabe des Gotenhafen-Films hervorgeht, kann das erste Stück des

Traumes (1) auf eine Szene bezogen werden, in der der hinter einer Bücherwand versteckte jüdische Vater der Frau Löw, Inhaberin eines Offizierslokals, von der SS verhaftet wird. Frau M. erkannte diesen Bezug zunächst nicht. Sie überlegte, ob Analogien der Traumszene zu Realsituationen mit Persönlichkeiten bestehen könnten, die bei der Produktion des Filmes beteiligt waren, und verwies dann auf den Kommentar, den sie – wie gewöhnlich – sogleich nach der Niederschrift des Traumtextes beifügte.

Dieser Traum ist sicher eine Mischung von eben Erlebtem, Gedanken und eventuell auch Zukünftigem. Die ungeheuren Wasser können noch zum vorgestern gehörten Hörspiel gehören, worin die Sintflut und – da es sich um das Alte Testament drehte – auch Juden vorkamen. Aber auch das gestern abend aufgeführte Stück aus Dresden, *Der Keller*, worin deutsche Landser, eingekesselt von Russen, sehr hoffnungslos in einem Keller versteckt waren, woraus es kaum ein Entfliehen gab, bis sie sich in Gefangenschaft begaben, könnte das Boot oder die Insel bedeuten. Das Dresdner Gastspiel hat gleichzeitig mit unserem Gastspiel in Dresden – als Austausch – zu tun. Die Landser auf der Bühne, die durch Polen nach Rußland kamen, erwähnten im Stück Namen von Orten in Polen, wo ich selbst schon Theater gespielt habe. Unser eventuelles Gastspiel verquickt sich also mit meiner Tournee durch die Ostgebiete während des Krieges. Die Gespräche auf der Bühne und in einer anschließenden Diskussion drehten sich außerdem auch um die vergasten Juden – daher der alte Jude, der sich verstecken muß –, ferner befanden sich unter den Diskutierenden ein älterer Jude und unser Clubpräsident, der sehr alt ist und dem Traumjuden ähnlich sah.

Bei der Besprechung des Traumes 778 »Klimatische Paradoxie« fiel Frau M. plötzlich ein Bezug der Traumszene (1) »alter Jude« zum Gotenhafen-Film ein: »In diesem Nachtlokal, in dem die beiden Mädchen tanzten, ist eine Jüdin, Besitzerin der Bar. Sie versteckt ihren alten Vater hinter einer Tapetentür. Da kommt die SS herein, die ja nun weiß Gott die Juden haßt, und sagt ihr auf den Kopf zu, daß sie ihren Vater versteckt hat, holt ihn hinter der Tapetentür hervor und verhaftet ihn.« (Tonbandarchiv Psi IV/4.)

An diesem Beispiel wird deutlich, daß Frau M. einzelne Träume »mehrdimensional« zu verstehen versucht: einerseits als Verarbeitung von »Tagesresten«, andererseits als synchronistische Koinzidenzen oder, in ihrer Ausdrucksweise, als »Zukunftsträume«. Es wird eine sehr wesentliche Aufgabe dieses Beitrages sein, dieser »Mehrdimensionalität« nachzugehen, die »Tagesreste« auf eine eventuelle auslösende Funktion zu untersuchen und die Frage nach den Motivationszusammenhängen zu stellen, die sowohl der Verarbeitung der aktuellen Lebenssituation im Traumgeschehen als auch dem vermuteten Bezug auf koinzidierende zukünftige Vorgänge zugrunde liegen.

Zu b) (»Bootsmanöver«): Bei den Dreharbeiten zum Gotenhafen-Film vor Helgoland (12. bis 22. September 1959) fuhren die Darsteller – so berichtet Frau M. – in Fischerbooten aufs offene Meer. Teilweise gab es sehr starken Wellengang. (»Da war natürlich einiges gefällig an Wellen und Übelkeit!«) Die Mitwirkenden hatten enganliegende schwarze Schutzanzüge unter den Kleidern.
»›Ein jüngerer Steuermann gibt Anweisungen‹ – bezieht sich auch diese Traumszene auf eine Realsituation?«
»Ja, alle Leute, die Matrosen und auch unsere Techniker haben uns immer gesagt, was wir machen sollen, wenn wir von unseren Fischerbooten auf den Dampfer ausgeladen wurden, wo wir uns umzogen und auch aßen. Da mußten wir immer die Wellen abwarten, und wenn die kleine Barkasse auf einer Welle war, wurden wir von denen, die oben auf dem Dampfer standen, hochgerissen und so immer pro Welle an Bord gehievt. Das mußte man natürlich richtig lernen.«
»Wann wurden die Aufnahmen gemacht?«
»Nachts, wenn es dunkel wurde. Meistens gegen 20 Uhr bis 3 Uhr morgens.«
»Wie war die Stimmung bei den Aufnahmen? Etwas unheimlich?«
»Es war gewaltig. Mir hat aber die ganze Sache viel Spaß gemacht.« (4)
Zu (5): »Die Insel ist Helgoland, wo wir alle zusammensaßen und uns mehr oder weniger auf die Nerven gingen nach zehn Tagen. Komödianten auf einer so kleinen Insel . . . Ich zog mich jedenfalls tagsüber immer auf die Düne zurück, da war ich allein . . .«
c): »›Dann reiten wir auf netten kleinen Pferden . . .‹ (6). Was würden Sie damit machen?«
»Später haben wir die Aufnahmen in Zwiesel gemacht – den Ostpreußentreck mit den Pferdewagen. Da waren sehr viel Pferde, und ich habe mir bei jeder freien Gelegenheit ein Pferd geschnappt und bin geritten.«
d) (»Wiederkehr«): »Der Treck durch Ostpreußen erinnerte mich an eine Tournee 1941 durch die polnischen Ostgebiete, da kamen wir auch durch Ostpreußen mit seinen Schneefeldern. Die Ostpreußenaufnahmen wurden in Zwiesel im Bayerischen Wald im Dezember 1959 gemacht. Mit einer anderen Wanderbühne war ich auch im Bayerischen Wald am Anfang meiner Laufbahn im Herbst 1938, damals war ich auch in Zwiesel, dem Aufnahmeort, den ich natürlich gleich wiedererkannte. Im Traumtext schicken wir die Friseuse weg, weil wir uns selbst geholfen haben. In Wirklichkeit, also bei den Filmaufnahmen in Zwiesel, schickten wir auch die Friseuse weg, aber weil wir sie nicht haben durften. Speziell die Flüchtlingsfrauen durften nicht geschminkt werden.«
Frau M. bekräftigt ihre Aussagen durch eine Bestätigung der Regieassistentin Katja F., die sie im Dezember 1959 an das Freiburger Institut schickte: »Als Assistentin von Herrn Frank Wisbar bestätige ich Frau M., daß sie in seinem Film *Nacht fiel über Gotenhafen* mit der Filmgesellschaft

auf offener See vor der Insel Helgoland nicht ungefährliche Aufnahmen mitmachte. Wir waren in verschiedenen Rettungsbooten, teils Fischerboote der Helgoländer, und mußten einzeln eine große Welle abwarten, die uns hochspülte, so daß wir auf unser großes Schiff übersteigen konnten. Die Mannschaft brachte uns diese Technik bei . . . Den letzten Teil des Films drehten wir mit vielen Pferden in Göttingen und im Bayerischen Wald. Frau M. ritt auf ihnen. In dem Ostpreußen darstellenden Drehort Zwiesel erkannte Frau M. alle Plätze wieder. Die Friseuse des Films wurde von uns immer fortgeschickt, weil der Regisseur völlig ungeschminkte und unfrisierte Darsteller für die vor den Russen flüchtenden Frauen haben wollte.«
Später brachte Frau M. einen Tourneeplan der Wanderbühne des Bayrischen Landestheaters bei, aus dem hervorging, daß sie am 31. Oktober 1938 in Zwiesel gastiert hatte.
Wenn die aufgezeichneten Träume als eine »Biographie des Unbewußten« durch sorgfältige Angaben über die aktuelle Situation zur Zeit des Traumes: Tageserlebnisse, Begegnungen, Wünsche, Befürchtungen, ergänzt werden – dann kann aus dieser »Biographie des bewußten Lebens« die spezielle Eigenart der psychischen Dynamik verständlich werden und das Wechselspiel von Aktion und Reaktion, bewußter Einstellung und unbewußter Reaktion seine funktionelle Bedeutsamkeit offenbaren.

Soviel zur »Gotenhafen-Serie«, die den Untergang der »Wilhelm Gustloff« zum Thema hatte. Doch sie wäre nicht vollständig, würde ich einen zweiten Fall unerwähnt lassen, der unter genau den gleichen Voraussetzungen einen ähnlichen Verlauf nahm.
Diesmal geht es um das Ende des amerikanischen Handelsschiffes der Ward-Line »Morro Castle«, das im September 1934 auf der Fahrt von Havanna nach New York in Brand geriet. Wieder wurde aus dieser Schiffskatastrophe eine Filmarbeit, wieder unter der Regie von Frank Wisbar, und wieder war ich unter den Schiffbrüchigen, diesmal sogar mit meiner Tochter Angelika, und wieder – »sinnvoller Zufall« oder Duplizität der Fälle? – ging mein Kind über Bord!
Ich frage mich manchmal, ob nicht schon die »Gotenhafen-Träume« auch Bezug nahmen auf diesen zweiten Katastrophenfilm, denn nun war es auch noch mein leibliches »Baby«, das da in den Fluten unterging, was mir daher in gewisser Beziehung noch mehr zu Herzen ging und somit ein noch stärkeres »affektives Feld« entstehen ließ. Hier der erste Traum:
Traum 1087 vom 8. Mai 1961
Mit Isabel und Angelika am Quai. Wir wollen fort. Ein großer englischer Dampfer liegt an der Mauer, und wir springen auf. Ich will die Kinder ein Stück begleiten, und zwar vor der Fahrt nach Übersee. Als ich gerade an Deck spazierengehe, fällt mir ein, daß das Schiff wahrscheinlich nicht mehr in den Hafen zurückkommt, und ich kann mir die lange Reise gar nicht

leisten, da ich hier beruflich zu tun haben werde. Ich springe ab, als das Schiff ganz nah an die Quaimauer kommt, und rufe den erstaunten Mädels zu, sie möchten mir meine Sachen herüberwerfen. Ich hatte es mir gerade an Deck bequem gemacht. Angelika irrt erst einmal etwas kopflos in verkehrter Richtung.

Als Motivation für diesen Traum schrieb ich in meinem Kommentar:

Ich hatte gerade Proben zum »Maulkorb« in Hildesheim, wo ich gastiere, und ließ mich für den 1. bis 5. Mai beurlauben, um mit dem Dokumentarfilmteam, das in Helgoland den »Fall Gotenhafen« drehte, mit dem Schiff als Zuschauer dorthin zu fahren. Das Team hatte die Aufgabe, Drehorte wie die »Kraterlandschaft« meiner Träume von 1959 aufzunehmen. Da es mir auf der Insel sehr gefiel, war es für mich ein Entschluß, zur Probenarbeit zurückzukehren. In meinem Tagebuch vom 8. Mai 1961 steht: »Die Probe geht sehr gut, und ich grüble, ob ich nicht noch einen Tag in Helgoland hätte bleiben können.«

Meinen Traum deutete ich folgendermaßen:

Das Schiff hat wahrscheinlich wieder symbolischen Charakter. Da ich momentan dauernd unterwegs und wegen der Gastspiele fern von meinen Lieben bin, springe ich auch im Traum vom »Familienschiff«. Es könnte eine Vorschau sein: Wenn ich im Juni bequem im Schoß der Familie ausruhen möchte, kommt eventuell etwas dazwischen, daß ich im letzten Augenblick wieder weg muß, oder im Gegenteil, wenn wir im August verreisen wollen, werde ich gezwungen, in Hamburg zu bleiben.

Wie sich später herausstellte, ein wahrhaft prophetischer Satz! Der Traum traf dann tatsächlich in Etappen ein und außerdem auf den Tag genau an einem 8. Mai, fünf Jahre später, so daß man hier sowohl von einer »fraktionierten« als auch von »datengenauer« Erfüllung sprechen kann. Der Traum hatte mindestens vier Ebenen und als Auslöser wieder einmal das für mich so oft schicksalsbestimmende Schiff. Wie ich schon sagte, war ich mit einem Schiff einige Tage vor dem Traum über Cuxhafen nach Helgoland gefahren. Kennt man die Art, wie der Traum »arbeitet«, liegt es sehr nahe, daß das intensive Beschäftigen mit der Materie des vorangegangenen wissenschaftlichen Streifens *Der Fall Gotenhafen*, der zu jener Zeit mit dem Freiburger Institut und dem Südwestfunk auf Helgoland entstand, eine Kette von Präkognitionen auslöste.

Zunächst gab es da die tiefenpsychologischen Aspekte: meine berühmten »Fluchtgedanken«, die meist Schiffsträume zur Folge haben. Ich war zu jener Zeit schon recht ferienreif und fürchtete nun nach dem Traum, irgend etwas könne meine Freiheit einengen und mich in Hamburg festnageln. An sich ziemlich unwahrscheinlich, denn im Sommer ist »Sauregurkenzeit«, und alle Theater der Hansestadt sind geschlossen. Aber dennoch: Genauso kam es!

Ich hatte gerade mit meinen Töchtern Ferienpläne geschmiedet. Diesmal würde es das inzwischen liebgewonnene Helgoland sein. Ein Besuch auf

Norderney im gemütlichen Friesenhaus von Ernst L. sollte folgen. Da wurde ich am 19. Juni 1961, fünf Wochen nach dem Traum, gemeinsam mit Isabel an Hamburgs »Kleine Komödie« – das einzige Theater, das seine Pforten im Sommer nicht schloß – für das Lustspiel *Hurra für Gina!* verpflichtet.

Das Schiff, das uns nach Helgoland hätte bringen sollen, fuhr vom Hamburger Hafen ab – ohne Isabel und mich. Ich mußte – wieder einmal im Theaterjargon gesprochen – »abspringen«. Aus den ersehnten Ferien wurde nichts, denn das Stück lief im Juli und August in einem tropisch heißen Hamburger Sommer.

So stand ich mit Isabel am 8. August schwitzend am Quai und verabschiedete meine Zwillinge Andrea und Angelika, die ihre Ferienreise allein nach Helgoland antraten.

Daß Angelika im Traum vom 8. Mai erst einmal in »verkehrter Richtung« irrte, deutete ich, wohl auch zu Recht, dahingehend, daß sie kurz danach einen unerfreulichen Job mit einem anderen vertauschen werde und daß sie, die bis dahin noch an ihre Berufung als Schauspielerin geglaubt hatte, langsam von diesem Gedanken abkommen werde. Den richtigen »Absprung« schaffte sie erst 1968.

Am 8. Mai 1966 aber, datengenau fünf Jahre nach dem Traum vom 8. Mai 1961, fuhren Angelika und ich mit der Film-Crew des ZDF und seinem Regisseur Frank Wisbar von Hamburg aus nach Cuxhafen, um die Schiffsaufnahmen zu *SOS Morro Castle* an Deck und in den Gesellschaftsräumen der für diesen Zweck gemieteten »Hanseatic« zu drehen. Angelika mußte mit einem Rettungsring, den ich ihr in mütterlicher Sorge umlegte, vom brennenden Schiff springen, das auf der Fahrt zwischen Havanna und New York manövrierunfähig auf dem Ozean trieb.

Hier erfüllten sich die Traumteile: »ein englisches Schiff« – ohne Zweifel ein Schönheitsfehler, denn die »Morro Castle« war ein amerikanisches – und: »Angelika irrt erst in verkehrter Richtung«. Sie mußte in der Tat durch die Flammen erst in verkehrter Richtung bis hin zur Reeling irren. (Die Brandaufnahmen waren einige Tage zuvor auf einer Schiffskulisse im Gelände des Studio Hamburg entstanden.) An jenem 8. Mai 1961 gab es aber auch die Szenen, in denen wir noch gemütlich an Deck lagen vor der »Fahrt nach Übersee«, wie es im Traumtext heißt.

Unser Schiffsdouble »Hanseatic« lag also an der Quaimauer von Cuxhaven, und wir blieben an Bord, bis die ersten, nun »echten« Passagiere eintrafen, die noch am selben Abend mit dem Ozeandampfer nach New York abfuhren. Da hieß es nun schnell unsere Garderobe zusammenraffen und das Schiff verlassen, das »nicht mehr in den Hafen zurückkommen wird«. Die »Hanseatic« kam tatsächlich nicht mehr zurück: Sie brannte im Hafen von New York völlig aus – wie die »Morro Castle« 1934!

Meiner Erfahrung nach benutzte der Traum einen simplen Tagesrest, wie die Überfahrt mit einem Helgolanddampfer, um daraus gleich mehrere

Vorschauen zu fabrizieren, die von verhinderten Ferienfahrten über einen Schiffskatastrophenfilm bis hin zur tatsächlichen Ozeanüberquerung der »Hanseatic« reichten.
Es folgten zwei weitere Schiffsträume, wovon ich nur einen erwähnen möchte. Die Serie würde sonst in ein zweites »Gotenhafen« ausufern. Es war im April 1964, und ich drehte gerade einen italienischen Film nach einer Geschichte von Pirandello, *Die Leibrente*, im Studio Hamburg. Eines Tages erzählte uns der junge Produktionsleiter von seiner Assistentenzeit in Hollywood.
Dies Gespräch vermutlich und die Filmatmosphäre hatten nun in der nächsten Nacht einen Traum zur Folge, der sich einwandfrei mit dem zwei Jahre später entstehenden Fernsehfilm *SOS Morro Castle* befaßte. Ich schrieb damals auch gleich in meinem Kommentar: »Es handelt sich nach meinen bisherigen Erfahrungen wahrscheinlich um eine Vorschau auf einen Film, den man hier im Studio drehen wird.« So überzeugt war ich von der prophetischen Aussage des Traumes.
Traum 1418 vom 18. April 1964
Die Szene handelt auf einem Ozeandampfer, auf dem eine elegante Gesellschaft ein Spiel mit einer Art Schlägern und Bällen veranstaltet. Es sind Filmaufnahmen, in denen ich mitten drinstecke und gleichzeitig auch Zuschauer bin. Es gibt gute Dialoge und eine unheimliche Szene zwischen Offizieren, aus der hervorgeht, daß ein Verbrechen im Gange ist. Decken kommen auf mich herunter, vor denen ich in panischer Angst zu fliehen versuche. Schließlich landet man in New York, das ich an seiner Wolkenkratzersilhouette erkenne.
Ich fand zu den lebendigen Traumbildern weiter keinen Bezug, denn weder kenne ich New York oder überhaupt die USA noch habe ich je eine Reise mit einem solchen Ozeanriesen gemacht oder auch nur geplant. Auch fiel mir seelisch gerade keine »Decke auf den Kopf« – so würde ein Analytiker die Sache interpretieren – noch verkehrte ich in verbrecherischen Offizierskreisen! So lag mal wieder eine Filmhandlung nahe.
Zwei Jahre später, im Mai 1966, wurde dann der Film vom Brand der »Morro Castle« mit den schon erwähnten Aufnahmen auf der nach New York abfahrenden »Hanseatic« in eben dem Studio gedreht, in dem ich zur Traumzeit arbeitete. Einige Darsteller, die in den Gesellschaftsszenen zu tun hatten, spielten ein Deckspiel mit den geträumten Schlägern und Bällen. Ich war dabei nur Zuschauer ebenso wie auch beim zweiten Teil des Filmes, der eine Gerichtsverhandlung zum Thema hatte: Ein Verbrechen wurde bei dem mysteriösen Schiffsbrand vermutet, worin die geträumten Offiziere verwickelt waren.
Die Flucht in meinem Traum vor herunterstürzenden Decken in panischer Angst spiegelten die aufregenden Brandszenen wider, in denen brennende Schiffsteile auf uns niederprasselten und uns den Weg zum Deck versperrten.

So wurden ein vorangegangener Film im selben Studio – mit rein dörflich-italienischer Atmosphäre übrigens – und ein Gespräch über amerikanische Filmpraktiken nach bekannter Traummanier zu Auslösern für ein paranormales Erlebnis, das einige Filmszenen zwei Jahre voraussah, die dann auf der »Hanseatic« alias »Morro Castle« entstanden.
Es ist ein weitverbreiteter Volksglaube, daß die Träume in den »Heiligen Nächten« zwischen Weihnachten und dem Heiligdreikönigstag besonders bedeutungsvoll sind. Nun, in einer solchen »Heiligen Nacht« tastete sich ein weiterer Traum der Serie noch näher an die Wirklichkeit heran:
Traum 1624 vom 30. Dezember 1965
Eine stürmische Überfahrt. Es schaukelt unbeschreiblich . . . Ich will das Schauspiel an Deck erleben. Da fahren wir gerade in den ruhigen Hafen ein. Eine breite Schräge wird heruntergelassen. Angelika geht darauf, rutscht und fällt ins Wasser. Es regt mich aber nicht weiter auf, denn sie kommt wohlbehalten wieder heraus. Aber sie hat einen Schuh verloren, den man auffischt. Ratten spielen irgendeine Rolle. Ich kümmere mich inzwischen um unsere kleinen Reisetaschen, die an Deck stehen. Die Kollegen schicken sich an, das Schiff zu verlassen. Es ist eine angeregte Stimmung und Freude an unserem Spiel.
Zu diesem Traum glaubte ich eine einfache Erklärung zu haben, denn ein Schiff war weit und breit nicht in Sicht, verlebte ich doch gerade einen friedlichen Skiurlaub bei meiner Mutter in den bayrischen Bergen. Angelika war aus einem Job ausgestiegen, also »abgesprungen« – man könnte auch sagen, sie wurde »ausgebootet«. Das war, wie ich meinte, alles.
Der tiefere Sinn aber offenbarte sich am 6. Februar 1966, fünf Wochen nach dem Traum. Mein Manager, Heinrich G., rief mich in Inzell an und fragte, ob ich Zeit hätte, zusammen mit Angelika in Frank Wisbars *SOS Morro Castle* mitzuwirken, wir hätten Mutter und Tochter zu spielen. Wichtig hierbei ist, daß dies meine erste Fernseharbeit mit Tochter Angelika war und daß es mal wieder ein Schiffsfilm werden sollte.
Im Mai begannen die bereits erwähnten Aufnahmen im Studio Hamburg und auf der »Hanseatic«. Es war Nacht, und die Windmaschine sorgte für einen ungeheuren Sturm an Bord. Mit den Worten »Nun verlassen die Ratten das sinkende Schiff!« feuerte uns Wisbar an und probte mit uns die Szene, in der Angelika vom brennenden Schiff zu springen hatte. Sie tat es mit bewundernswerter Ausdauer acht- bis zehnmal, bis die Szene »im Kasten« war. Und jedesmal verlor sie dabei mindestens einen Schuh, der von geduldigen Technikern immer wieder herausgefischt wurde.
Kein Wunder also, daß mich das ganze Geschehen »nicht weiter aufregte«, war doch alles nur ein »Spiel, das uns viel Freude machte«. Am Abend, als die »Hanseatic« nun tatsächlich vom ruhigen Quai von Cuxhafen abfuhr, wurden die geträumten »Schrägen« (das Fallreep) heruntergelassen, und wir verließen mit den Kollegen den Ozeanriesen mit unseren »kleinen Reisetaschen«, die man uns an Deck gestellt hatte und in denen sich

unsere Garderobe befand. (Hier zeigt sich wieder, wie wichtig beim Aufschreiben von Träumen so winzige Details wie »kleine Reisetaschen« sind, denn an sich hätten »Koffer« besser zu einer Transatlantikfahrt gepaßt.)
Erneut hatte der Traum willkürlich herausgegriffene Szenen des nun tatsächlich ablaufenden Spiels vorausgesehen. Und wie schon oft vorher träumte ich sie an jenem traumreichen oberbayrischen Ferienort, in dem ich weit entfernt bin vom beruflichen Geschehen.
Der nächste und letzte Traum der Serie tauchte dann mitten hinein in zukünftige private Ereignisse und das Filmgeschehen und ist in seiner Mischtechnik der dichteste der Serie.
Ich lief immer noch ahnungslos im tief verschneiten Inzell Ski und hatte den Beruf weitgehend verdrängt. Aber man schrieb inzwischen den 2. Februar 1966, und meine Besetzung stand wahrscheinlich schon fest oder wurde an diesem Tag gerade geboren, so daß man in diesem Fall von einer telepathisch ausgelösten Präkognition sprechen kann. Denn vier Tage nach dem Traum, am 6. Februar, rief mein Manager an, ich sei für *SOS Morro Castle* verpflichtet. Hier zunächst der Traum:
Traum 1646 vom 2. Februar 1966
Ich spiele unter der Regie eines ostdeutschen Regisseurs. Es könnte ein Abschied sein . . . eventuell vor dem Sterben. Ich mache die Szene acht- bis zehnmal, immer dasselbe, und ich glaube, es wird recht gut. Dann kommt Gott sei Dank etwas dazwischen, denn langsam wird es mir zu viel, und meine Kräfte lassen nach. Sehr viele Menschen und ein ungeheurer Betrieb. Ganz zum Schluß gibt es eine Reise in die Südsee – es könnte Hawaii sein. Ich bin entsetzt über die Menschenmassen und vielen Touristen. Meine Rolle – soweit ich mich erinnere – spielt wieder unter Wasser. Dann bin ich in einem eleganten Kurort mit eleganten Hotelpalästen und einem palmenbestandenen Strand. Vor den Hotels stehen Pferdedroschken. Ich wohne in einem Luxushotel. Trage ein schwarzes, altmodisches Abendkleid. Schwimmen in einem Swimming-pool.
Zu diesem Traum fiel mir nur ein Tagesrest ein – oder zwei –, und ich vermutete, daß es sich um eine Filmvorschau handeln könne. Ich hatte am Abend im Fernsehen den palmenbestandenen Strand von Hawaii gesehen und vor einigen Tagen gehört, Wolfgang hätte eine Einladung auf die Virgin-Islands. (Die er nicht annahm.) Ansonsten hatte ich keine beruflichen Pläne, aber eine Arbeit, an der ich viel feilen müsse, schien mir wahrscheinlich. Ich war durch die »Gotenhafen-Serie« ja schon vorgewarnt und glaubte eine starke Parallele im Traummechanismus zu erkennen. .
Am 4. Mai, drei Monate später, war es dann schließlich so weit: Die Erfüllungsmaschinerie lief ab wie ein Uhrwerk. Zunächst war da mein ostdeutscher Regisseur: Frank Wisbar war Ostpreuße. Und um das Ende gleich vorwegzunehmen: Er starb im März 1967, und der Traum hatte hier einen Doppelsinn, wie ich es immer wieder beobachten kann. Man spricht

von einem Abschied, ja vom Sterben, und meint beides, so etwa die Filmhandlung, in der ich Abschied von meiner Tochter nahm, und den wahren Tod. Seit *Nacht fiel über Gotenhafen* waren immerhin sechs Jahre vergangen, und ich hatte keinerlei Verbindung zu Wisbar und keine Arbeit mehr mit ihm gemacht.
An jenem 4. Mai also drehten wir an Deck der Schiffskulisse im Hamburger Filmgelände die Abschiedsszene mit Angelika. Es wurde eine wunderschöne, aufregende Szene, und Wisbar war sehr zufrieden. Die Aufnahmen wurden mindestens acht- bis zehnmal gemacht und waren sehr anstrengend. Ich hatte vor kurzem eine Operation hinter mir und war noch etwas wacklig auf den Beinen. So war ich heilfroh, daß schließlich um vier Uhr morgens, wie es im Traumtext heißt, »etwas dazwischenkam«, so daß wir die Aufnahmen abbrechen mußten. Es fing nämlich echt hamburgisch zu gießen an, was weder im Sinne der Pazifik-Aufnahmen war noch Scheinwerfern, Kameras oder unseren Flammen sonderlich gut bekam. Meine Kräfte fingen auch gerade zu erlahmen an, denn ich mußte Angelika vor ihrem Absprung immer wieder mit dem Rettungsring auf die Reeling heben.
Am 8. Mai wurde dann an Bord der »Hanseatic« die Fahrt über den Ozean gedreht. Hier mischt nun der Traum den »palmenbestandenen Strand« von Havanna, von wo aus die »Morro Castle« gestartet war, mit dem von Cuxhaven, wo unsere »Hanseatic« ankerte. Menschenmassen und Touristen hier wie dort. Wir Filmleute wohnten in einem Luxushotel am Strand von Dunen, dem benachbarten Seebad, wo sich ein Hotel ans andere reihte. Vor unserem Hotel standen Pferdedroschken für die Wattfahrten zur nahen Insel Neuwerk. Eine Szene spielte an Deck am Swimming-pool, in den wir Darsteller auch in unseren Drehpausen ausgiebig hineinsprangen. Den Traumpart, der wieder einmal »unter Wasser« stattfand, übernahm diesmal meine Tochter Angelika. Man identifiziert sich ja bekanntlich sehr oft im Traum gerade mit seinen engsten Familienangehörigen.
Von großer Wichtigkeit erschien mir noch das Traumdetail meines schwarzen, altmodischen Abendkleides: Es gab im großen Speisesaal des Schiffes eine für das Filmgeschehen ausschlaggebende Szene: das »Captain's Dinner«, wobei ich das geträumte lange Kleid trug, schwarz und altmodisch, denn die Handlung spielte 1934. Nach ausgiebigem Essen und ausgelassener Stimmung erschien an unserem Tisch der Erste Offizier und brachte die alle bestürzende Meldung, daß der Kapitän der »Morro Castle« soeben gestorben sei.
Um solche Situationen noch besonders zu unterstreichen, bedient sich der Traum der Trauerfarbe Schwarz in der Kleidung. Es gab in meiner Rolle noch genug andersfarbige Kostüme, die hier aber keinen Bezug gehabt hätten.
Ich glaube ferner, daß hier das »Sprechen vom Sterben«, wovon im Traum

die Rede war, nicht nur den Tod des Schiffskapitäns zum Inhalt hatte, sondern gleichzeitig auch schon auf den Tod unseres Leiters, unseres »Kapitäns« Frank Wisbar anspielte. Wie im »Schiffskoch-Traum« der »Gotenhafen«-Serie, in dem ich auf die Brücke zum Kapitän gebeten wurde, den ebenfalls Wisbar als Mischfigur verkörperte.
Mit diesem signifikantesten und eindeutigsten Traum endete dann schlagartig die Schiffsserie. Das Unterbewußtsein hatte seine Arbeit beendet. Mein Filmengagement stand fest, und es gab nichts weiter zu prophezeien.

Warnungen und Tips im Traum

Etwas sehr Seltenes sind die ausgesprochenen Warnträume oder ihr Gegenteil, die im positiven Sinn richtungweisenden, beruhigenden Träume, auf die man sich blind verlassen kann, im Guten wie im Bösen.
Von einem Traum soll hier die Rede sein, der mir ausnahmsweise gutes Geld einbrachte, weil ich wagemutig seinem eindringlich symbolischen Fingerzeig gehorchte.
Man schrieb Anfang Juli 1957, und ich war mitten in Dreharbeiten zu Frank Wisbars Film *Haie und kleine Fische*, worin ich eine kleine, schlechtbezahlte Rolle spielte. Wir drehten dreißig Kilometer außerhalb Hamburgs im Studio Bendestorf und in einer alten Kegelbahn, die zu einer Matrosenkneipe umgebaut war, bei Jesteburg, mitten in der Heide. Man fuhr in der Frühe um sechs Uhr von Hamburg los, wurde in Gottes freier Natur geschminkt, und um acht Uhr ging die Arbeit an. Das dauerte bis 18 Uhr. Am Abend des 2. Juli bekam ich einen Anruf des Norddeutschen Rundfunks. Man bot mir eine sehr gute und große Rolle in einer öffentlichen Sendung an. Am 3. und 4. Juli seien die Proben, die Sendung finde am 5. im großen Sendesaal statt. Die Gage war für meine damalige chronische Ebbe im Portemonnaie märchenhaft und dicht vor den Ferien geradezu lebensverlängernd. Am 3. und 4. hätte ich Zeit, jammerte ich am Telefon, aber der nächste Drehtag in Bendestorf sei am 5. Juli, und so könne ich das verlockende Angebot leider nicht annehmen. Sicherheitshalber rief ich jedoch noch den Produktionsleiter der Filmfirma an, erzählte ihm von dem Rundfunkangebot und fragte, ob der 5. Juli als Drehtag für mich denn wirklich todsicher feststehe. Ein »Hundertprozentig!« war die Antwort und : »Machen Sie mir ja keine Geschichten, wir sind mitten in der angebrochenen Szene. Da ist leider nichts zu machen.«
Ein freundliches Schicksal wollte es, daß ich nach dem Telefongespräch niemand mehr beim Rundfunk erreichte und so meine endgültige Absage an diesem Abend nicht mehr los wurde. Denn in der Nacht hatte ich, nachdem ich sehr deprimiert ins Bett gegangen war, folgenden Traum:
Traum 605 vom 3. Juli 1957
Eine Lösung irgendeiner Art, die keiner voraussehen kann. Es gibt zwei Möglichkeiten, zweierlei Stilarten und Arbeiten von zwei Parteien, die sich in der Mitte treffen und sich gegenseitig akzeptieren. Ich sehe, wie die Lösung

eines komplizierten Puzzlespiels, deutlich ein Bild, das mich mit großer Zufriedenheit und einem Glücksgefühl sondergleichen erfüllt: Zwei Zahnräder fahren aufeinander zu, greifen mühelos ineinander. Um dem Ganzen noch mehr Nachdruck zu verleihen, sind die Räder ringsherum mit einem Blütenkranz geschmückt.

Mit einem geradezu triumphierenden Hochgefühl wachte ich auf, rief den Rundfunk an und sagte die Sendung am 5. zu. Es war ein unglaubliches Vabanquespiel, das mir nicht einmal Herzklopfen verursachte, so sicher war ich meiner Sache. Der Traum mit seiner starken Symbolhaftigkeit hatte mir einfach die unumstößliche Gewißheit gegeben, daß irgend etwas mit dem Drehtag passieren würde. Ich wußte nur nicht, was! Nicht auszudenken, wenn ich mich geirrt hätte. Die Proben für die schwere Rolle im Funk liefen während der ganzen drei Tage, vom 3. bis zum 5. abends. Die Aufnahmen bei Wisbar auf dem Land hätten ebenfalls bis zum Abend des 5. gedauert. Theoretisch waren diese beiden Arbeiten nicht unter einen Hut zu bringen. Aber siehe da: sie gingen darunter! Am Abend des 4. – ich hatte den ganzen Tag im Rundfunkstudio gearbeitet – rief der Aufnahmeleiter der Filmgesellschaft an (*er* hatte keine Ahnung von meinen Nöten und noch weniger von meiner leichtsinnig begonnenen zweiten Arbeit): »Frau Mylius, Sie haben morgen *leider* keinen Drehtag. Wir mußten ihn auf den 8. verschieben. Frau Rahl hat kurzfristig abgesagt. Sie sitzt in Berlin fest und bekommt keinen Flug mehr für morgen früh!«

Scheinheilig bedauerte ich zutiefst dies Mißgeschick, stieg nun mit voller Kraft in meine Hörfunkrolle ein und brachte die Sendung am Abend des 5. erfolgreich über die Runden.

Die blumengeschmückten Zahnräder des Traumes und seine beinahe überdeutlichen Bilder hatten recht behalten und mir ein schönes Stück Feriengeld eingebracht.

Dies war eine, wie gesagt, seltene Ausnahme. Die Warnträume sind häufiger. Oft genügt allerdings schon, daß man von einer Sache, deren Ausgang man nicht ahnen kann und vor der man Angst hat, überhaupt nicht träumt, um einem die beruhigende Gewißheit zu geben: Es geht gut aus!

Gleich noch ein weiteres Beispiel eines richtungweisenden Traumes – diesmal in Form eines antiken Symbols –, der meine Tochter Andrea betraf.

Traum 1694 vom 14. Juli 1966

Ich fahre mit Andrea in einem zweirädrigen Triumphwagen, wie man ihn von antiken Bildern kennt, durch die Lande.

Genau einen Monat später, am 14. August, fuhr ich mit ihr von Heidelberg aus, wo sie drei glückliche Spielzeiten verbracht hatte, in ihrem neuerworbenen Fiat-Zweisitzer nach Zürich in ihr nächstes Engagement. Sie hatte weder Lust dazu noch Mut, sondern nur Angst. Weinend kam sie von der ersten Probe, verzweifelt und kleinlaut mit dem altbekannten

»Ich-schaff-es-nie«-Gefühl und dem »Ach, wär ich doch in Heidelberg geblieben«, das typisch für eine blutjunge Schauspielerin ist, die aus der Geborgenheit eines Provinztheaters plötzlich in ein international anerkanntes Haus von Weltruf kommt. Die etwas frostige Atmosphäre eines Riesenensembles mit viel prominenter Unnahbarkeit, ihre eigene Textunsicherheit, das Grollen des großen Regisseurs – all dies hatte sie an jenem ersten Züricher Regentag so verschreckt, daß sie nur an Flucht dachte. Nur ich war zuversichtlich und gottlob auch in den ersten schweren Tagen zur Hand.

Um es kurz zu machen: Die drei folgenden Züricher Jahre waren der Beginn einer großen Karriere. Andrea wurde sehr bald der Liebling des Schweizer Publikums. Es folgten große Fernsehrollen, Engagements an die beiden größten Hamburger Bühnen (Schauspielhaus und Thalia-Theater), Angebote nach München und an die Wiener Burg. Das ganz knappe Traumbild von dem römischen Triumphwagen, den ich schon während der Nacht als gutes Omen erkannte und ihn im Erwachen in Verbindung mit Andreas kleinem zweisitzigen Flitzer brachte, hatte mir wieder die Gewißheit gegeben: bei dieser ersten Fahrt nach Zürich begleite ich meine Tochter auf dem Weg zu einem Triumphzug. Es ist erheiternd und eigenartig zugleich, daß sich die Psyche oft archetypischer Symbole bedient und sogar in die Antike zurückgreift, um zu verdeutlichen, was in der »Zeiten Hintergrunde schlummert«.

In meinem Traumtagebuch erhärten sehr viel mehr Beispiele für böse Omen am Anfang eines unguten Unternehmens meine Theorie von der Treffsicherheit gerade solcher Symbole.

Von zwei solchen »unguten Unternehmen« will ich nun erzählen. Das erste handelt von dem wirklich nicht erfolggekrönten Rußlandfeldzug.

Es war im Kriegssommer 1941. Ich verlebte eine persönlich sehr glückliche und beruflich ungeheuer ausgefüllte, wenn auch strapaziöse Spielzeit bei der Landesbühne Danzig-Westpreußen und durchwanderte den von der deutschen Wehrmacht »eroberten« polnischen Korridor mit Schiller, Kleist und Leichterem, um »deutsches Kulturgut« unter die Leute zu bringen. Unser Standquartier hatten wir in Graudenz an der Weichsel aufgeschlagen.

Dort geschah es auch, daß ich einmal meine Wohnung wechseln mußte. Fast jede zweite Nacht wachte ich schweißgebadet, verfolgt von furchtbaren Traumgesichtern auf, weil ich im Halbschlaf immer einen großen Blutfleck neben meinem Bett an der Wand zu sehen glaubte. Ich hatte eine reizende polnische Wirtin, mit der mich ein fast freundschaftliches Verhältnis verband. Sie machte mir zum Dank für meine ihr überlassenen Lebensmittelkarten jede Woche einmal Kartoffelpuffer, und ich ließ sie wiederum heimlich in unsere Vorstellungen, denn für Polen war das Betreten des Theaters streng verboten.

Sie gestand mir auf meine vorsichtigen Fragen nach den etwaigen Vorkommnissen in meinem Zimmer, daß an genau der Stelle neben meinem Bett ihr Mann, ein Lehrer des dortigen Gymnasiums, von der SS ermordet worden sei. Was ich übrigens in Westpreußen von der polnischen Bevölkerung über SS-Greuel erfuhr – vor allem an den Intellektuellen begangen, die systematisch ausgerottet werden sollten und es in einem erschreckenden Ausmaß auch wurden –, vertiefte meinen ohnmächtigen Abscheu vor der Naziregierung noch um etliche Grade.
Ich war also umgezogen und wohnte bei einer nicht minder sympathischen anderen polnischen Vermieterin. In der Frühe des 21. Juni 1941 (meine Buchführung bestand damals noch aus Stenonotizen in kleinen Kalendern) wachte ich in großer Sorge und mit einem unerklärlichen Angstgefühl auf. Es war 5.30 Uhr. Noch im Halbschlaf ergriff ich mein Bettzeug und lief damit zur Haustür. Erst dort wurde ich vollends wach und ging, etwas befremdet über meine panische Flucht, wieder zu Bett. Doch durch einige ähnliche Reaktionen in Gefahrenzeiten hellhörig geworden, ahnte ich, daß irgend etwas Einschneidendes passiert sein mußte, und drehte um acht oder neun Uhr das Radio an. Schon erscholl die Siegesfanfare, die mich bis ans Kriegsende in Weißglut brachte und die auch nicht anläßlich der größten Niederlagen verstummte. Die Meldung lautete: »Deutsche Truppen überschreiten seit sechs Uhr früh die russische Grenze!«
Der verhängnisvolle Marsch auf Moskau hatte hiermit seinen Anfang genommen. Daher also um dieselbe Stunde meine kopflose Flucht mit dem Bettzeug bis zur Haustür. Es wurde eine Flucht bis hin in den äußersten Winkel unseres tausendjährigen Reiches nach Freiburg im Breisgau . . .
Ich zog mich an, ging geradewegs zur Intendanz und reichte meine Kündigung ein. Der verdutzte Theaterleiter, Max T., glaubte nicht richtig zu hören. Nun begänne doch erst die Zeit der großen Siege, wir könnten unsere künstlerische Arbeit bis weit in den eroberten Osten hineintragen. Kollegen bestürmten mich. Hitler würde seine Worte aus *Mein Kampf*, daß Deutschlands Zukunft im Osten läge, wahr machen, und was derlei unverantwortlicher Parolen mehr waren.
Ich verschwieg natürlich meine damals *noch* unpopuläreren Thesen von »Wahrträumen« – dergleichen war wie auch die Astrologie verboten – und blieb bei meiner Kündigung, die er kopfschüttelnd und bedauernd schließlich akzeptierte, denn ich war »sein bestes Stück«, und wir verstanden uns sonst eigentlich prächtig.
Was sich dann ereignete und wie berechtigt meine Traumflucht gewesen war, brauche ich keinem Geschichtskundigen näher zu erläutern.

Die nachhaltigste, weil handfesteste Warnung durch Träume erhielt ich im Herbst und Winter 1952. Ich machte von Freiburg aus einen beruflichen Abstecher und schloß für eine Spielzeit nach Lübeck ab. Auch dort spielte

ich das »Fach der guten Rollen«, sah nicht ganz unansehnlich aus, hatte anscheinend eine gewisse Ausstrahlung und Anziehungskraft, kurz: ich hatte einige glühende und einen besonders hartnäckigen Verehrer, Fred L. Er war nicht so erfolglos wie die anderen, und wir wurden gute Freunde. Fred war blond, groß und blauäugig und, wie ich fand, ein »lauterer Charakter«. Er sprach bescheiden von seiner Arbeit, begeistert von der Natur und voll Zärtlichkeit von seinen Eltern, was mich immer besticht. Wir verstanden uns prächtig, und nichts trübte unsere Arbeitstage und noch weniger unsere in den Wäldern um Lübeck, an der Ostsee oder auf unseren »Buden« verbrachten freien Stunden.
Doch je mehr wir zusammen waren, je mehr ich ihn einfach fabelhaft fand in allem, was er sagte und tat, desto weniger schienen meine Träume mit ihm einverstanden zu sein. Sie nörgelten und mahnten anfangs noch in Maßen, doch immer wieder erschienen negative Symbole, die sich direkt oder verschlüsselt um die Beziehung zu Fred drehten. Schließlich begann eine jener berüchtigten Traumserien. (Ich kannte damals Professor Bender und sein Institut noch nicht und führte seit den aufregenden Kriegserlebnissen, die ich auch schon alle aufgezeichnet hatte, nur ein Tagebuch.)
Fred wohnte in demselben Haus wie ich in der Lübecker Königstraße. Wir hatten vereinbart, daß er, wenn er noch Licht bei mir sähe, auf einen Drink oder einen Plausch hereinschauen könnte. Er kam immer etwas später als ich nach Hause, weil er als rechte Hand des Intendanten oft länger aufgehalten wurde, und mußte auf dem Weg in sein Zimmer an meinem vorbei.
Eines Nachts, es war gleich zu Anfang unserer Freundschaft, hatte ich ein eigenartiges Erlebnis, das andere als Zufall bezeichnen würden, woran ich damals schon nicht glaubte und heute gar nicht mehr glauben kann. Ich hatte gerade das Licht gelöscht und war eben eingeschlafen. Da fühlte ich instinktiv, daß Fred sich dem Haus näherte, und wachte auf. Bald darauf hörte ich auch seine Schritte auf der Treppe. Nun wollte ich ihm das verabredete Zeichen geben, wollte, daß er noch hereinkäme, und tastete nach der Nachttischlampe. Sie fiel polternd zu Boden und war fortan nicht mehr in Gang zu bringen.
Es gibt ja immer wieder Momente, in denen man etwas erzwingen will, das man, wie man genau weiß, nicht sollte – aber dies war nun einmal solch ein Moment. Darum stand ich schlaftrunken auf, um das Oberlicht anzuknipsen. Doch wie von einer unsichtbaren Hand gehalten, vermochte ich mich nicht von der Stelle zu rühren. Wie angewurzelt stand ich mitten im Zimmer, unfähig den Schalter an der Tür zu erreichen. Ich hörte Freds Schritte an meinem dunklen Zimmer vorbeigehen. Die Lähmung, die mich erfaßt hatte, hielt an, bis er seine Tür hinter sich geschlossen hatte.
Nur dies eine Mal in meinem Leben schien es mir, als habe eine rätselhafte Macht nicht wie üblich aus mir heraus, sondern von außen auf mich eingewirkt. Denn mir war, als nagle mich irgend jemand an meinen nächt-

lichen Rockschößen im Zimmer fest, damit ich mich um keinen Preis bemerkbar machen konnte. Doch dieser fast körperlichen Einwirkung auf meinen Willen waren bereits mehrere Warnträume vorausgegangen, denen ich, verstockt, wie ich damals war, einfach keine Beachtung schenkte. Ich wollte es nicht wahrhaben! Unser Verhältnis war auch weiter ungetrübt und ich glaubte immer noch an Freds Lauterkeit.

Am 18. September 1952 gibt es eine Eintragung in meinem Tagebuch: »Ich sehe im Traum schmutzige Hufspuren quer über meinen Körper hinweg, an der Wand entlang und hoch bis zur Decke über meinem Bett gehen und dort lange verweilen.« Mein erster Gedanke beim Erwachen war: Dies ist eine Teufelsspur! Hier ist es, glaube ich, angebracht, zu versichern, daß ich weder mystisch veranlagt bin noch an den Teufel glaube, wie er uns von der Kirche geschildert wird, mit Hufen, Hörnern und Bocksfigur. Woher mein Unterbewußtsein das primitive Bild der Teufelshufe nahm – ich weiß es nicht. Vermutlich aus der frühesten Kindheit. Doch ich registrierte, wenn auch widerstrebend, diese schon kompaktere Warnung als »von irgendwoher kommend«.

Die Freundschaft zu Fred blieb indes sonnig – er war und blieb für mich absolut integer. Aber die Traumwarnungen nahmen in erschreckendem Maß zu:

Traum vom 2./3. Dezember 1952

Ich bin im Zimmer mit Fred. Da höre ich aus dem Garten eine vertraute Stimme meinen Namen rufen. Ich will ans Fenster, um nachzusehen, wer da ruft. Fred hält mich zurück, ich könne mich verleugnen, brauche mich nur nicht am Fenster zu zeigen. Ich gebe nach, bleibe bei ihm, für den Rufer unsichtbar. Doch die Stimme wird immer beschwörender, immer eindringlicher höre ich meinen Namen vom Garten herauftönen. Plötzlich erkenne ich die Stimme! Es ist die meines Bruders Christian! [Er fiel 1943 im Kaukasus.] Jetzt bin ich nicht mehr zu halten, stürze ans Fenster und höre hinter mir Freds böse Stimme: »Laß den doch rufen, kümmere dich nicht um ihn, komm sofort zurück!« Im Garten zwischen Obstbäumen steht Christian. Er weint. Er sieht so alt und verhärmt aus, wie er heute vielleicht, zehn Jahre nach seinem Tod, aussehen würde. Eine zerschlissene Wehrmachtuniform hängt ihm viel zu locker am mageren Körper. Voll Verzweiflung streckt er die Arme nach mir aus und ruft: »Christine, bitte komm runter!« Im Zimmer will mich Fred an sich ziehen, aber nun reiße ich mich wütend los und renne hinunter in den Garten in die ausgestreckten Arme von Christian. Beim Erwachen meine ich noch den Druck seines Kopfes an meiner Schulter zu spüren.

Ich glaube, ich bin selten so tränenüberströmt aufgewacht wie nach diesem Traum! Und so geheilt! Ohne irgendeine Erklärung abzugeben oder ohne auch nur den geringsten Grund zu haben, war ich von Stund an wie erloschen und gab Fred den Laufpaß. Er verstand die Welt nicht mehr. Und ich muß zugeben, ich auch nicht. Meine Gefühle waren – ich kann wieder nur sagen, wie durch höhere Gewalt – seit dem Traum vom schluchzenden Bruder wie verwandelt.

Als es im Theater ruchbar wurde, daß ich mich so abrupt von Fred getrennt hatte, hub ein Freudengeheul sondergleichen an. Man bestürmte, beglückwünschte, feierte mich. Ich sei dem größten pathologischen Lügner, Gangster, Betrüger auf den Leim gegangen, den das Theater zu bieten habe. Sie hätten sich alle solche Sorgen gemacht! Meine erste Reaktion war Vorwurf. Man hätte mich warnen können. Aber sie hatten alle taktvoll geschwiegen und hätten mich in mein Verderben rennen lassen, wenn . . . ja, wenn nicht meine Träume gewesen wären!

Ich fragte und frage mich heute noch, da ich nicht nur nicht an den Teufel glaube, sondern auch sehr skeptisch gegenüber »Stimmen aus dem Jenseits« bin: aus welchem Winkel meines Unterbewußtseins kam nun diese eindringliche Warnung? Aus *meinem* Unterbewußtsein konnte diese Erkenntnis nicht gekommen sein! Ich hatte mich zum ersten und hoffentlich bisher letzten Mal in meinem Leben so gründlich getäuscht, wie man sich in einem Menschen nur täuschen kann.

Sicher hatten sich die lieben Kollegen alle rechtschaffen und telepathisch um mich bemüht und gesorgt – ebenfalls unbewußt, versteht sich – und mir den einen oder anderen Traum suggeriert.

Das flehentliche Rufen meines toten Bruders aber ist und bleibt für mich ein Wunder, das ich wohl von irgendwoher »bemüht« haben muß, wofür ich heute noch dankbar bin.

Vorweggenommenes Unglück: Unfall und Tod

Es ist etwas Eigenartiges mit den Traumsymbolen. Träumt man von einem kaputten Auto, so kann man getrost annehmen, daß man selbst damit gemeint ist, die »angeknackste« Gesundheit oder Seelenlage. Geht einem wirklich der eigene Wagen zu Bruch, stellt er sich im Traum todsicher in einem verschlüsselten Symbol dar. Bei mir ist es meistens ein »Schlitten«, eine nicht selten gebrauchte, wenig schmeichelhafte Bezeichnung für unsere fahrbaren Untersätze, vor allem, wenn sie nicht so wollen, wie wir es gern hätten.
Hier ein kleines Beispiel:
Traum 356 vom 19. September 1955
Ich sehe meine Kinder mit einem blonden Mädchen in einem alten Schlitten mit Motor darin eine glatte Straße fahren. Der Schlitten kommt ins Rutschen, schleudert und kippt um.
Soweit dieses Detail einer auch sonst recht beziehungsreichen Traumstory. Ich gastierte zu jener Zeit gerade an der Westberliner »Tribüne« und wähnte Wolfgang in Ostberlin, wo er bei der »Defa« seinen Film *Thomas Münzer* drehte. Am 20. September erhielt ich überraschend einen Brief von ihm aus Hamburg, wohin er in Begleitung einer blonden Kollegin, die auch nach Hamburg mußte, zu unseren Kindern gefahren war. Der Brief hatte folgenden Wortlaut:
»... Du bist sicher böse, daß ich statt nach Westberlin nach Hamburg gefahren bin. Grund: Ich erfuhr bei der ›Defa‹, daß ich vier Tage drehfrei bin, und wollte, um eine Bronchitis auszukurieren und die Kinder zu sehen, schnell nach Hamburg und weiter an die See. Ich konnte außerdem mit dem Wagen nur sehr vorsichtig fahren. Wäre beinahe verunglückt, als er bei achtzig Kilometer Geschwindigkeit anfing, zu schlingern und sich auf der Straße zu drehen. Ließ ihn gleich überprüfen. Vorderachse und Lenkung waren ausgeschlagen. Daher keine Fahrsicherheit mehr. Ich konnte bis hierher nicht mehr als mit sechzig Kilometer Tempo fahren ...«
Ohne Zweifel ein Schönheitsfehler dieses sonst aufschlußreichen Traumes ist, daß nicht Wolfgang, sondern nur die Kinder und das blonde Mädchen in dem »alten Schlitten« saßen. Ich nehme an, daß ich im Traum – während fast ein Unglück passierte – nur Wolfgangs blonde Mitfahrerin und

seine Gedanken an die Kinder, zu denen er fuhr, telepathisch angezapft hatte.

Hier ist ein weiterer Traum um einen beinahe schlimm ausgegangenen Unfall:
Traum 1039 vom 22. Dezember 1960
Ich sehe, wie Wolfgang und Andrea mit dem Kopf irgendwo dagegenhauen und daß Wolfgang furchtbar aussieht.
Am nächsten Tag, dem 23. Dezember, riefen die beiden aus München an. Sie kämen wegen des Glatteises, das auf den Straßen herrsche, nicht wie beabsichtigt mit dem Wagen, sondern mit dem Zug nach Hamburg.
Was aber war in Wirklichkeit passiert? Die beiden waren am 22. Dezember von München weggefahren. Noch in der Stadt stießen sie mit einem anderen Wagen in erheblichem Tempo zusammen. Der Anprall war immerhin so heftig, daß der Wagen wie eine Ziehharmonika zusammengedrückt wurde und ich meine beiden Familienmitglieder mit verrenkten Halswirbelsäulen am Hamburger Hauptbahnhof zu unserem dadurch etwas getrübten Weihnachtstreffen in Empfang nehmen durfte.
Der Traum dramatisiert oft auch die noch einmal gut abgegangenen Unfälle, und der hier wieder telepathisch angezapfte Partner sieht dann gleich »furchtbar aus«, was sicher der Fall gewesen wäre, wenn er in die Windschutzscheibe geprallt wäre.
Aber vielleicht benutzte der Traum auch diesen verhältnismäßig geringfügigen Unfall, um den nun folgenden anzukündigen, der sich 1971 an fast genau derselben Stelle tatsächlich in München ereignete. Damals fiel Wolfgang in die Windschutzscheibe und sah in der Tat »furchtbar aus«.

Mir schwindelt allein bei dem Gedanken, die folgenden zwei Träume zu entwirren und verständlich zu machen, die sich einwandfrei um einen gräßlichen Unfall drehten, den Wolfgang mit dem Auto in München-Schwabing im März 1971 hatte.
Nur wenn man etwas mit der Materie Traum und damit, wie er »arbeitet«, vertraut ist, werden einem die Zusammenhänge einigermaßen klar. In zwanzig Jahren Beobachtung bin ich ihm allmählich auf die Schliche gekommen, unterstützt durch Professor Bender und seine Mitarbeiter im Freiburger Institut. Zunächst ist immer wieder von größter Bedeutung, unter welchen Umständen ein Traum zustande kommt. Sie sind in diesem Fall von besonderer Wichtigkeit. Hier mein Versuch einer möglichst einleuchtenden Darstellung:
Der erste – und einfachere – der beiden Träume gehörte zu jenen, von denen ich leider wußte, daß sie irgendwann eintreffen würden.
Traum 909 vom 23. Februar 1960
Ich habe eine große Atelierwohnung im Staffelgeschoß. Das Licht geht aus – eine Sicherung ist durchgebrannt. Als ich aus dem Haus komme, ist links

eine Tankstelle. Rechts davon sehe ich Wolfgang mit einem Hut auf dem Kopf auf der Straße liegen. Einige Menschen und Polizisten um ihn herum. Ich glaube, er ist tot. Vielleicht erschossen?

Voll echter Sorge wachte ich auf. Das ganz moderne Haus mit dem südlich flachen Dach schien mir aus irgendeinem Grund von besonderer Bedeutung, so daß ich eine Zeichnung davon mit dem verunglückten Wolfgang und der Tankstelle daneben anfertigte; ebenso von der angeblich mir gehörenden Wohnung im obersten Stock mit einer riesigen Terrasse davor, die die ganze Hausfront entlanglief.

Mein Kommentar zum Traum lautete:

Die Atelierwohnung meines Stiefvaters in München-Schwabing hat Wolfgang seit letzten Sommer übernommen. (Allerdings ohne jeglichen Balkon, geschweige denn Terrasse. Auch hat sie kein modernes flaches Dach, sondern befindet sich in einem der alten Häuser in der Kaulbachstraße.) Trotzdem handelt es sich vielleicht um München. Wir besprachen vor einigen Tagen, daß auch Andrea für ihr Schauspielstudium dorthin ziehen will. Wolfgang ist momentan in Berlin und macht einen Fernsehfilm. Die Story kenne ich nicht. Vielleicht wird er darin erschossen? Ein Hut ist etwas sehr Ungewöhnliches bei ihm!

Zur Zeit des Traumes lebte unsere ganze Familie – außer Wolfgang, der besagtes Münchner Atelier in Besitz genommen hatte – noch im Haus seiner Mutter in Hamburg-Sasel. Eine Art Cottage mit spitzem Giebel, ohne Balkons, also genau das Gegenteil von meiner Traumwohnung, mit großem Garten rund um das Backsteinhäuschen. Aber wir wollten uns von dort lösen und planten, näher in die Stadt zu ziehen. Im Oktober 1960 wurde uns eine sehr schöne Wohnung in einem Rohbau angeboten. Wir griffen sofort zu, denn die Gegend und das »Hausgerippe« erschienen uns traumhaft. Als das Haus in der Brabandstraße in Hamburg-Alsterdorf endlich im Februar 1961 fertig war, dämmerte es mir, daß ich genau diese Wohnung geträumt und sogar gezeichnet hatte. Nur wann? Wie schon gesagt, gehörte dieser Traum zu den wenigen mir im Gedächtnis gebliebenen.

Das übliche Zurückblättern begann, Traum und Zeichnung wurden gefunden. Die Wohnung im Staffelgeschoß des südlichen Flachdachhauses, die große ums oberste Stockwerk laufende Terrasse: die Zeichnung stimmte mit der Wirklichkeit überein.

Nun, muß ich zugeben, wartete ich voll Sorge auf den Unfall, der Wolfgang in der Brabandstraße zustoßen würde (laut Traum sogar durch einen Schuß!), denn warum lag er auf der Zeichnung zwischen dem Haus und einer Tankstelle? Und wieso Tankstelle? Unsere Straße lag in einem ruhigen Villenviertel, eine Tankstelle würde es hier nie geben.

In meiner ersten Bestätigung im März 1961 schrieb ich: ». . . . zur Zeit des Traumes stand das Haus in der Brabandstraße noch gar nicht, aber der Umzugsplan von Sasel wurde gerade besprochen. Am 17. März ziehen wir

ein. Mich beunruhigt nun Wolfgangs Zusammenbruch auf der Straße in Verbindung mit Plänen, die sich um München drehen. Hoffentlich erfüllt sich der Rest des Traumes vom 23. Februar 1960 nicht . . .«

Am 23. März 1971 – Wolfgang war inzwischen in München auch in eine moderne Wohnung umgezogen – passierte dann dort der Unfall mit dem Auto. Nun höre ich natürlich alle Zweifler in Hohngelächter ausbrechen: »Irgendwann verunglückt schließlich jeder mal! Immerhin hatte er elf Jahre Zeit, bis es geschah!«

Zugegeben. Aber die näheren Umstände weisen unverkennbare Parallelen zwischen Traum und Wirklichkeit auf. Hier sind die Fakten:

Ich wurde also am 24. März 1971 aufgeregt-vorsichtig von einem Freund von Wolfgang angerufen: Ob ich es wohl irgendwie schaffen könne, nach München zu kommen – es wäre sehr ernst, obgleich Wolfgang »wohlbehütet« von ihm und guten Ärzten im Schwabinger Krankenhaus läge. Aha, dachte ich, hier wäre schon mal der ungewohnte »Hut« des Traumes, der seit jeher das »Beschütztsein« symbolisiert.

Zitternd und in Zeitnot – mein Theater ließ mich nur ungern aus den Schlußproben zu einer klippenreichen Inszenierung heraus – fuhr ich nach München. Dort lag der Bedauernswerte, an Arm und Bein aufgehängt, mit Schnittwunden im Gesicht und noch unter dem Schock des furchtbaren Aufpralls und dem Einfluß schmerzstillender Mittel, nur halb bei Bewußtsein.

Trotzdem ließ sich das »Häufchen Elend« von mir sofort ein Stück Papier geben, um den schuldigen Laternenpfahl zu bezeichnen, gegen den er geprallt war. Ich solle diesen fotografieren. Es sei *links* von seiner Wohnung neben der Aral-*Tankstelle*, die er ebenfalls zeichnete, passiert. Bei ihm müsse »eine Sicherung durchgebrannt sein!«. Außerdem weise seine Windschutzscheibe, wie sein Freund bezeugte, ein deutliches Loch auf, das von einem Pistolenschuß – oder einem Steinschlag – herrühren könne. Das wäre für die Versicherung von größter Wichtigkeit. Auch meinte er, kurz vor dem Aufprall einen lauten Knall gehört zu haben. Womöglich habe sich in dieser Gegend Schwabings und zu so später Stunde – es war vier Uhr morgens – eine Kugel von einer Schießerei in sein Fenster verirrt. (Wieder ein »Aha-Erlebnis«: Sicherung, Tankstelle und Schuß waren die Hauptfaktoren des Traumes.) Gottlob sei es unmittelbar vor der Polizeistation passiert, so daß er sofort gefunden und mit Blaulicht ins nahe Krankenhaus gebracht wurde – also wieder »behütet« – und keine Zeit für die Operation an Arm und Hüfte verlorengegangen sei.

Mit meiner Kamera bewaffnet fuhr ich nun zum Parkgebühren fressenden Schrotthäuflein auf der KfZ-Aufbewahrungsstelle, um den Einschuß in der total zersplitterten Windschutzscheibe zu suchen, und zum Unfallort, um den Laternenpfahl zu fotografieren. Dieser stand in einer Kurve, die für den Spätheimkehrer wohl zu scharf war, an einer winzigen Verbindungsstraße, die die Leopold- mit der Ungererstraße verbindet. Das Straßenschild

prangte am Unglückspfahl und trug die Aufschrift »*Band*straße«. Es bleibt der Phantasie oder dem Forschergeist des Lesers überlassen, ob hier »sinnvoller Zufall« oder Präkognition im Spiel war, ob die für uns zur Zeit des Traumes noch nicht existente »Brabandstraße« mit der uns ebenfalls unbekannten Münchner »Bandstraße« in Zusammenhang gebracht werden kann. Ich jedenfalls konnte, wie Wolfgang oft mit stiller Ironie zu sagen pflegt, mal wieder »abhaken«. Denn der Braband-Bandstraßen-Tankstellen-Unfalltraum hatte sich vollends erfüllt.

Nun zum zweiten Traum, der wesentlich komplexer ist und zweifellos auf den kommenden Unfall hinweist. Von größter Bedeutung ist wieder der Auslöser: Ich sah mir am Abend nach einer Vorstellung, also zu später Stunde, wieder einen Film an, in dem Wolfgang einen Gerichtsmediziner spielte. Der Film hieß *Der Schuß*. Wolfgang mußte darin ein Gutachten über eben diesen Schuß abgeben, eine äußerst wichtige Parallele zu dem Fall, der ihn selbst vier Monate später seine Gesundheit und Nerven kostete und erhebliche Gerichtskosten nach sich zog.

Es ist an sich gar nicht meine Art, Zeichnungen von meinen Träumen anzufertigen. Aber wieder erschien mir auch hier die geträumte Gegend aus irgendeinem Grund wesentlich, so daß ich diesmal eine ganz genaue Skizze davon machte. Doch zunächst der Traum:

Traum 2134 vom 9. Dezember 1970

Drei große Straßen sind durch eine Unterführung miteinander verbunden, und es gilt, sie – aber oben herum – zu überqueren. Es ist von Pfeiler zu Pfeiler sehr gefährlich, da die Autos rasen. Alle Ampeln stehen auf Rot. Mitten auf dem von Traktoren aufgewühlten Gelände voll Kränen und Bauhütten bleibe ich stehen, rechts und links Straßenschluchten, um eine Aufnahme zu machen. Ich sage mir: »Sonst glaubt mir doch niemand, daß auf der anderen Seite im Grünen meine Wohnung liegt!« Über den großen, leeren Platz hinweg sieht man in weiter Ferne die Münchner Frauentürme. Unsere frühere Kinderschwester Bieka rät mir, quer über den Platz die Abkürzung zu gehen. Dann läßt man mich allein, und ich frage Passanten: »Ich habe eben drei Straßen überquert, welche davon ist die mit der ›Pestsäule‹?« Man nennt einen Namen. Ich weiß, daß es in München ist, denn ich erkenne die Münchner Kirchtürme im Hintergrund ganz deutlich. Außerdem ist es komischerweise gleichzeitig Berlin und Köln. Dann gehe ich in meine schöne Wohnung, die ganz im Grünen liegt, links von der riesigen Baustelle. Am nächsten Morgen kommt ein vergnügter Mann mit graumeliertem Bart und Rasierschaum im Gesicht zu mir und sagt: »Guten Morgen, mein Weib . . .« Und jetzt erst wird mir klar, daß es Wolfgang ist.

Beim Analysieren des Traumes am nächsten Morgen tappte ich sehr im dunkeln. Mir kam alles etwas paradox vor: ein großer »aufgewühlter« Platz, einwandfrei in München – ich hatte die Türme der Frauenkirche mit besonderer Akribie gezeichnet –, und doch sollte es gleichzeitig Berlin und Köln sein? Mir fiel aber auch gar nichts zu den beiden Städten ein. Wenn

man die »Pestsäule« noch dazu nahm, sogar auch noch Wien? Ich kramte in meinem Gedächtnis und holte ziemlich weit aus, da ich in Wien ein einziges Mal in meinem Leben war – im Jahr 1959 – und dort auch die »Pestsäule« bestaunte. Fälschlicherweise, wie sich herausstellen sollte, suchte ich also nur in der Vergangenheit, weil auch unsere Kinderschwester mit hineinspielte, die meine beiden jüngeren Schwestern Liane und Gloria in den zwanziger Jahren großgezogen hatte. Wie kam sie heute nur in meinen Traum?

Doch bald sah ich ein: Alles hatte nur mit der Zukunft zu tun und mit dem bereits geschilderten Unfall von Wolfgang am 23. März 1971. Um das bittere Ende gleich vorwegzunehmen: Er passierte auf dem von mir so liebevoll gezeichneten riesigen Platz.

Jetzt geht es also ans Zerpflücken der einzelnen Traumphasen. Ich bekam jenen alarmierenden Anruf, daß Wolfgang in der Nacht vom 23. zum 24. März mit dem Wagen schwer verunglückt sei, und eilte von Hamburg nach München. Der Rest ist schnell erzählt. Gehen wir die einzelnen Traumdetails durch: Wolfgang bat mich, wie schon erzählt, den Platz und – nun wörtlich – die »Pestsäule« von einem Laternenpfahl, an den er geprallt war, zu fotografieren. Ich tat es, und siehe da, ich stand auf dem genau von mir gezeichneten Fleck, von wo aus ich im Traum die Straßenschluchten links und rechts des aufgewühlten Geländes fotografiert hatte. Es war die »Münchner Freiheit«. Drei Straßen wurden miteinander verbunden: die Leopoldstraße mit der Ungererstraße – in der Mitte die riesige »Münchner Freiheit«. Und an der »Pestsäule« zwischen den beiden Straßen sah ich das Schild »Bandstraße«. Links davon ging es ins »Grüne« zu Wolfgangs Wohnung am Englischen Garten, in der ich während meines Münchenaufenthalts wohnte. In der Ferne die Münchner Türme: die der Frauenkirche und der Theatinerkirche! Drehte ich mich auf dem Absatz herum, so stand ich vor der »Erlöserkirche«. Plötzlich fiel mir die »Bieka« ein, die Kinderschwester meiner kleinen Schwestern! Hier in dieser Erlöserkirche war Gloria getauft worden, und Bieka hatte uns begleitet. So greift der Traum zurück in die Vergangenheit und voraus in drastische Gegenwart!

Ich stand fasziniert auf dem riesigen leeren Platz, der aufgewühlt war von Traktoren und mit Kränen und Bauhütten übersät. Hier war die Unterführung für die zukünftige vieldiskutierte Münchner U-Bahn, die das größte Dorf der Bundesrepublik für seine Olympiade 1972 in Windeseile baute, und darüber die rasenden Autos und die geträumten Ampeln, direkt neben dem Unglückspfahl! (Die Ampeln mußten im Traum wegen der Gefahr alle auf Rot stehen!) Es fiel mir wie Schuppen von den Augen, während ich fotografierend und zeichnend den Fall rekonstruierte.

Köln und Berlin waren noch offen – und schnell gefunden. Ich entdeckte die dem Unfallort nächstgelegene Straße, durch die Wolfgang stets in seine Wohnung am Englischen Garten fuhr. Sie hieß »Potsdamer Straße!« Und

das in München! Das Krankenhaus, unweit des Berliner Viertels, in dem er seine Blessuren an »Kränen« aufgehängt, heilte, liegt am »Kölner Platz«! Wenn das keine Koinzidenzen sind!
Geht man alle Details durch, und der Traum ist ja bekanntlich immer doppelbödig und reich an Wortspielen, so zeigt sich: Mit einer Art »Traktor« wurde das Schrottauto abtransportiert. Weil ich jedes Wochenende – gehetzt durch entsetzlich enervierende Proben in Hamburg – nach München fuhr, sagten mir alle Münchner Freunde, aber auch die Hamburger und nicht zuletzt der in München »aufgehängte« Wolfgang selbst, daß ich doch sein bestes Stück sei. Ich fühlte mich noch nie so sehr verheiratet wie in diesen Wochen und Monaten seiner Rekonvaleszenz. Eines Sonntags – um noch das letzte Traumdetail zu erfüllen, jedoch ohne »Erfüllungszwang«, denn Wolfgang bat mich selbst darum – lag er stoppelig-unrasiert und von jeglichem Pfleger allein gelassen in seinem Krankenhausbett. So seifte ich ihn, zum ersten Mal in unserer langen Ehe, ein und rasierte ihm seinen graumelierten Bart.
Nur noch ein paar Worte zum tiefenpsychologischen Aspekt des Traumes. Im Traum hielt ich es nicht für möglich, daß hinter dem »ungeheuer aufgewühlten Terrain irgendwo noch Grün sein könne«. (So der wörtliche Traumtext.) Nach dem schrecklichen Unfall auf eben diesem Terrain – Wolfgang, die Ärzte und auch ich waren nicht sehr optimistisch – schaffte er es oder wir gemeinsam mit eisernem Training, daß er nach einem halben Jahr völlig hergestellt war und ohne Krücken laufen konnte. Die »Schwester« Bieka – hier steht sie sicher auch für die aufopfernden Krankenschwestern der Klinik – riet mir, vor der Erlöserkirche stehend, die Abkürzung, nämlich ins Krankenhaus zu gehen, das genau in der von ihr gedeuteten Richtung lag.
Doch zum Schluß muß ich noch einmal zum Ausgangspunkt der ganzen Story und zum Traumauslöser zurückkommen: zum Betrachten des Fernsehfilms *Der Schuß* mit Wolfgang in einer der Hauptrollen. Wie schon oft waren Filme von ihm von ausschlaggebender Bedeutung für die Traumanalyse. Er beharrte auf der Behauptung, eine Kugel oder ein Steinschlag müsse seine Windschutzscheibe zertrümmert und dadurch den Unfall herbeigeführt haben. Im Film spielte er, wie bereits erzählt, einen Gerichtsmediziner in einer langen Gerichtsszene. Auch über seinen Unfall gab es endlose Verhandlungen. Doch am Ende landete alles »im Grünen« – sein Fall ging unverhofft glimpflich aus.

Todesfälle kündigen sich bei mir fast immer in Symbolen an, und so ist es, wie ich mir habe sagen lassen, bei den meisten Menschen. Sigmund Freud spricht hier von einer »Traum-Zensur«.
An den Anfang meiner Todestraum-Berichte setze ich ein Beispiel, das in seiner Symbolhaftigkeit und in seiner Verschlüsselung beinahe »klassisch« zu nennen ist.

Traum 1766 vom 15. Dezember 1966
Ein chinesisches Stück wird einstudiert. Man trägt ein schwarzes Tuch um den Kopf. Ich besuche meine Mutter und stelle dort fest, daß irgend jemand abreisen muß. Er fährt in einem engen, schwarz ausgeschlagenen Paternoster nach oben und steigt aus.
In meinem Kommentar – ja bereits im Traum – bin ich mir des bedeutungsvollen Bildes des nach oben fahrenden engen »Paternosters« voll bewußt.
Meine achtzigjährige Mutter lag zu der Zeit mit einem komplizierten Schenkelhalsbruch im Krankenhaus des oberbayrischen Städtchens Traunstein, und so war es kein Wunder, daß ich mir nach diesem Traum mehr noch als bisher Sorgen um sie machte. Ich rief sie anderntags an und erfuhr, daß sie noch über die Weihnachsfeiertage in der Klinik bleiben müsse. So entschloß ich mich, die Feiertage in Bayern und in ihrer Nähe zu verbringen.
Das chinesische Stück brachte ich in Zusammenhang mit dem japanischen *Das kleine Teehaus*, das ich im Herbst in Hamburg gespielt hatte.
Am 23. Dezember besuchte ich meine Mutter, von Hamburg kommend, im Krankenhaus und fand einen völlig gebrochenen Menschen vor. Am vorhergehenden Tag, genau eine Woche nach meinem Traum, war ihr bester Freund Catepol, genannt »Catte«, in Rosenheim an Krebs gestorben.
Es handelte sich hier um einen »Verschmelzungstraum«: Meine Sorge um die Mutter verschmolz mit der wahrscheinlich paranormalen Information über den bevorstehenden Tod des Freundes. Als ich »Catte«, der ebenfalls Schauspieler war, im vorhergehenden Sommer bei meiner Mutter in Inzell traf, bat er mich, ihn für die japanische Hauptrolle in unserem *Kleinen Teehaus* in Hamburg vorzuschlagen. Er habe schon einmal das Stück gespielt und es selbst inszeniert.
Ich hatte also im Traum seinen letzten Theaterwunsch verschmolzen mit der Vorschau auf seine, wie es im Traum heißt, »Abreise« oder, um im Theaterjargon zu sprechen, seinem »Aussteigen« aus einem nach oben fahrenden »Paternoster«.

Einen ebenfalls sehr symbolhaften Charakter hatte folgender Traum:
Traum 1903 vom 28. Januar 1968
Ich komme in ein Haus und sehe, wie von oben eine Kommode durch die Räume und die Treppe herunterrutscht. Ein eleganter Herr mit Halbglatze kommt zur Tür herein. Er trägt einen dunkelblauen Zweireiher mit Nadelstreifen und hat an seinem Revers ein breites weißes Band mit chinesischen Schriftzeichen. Später sitze ich auf der Straße mit mehreren Leuten, und man unterhält sich in aller Ruhe über den vorangegangenen »Spuk«.
Auslöser schien mir damals lediglich die Lektüre des *Spiegel* gewesen zu sein, worin ich über den »Rosenheimer Spuk in der Anwaltskanzlei« las,

und ein Telefongespräch mit Professor Bender, den eben dieser Spuk außerordentlich beschäftigte und der den Fall wissenschaftlich untersuchte und auswertete.
Die Bestätigung des Traumes kam am 6. Februar: Mein alter Freund Erich L. war gestorben. Am Tag des Traumes war er noch in Berlin in einem Hotel am Wannsee, wo ich kurz vorher noch sehr vergnügt einige Tage mit ihm verbracht hatte. Die »wandernde Kommode« war das Symbol für seinen Sarg. Außerdem wurde auch seine Wohnung aufgelöst, und die Möbel wurden abtransportiert. Ich hatte in ihm eine Zuflucht verloren. Mit seiner Verwandtschaft saß ich plaudernd beisammen – wie immer nach Beerdigungen –, aber in übertragenem Sinn »auf der Straße«. Der Herr mit Halbglatze und dunklem Zweireiher war der Beerdigungsunternehmer, mit dem ich wegen der Sargauswahl verhandelte. Zum weißen Band mit chinesischen Schriftzeichen: Erich war Ehrenmitglied der Chinagesellschaft, die zur Beerdigung einen Kranz mit Schleifen schickte.

Ohne jeglichen Symbolgehalt ist folgende Vorschau: Ich träume am 29. April 1969 (Traum 1968), daß eine der beliebtesten Münchner Fernsehansagerinnen gestorben sei. Ich kenne sie nur vom Bildschirm, nicht persönlich und meines Wissens auch niemanden, der sie wiederum kennt. Kein Aufhänger, kein Kommentar, ich tappe im dunkeln.
Am 15. Mai fliege ich von Hamburg nach St. Angelo d'Ischia in Urlaub. Keine Zeitung, keine Post erreichen mich, nur ab und zu sehe ich das italienische Fernsehen. Es herrscht Poststreik. Am 12. Juni sehe ich zufällig am Strand in einer deutschen Illustrierten, die eine Dame liest, ganzseitig das Gesicht der Geträumten – mit einem schwarzen Rand, der ihr Bild umrahmt. Ich spreche die Dame an, bitte sie einen Augenblick um das Blatt und lese: Ulla Melchinger, die beliebte Münchner Ansagerin, hat Selbstmord begangen. Sie warf sich mit ihrem Kind vor einen Zug. Bestürzung bei den Kollegen, die sie durchweg sehr mochten und sie als heitere, hübsche und ausgeglichene Person schilderten. Das Kind überlebte.
In diesem Fall habe ich wirklich keine Ahnung, wie der zur Zeit des Traumes sicher schon geplante Selbstmord dieser mir völlig Fremden in mein Unterbewußtsein gelangte.

Wie ich schon sagte, kündigt sich der Tod meistens nicht wie in dem eben geschilderten Fall direkt, sondern in symbolischen Träumen an. War es im Fall »Catte« ein schwarz ausgeschlagener Paternoster, der nach oben entschwebte, und beim Tod meines Freundes Erich L. eine die Treppe herunterrutschende Kommode – beide Objekte versinnbildlichen ohne Zweifel den Sarg –, so gibt es ebenso viele Todesankündigungen, die eine Vase als Symbol haben. Erst nach zwei oder drei Vasenträumen kam ich dahinter, daß es sich hier um Urnen handeln könnte.
Einen Traum mit doppeltem Todesinhalt hatte ich in Bayern:

Traum 1917 vom 9. März 1968
... nur noch die letzten Minuten eines langen Traumes. Er handelt von einem Umzug und der Suche nach Vasen für viele Blumen. Sie stehen im Schrank meiner Schwiegermutter in Hamburg.
Ich schwimme mit einem jungen Mädchen, das Rosita S. sehr ähnlich sieht und mit dem ich die Vasen fand, von einer Halle oder einem Bootshaus durch herrlich bewegtes Wasser ins Freie. Hübsche weiße Tauben mit rosaroten Schwanzfedern und weichem Gefieder umfliegen uns. Überall liegen Federn herum, und wir sammeln sie auf. Wir schieben eine der Tauben im Wasser vor uns her und haben alle Federn des armen Tieres in der Hand. Es heißt aber, sie wüchsen wieder nach. Obwohl das Täubchen weiß, daß es neue Federn bekommt, kuschelt sich das nun völlig nackte Tier an mich und weint bitterlich. In dem Moment, in dem ich es im Arm halte, ist es ein winziges Baby.
Ich war mir gleich nach dem Erwachen des starken Symbolgehalts des Traumes bewußt und notierte in meinem Kommentar:
Ein einwandfreies Todessymbol sind mal wieder die Vasen. Noch dazu die von Mutter, die mit gebrochenem Bein im Krankenhaus liegt. Es kann sich aber bei dem jungen Mädchen auch um eine Veränderung handeln – das Schwimmen aus enger Halle in offenes Wasser – und um eine Schwangerschaft. Das eventuell »gefüllte und gerupfte« Täubchen. Wie seinerzeit in einem ähnlichen Vasentraum von Tatjana N., für deren Freund sie »gestorben« war und der sich von ihr trennte, weil sie ein Baby von einem anderen erwartete. (Sie verlor es im dritten Monat.) Sicher ein vielschichtiger Mischtraum aus Telepathie, Symbolik und eventueller Todesvorschau.
So war es dann auch. Am 13. März, vier Tage nach dem Traum, starb meine Schwiegermutter in Hamburg, während ich mich noch in Bayern aufhielt. (Daß die Vasen aus ihrem Schrank für die Totenfeier und die vielen Blumenspenden verwendet wurden, versteht sich am Rande.) Am 20. März wurde ihre Urne im Bergstedter Friedhof beigesetzt.
Bei der Beerdigung und den Vorbereitungen war auch mein von mir zärtlich geliebtes Patenkind Rosita S. Sie hatte in den ersten Märztagen – also zur Zeit meines Traumes – einen jungen Mann kennengelernt, von dem sie mir im Mai strahlend berichtete, daß sie ihn liebe. Der Jüngling war bei allem Charme stets bar jeglichen Kapitals, und so ergab es sich im Lauf des Sommers, daß er sein Täubchen ziemlich rupfte. Doch nicht genug damit: Die große Liebe blieb nicht ohne Folgen. Da wollte er nichts mehr von ihr wissen. Tränenüberströmt lag sie in meinen Armen, als sie mir mitteilte, sie führe nun nach London, um das Baby loszuwerden.
Deutlicher hätte der Traum in seiner bildhaften Symbolik nicht sein können, als er das in die Freiheit flatternde und gleichzeitig übers Wasser (die Überfahrt nach England) schwimmende Täubchen (eine Mischfigur: Taube = Mädchen) mit seinen rosaroten Schwanzfedern der Liebe schilderte, die es nun reichlich lassen mußte. Diese Reise fraß ihre ganzen

Ersparnisse auf. Das »Vor-sich-Herschieben« des Täubchens hatte sicher noch einen wörtlich zu verstehenden Sinn. Rosita, aber auch wir – wir waren ihre engsten Vertrauten – schoben den schicksalsschweren Schritt immer wieder vor uns her, erwägend, ob man werdendes Leben vernichten dürfe oder die Konsequenzen auf sich nehmen und das Baby erwarten solle. Der Jüngling aber ward nicht mehr gesehen. Sie litt noch lange an dem Verlust ihrer »Federn«, die aber alsbald und gottlob in aller Rosigkeit in ihrem ja noch so jungen Leben reichlich nachwuchsen.

Mein erster und zugleich erstaunlichster Todestraum, der mich durch seine kurze, prägnante Aussage bestach, kam sozusagen aus heiterem Himmel. Es war im Jahr 1956, und ich hatte bisher nur einige hundert Träume in Durchschreibehefte notiert. Da hatte ich überraschend in einer friedlichen Nacht diesen kurzen Traum:

Traum 436 vom 30. Januar 1956

Hans K. hat einen Unfall mit seinem Wagen. Gleichzeitig fährt er in ungewöhnlich hohem Schnee mit Skiern einen steilen Berg hinunter.

Mehr steht nicht in der Traumaufzeichnung, und sie sagte mir eigentlich zunächst gar nichts. Ich wunderte mich nur sehr über einen Traum um diesen Mann. Er war ein Bekannter meiner Eltern, mit dem sie verkehrten, als sie noch in einem Landhaus im Inntal wohnten, in Brannenburg am Fuß des Wendelsteins, kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Ich war noch winzig und kannte Hans als einen Onkel, der von Zeit zu Zeit zu Besuch vom nahegelegenen Chiemsee herüberkam.

Erst im April 1956 erfuhr ich zufällig von einer Hamburger Cousine, daß die einzige Tochter von Hans K. im Januar beim Skilaufen in einer Lawine ums Leben gekommen war. Die Nachricht gab mir einen Stich in die Herzgegend. Wir hatten so wenig Kontakt zu jener bayrischen Familie, daß ich im fernen Hamburg weder wußte, daß Hans überhaupt verheiratet war noch daß er eine Tochter besaß.

Sehr vorsichtig, um niemandem mit meiner Traumforscherei auf die Nerven zu fallen, mich nicht lächerlich zu machen oder Gefühle zu verletzen, zog ich Erkundigungen ein. Der Traum im Journal war schnell gefunden. Das Unglück passierte einen Tag vor dem Traum – am 29. Januar. Es handelte sich also um eine telepathische Abzapfung des Seelenzustandes des unglücklichen Vaters, dem, wie es der Traum ganz nüchtern darstellte, ein »Unglück« widerfuhr.

Von der Existenz der Tochter wußte ich nichts. So ließ der Traum nur den Vater den Unfall haben, ließ ihn Skilaufen an steilem Berg, an dem die Tochter durch die Lawine verunglückte.

Meine markantesten Todesträume hatte ich um Ernst L., mit dem mich eine sechzehnjährige Freundschaft verband. Wieder gab es fast nur Symbole und verschlüsselte Traumbilder, die mich in einem Zeitraum von drei

Jahren bis zu seinem Tod verfolgten und immer wieder besorgt aufhorchen ließen. Die meisten der hier geschilderten Träume hatte ich auf Norderney in einem alten Friesenhaus, das Ernst jeden Sommer für drei Monate mietete und wohin er mich des öfteren einlud. Die Atmosphäre dieses bezaubernden Häuschens wirkte offenbar auf meine Traumpsyche auslösend für die Vorschau auf den für uns alle, die wir ihm nahestanden, zu frühen Tod dieses Mannes.

Den ersten Traum, der einwandfrei vom Tod handelte und der den Reigen zu einer Serie eröffnete, aus der ich von vier der eindeutigsten Träume aus dem Jahr 1964 berichten will, hatte ich nach einem köstlichen Abendessen, zu dem ich bei Ernst eingeladen war. Gemeinsam mit seinem Freund Herbert M. und einer jungen Bekannten, die ein Jahr später einen Selbstmordversuch unternahm. (Diese Tatsache ist wichtig zu erwähnen, da sie meines Erachtens in unmittelbarem Zusammenhang steht mit nachfolgendem Traumerlebnis.)

Traum 1449 vom 20. Juli 1964

Maria – so hieß das Mädchen – ist mit Ernst, Herbert und mir zusammen. Plötzlich stürzt sie sich auf Ernst und versucht ihn stürmisch zu küssen. Wir sind alle völlig erstarrt. Ich nehme sie in die Arme und tröste die Weinende, denn sie tut mir unendlich leid. Ernst aber wirft sich einen schweren Rucksack über die Schultern und wandert ganz still und traurig über die Wiesen davon. Er hinterläßt uns ein längliches, großes Futteral in der Form eines ausgehöhlten Baumes, worin ein »M« liegt. Er sagt, damit habe er nichts mehr zu tun. Wir sehen dem Davongehenden, der langsam in der Ferne verschwindet, nach und stehen vor einer Kirche. Auf dem weiten Platz hat sich eine große Menschenmenge angesammelt. Darunter wieder sein Freund Herbert.

Eine Woche nach diesem Traum, am 27. Juli, gestand mir Maria todunglücklich, daß sie sich hoffnungslos in Ernst verliebt habe. Er wiederum versicherte mir lachend, daß er »damit aber nichts zu tun haben wolle«. Beides war also im Traum enthalten. Sein »stilles Fortgehen« jedoch mit seiner schweren Last, symbolisiert durch den »Rucksack« – und in der Tat lag auf ihm kurz vor seinem Tod am 1. August 1967 eine große Last –, fürchtete ich von diesem Tag an instinktiv und spürte es auf uns zukommen. Das längliche, einbaumartige Futteral war sein Sarg, den er uns Zurückgebliebenen, wie es im Traumtext heißt, »hinterläßt«. Die Menschenmenge auf dem Kirchplatz war seine Trauergemeinde, zu der natürlich sein Freund Herbert gehörte. Interessant an der Verschmelzung der beiden Todeskandidaten vom Abend zuvor in meinem Traum ist das »M« in dem großen Futteral: Marias Liebe, die sie, wie sie mir wörtlich sagte, »begraben« müsse. Es wäre auch beinahe ihr Sarg geworden, wäre ihr Selbstmordversuch geglückt.

Einen sofort nach dem Erwachen von mir als stark symbolisch erkannten Traum hatte ich einige Tage später, den Traum 1452 vom 25. Juli 1964.

Mag sein, daß ich auch hier wieder, was allzu menschlich ist, den Gedanken an den Tod, der in einem kurzen Satz nur gestreift wurde, verdrängte. Es war ja ein ganzes Jahr gutgegangen, meine beunruhigenden Prognosen schienen sich als unberechtigt erwiesen zu haben. Doch die beiden Träume vom 31. Juli 1964 und vom 1. August 1965 wurden am 1. August 1967 traurige Wirklichkeit.

Am 2. August flog der »Sohn von Ernst« – so die Traumworte –, der zu jener Zeit mit seiner Yacht vor Norderney lag, mit Ernsts Düsenflugzeug zu seinem toten Vater nach Düsseldorf. Am 5. August wurde Ernst beerdigt. Am 6. August stand in der *Welt:* »Um 8 Uhr 30 wird der fahrbare Katafalk an den Eingang des Friedhofs geschoben . . .« Die Worte des Traumes von der »Abfahrt des Zuges um 8 Uhr 30«, also seines Leichenzuges, hatten sich bewahrheitet.

Im Sommer 1966 verbrachte ich mit Angelika wieder zwei Wochen im Häuschen auf Norderney. Ernst kam meist nur wenige Tage nach Norderney, wenn es gerade seine Zeit erlaubte. Am Abend des 10. Juli war ich bei Freunden von ihm gemeinsam mit seinem Geschäftsführer eingeladen. Das sachliche Gespräch kam zwangsläufig auch auf meinen Gastgeber – der an diesem Tag von Düsseldorf angerufen hatte –, auf die streikenden Arbeiter und die Krise an der Ruhr. Kein Wunder also, daß ich in der Nacht von Ernst träumte.

Traum 1691 vom 10. Juli 1966

Beim Erwachen hatte ich das Gefühl, einen sehr symbolischen Traum gehabt zu haben. Deswegen will ich ihn aufschreiben, weil das Gefühl erfahrungsgemäß mehr Bedeutung hat als die nachträglich angestellten Überlegungen.

Ich werde von Ernsts Chauffeur in langer Fahrt an das Tor seines Parks gefahren und befinde mich in dem Teil, wo die Hunde der Familie beerdigt sind. Ein Gärtner gräbt tiefe Löcher, um Erdbeeren hineinzupflanzen.

Auf Ernsts weißem Nachtkästchen – es ist eines, wie man sie in Krankenhäusern hat – steht eine Vase mit einer einzigen langstieligen Rose.

Wie ich schon in der Nacht notiert hatte, schrieb ich auch am Morgen in meinem Kommentar, daß es sich bei diesem Traum um eindeutige Symbole handeln müsse. Man bekommt ja im Laufe der Zeit ein Gefühl für die tiefe Bedeutung einerseits oder auch die Nichtigkeit andererseits von gewissen Bezügen und Anspielungen. *Wie* bedeutsam sie sein würden, wurde mir natürlich erst – und ich hatte mir den Traum im Gegensatz zu den meisten anderen in allen Details genauestens gemerkt – bei der Nachricht von Ernsts Tod und anläßlich seiner Beerdigung voll bewußt.

Der Traum wurde mit Professor Bender in seinem Freiburger Institut nach allen Regeln der Traumanalyse exploriert. Interessant daran ist vor allen Dingen der Umstand, daß der Gärtner am Tor des Parks – wohin ich in »langer Fahrt gelangte« – »tiefe Löcher grub«, um *Erdbeeren* darin zu pflanzen. Wie es schon in der Bestätigung eines der vorhergehenden Träume, des Traumes 1583 vom 1. August 1965, hieß, wurde Ernst L.'s Katafalk an den »Eingang des Friedhofs . . .« gefahren. Weiter steht in der *Welt* vom 6. August 1967: ». . . es sind zwei Kilometer zwischen dem Park und dem Friedhof, auf dem seit dem Vorabend ein ausgemauertes Grab unmittelbar vor der Ruhestätte des Großvaters von Ernst L. auf den letzten L. wartet.« Sehr wichtig ist auch die Wortverwandtschaft der *Erdbeeren* in tiefen Löchern mit dem Begriff *beerdigen*, ebenso auch der *Ort*, wo diese Löcher gegraben wurden: im Tier*friedhof* der L.'s. Zum Schluß noch zur »Rose auf weißem Krankenhausnachtkasten«. Daß Ernst ein Jahr nach dem Traum krank wurde, wird im Traum allein durch dieses Möbel deutlich symbolisiert. Die Vase (Urne) ist ja von jeher bei mir ein typisches Todessymbol.

Katastrophen kündigen sich an

Auf Naturkatastrophen reagiert mein Unterbewußtsein besonders ausgeprägt, vor allem, wenn es sich um Wasser handelt. Die ersten Wasserwarnungen in meinen Träumen, an die ich mich entsinne, begannen 1943 in Holland.
Mein Mann und ich waren während der Spielzeit 1941/42 in Freiburg engagiert. Schon im nächsten Jahr ging unser Intendant ans »Deutsche Theater in den Niederlanden« nach Den Haag und nahm Wolfgang mit. Uns blieb gar keine andere Wahl, denn es war eine Art Dienstverpflichtung. Der Chef hätte ihn im Fall der Weigerung fürs Militär freigegeben, und das mußte um jeden Preis umgangen werden.
Wir waren gerade ein glückliches Jahr verheiratet, und die Trennung fiel uns unendlich schwer. Ab und zu besuchte ich ihn von Freiburg aus, wo ich am Theater geblieben war. Eines Tages, es war im Februar 1943, fuhr ich, diesmal ohne Urlaub zu haben, nach Holland. Ich hatte drei Tage spielfrei, und wer konnte da widerstehen?
Bei einem festlichen Empfang nach einer der ausgezeichneten und unerhört aufwendigen Aufführungen fragte mich der Intendant, ob ich keine Lust verspüre, meine Koffer in Freiburg zu packen und auch nach Holland zu kommen. Eine Villa für uns und die Kinder stünde zur Verfügung, und wir wären dann doch alle wieder zusammen. Natürlich war ich überglücklich – es war unser sehnlichster Wunsch –, und ich wollte gleich am nächsten Tag zusagen.
Doch in der Nacht hatte ich einen grauenhaften Traum. Ich sah riesige Wassermassen auf uns zurollen und das Land überschwemmen. In all den drei Nächten, in denen ich mich in Den Haag aufhielt, wiederholte sich dieser Angsttraum, aus dem ich jedesmal schweißgebadet aufwachte. Völlig überzeugt davon, daß mich diese Träume vor einer Gefahr warnen wollten, ließ ich den Plan, mit Kind und Kegel nach Holland zu übersiedeln, schleunigst wieder fallen und blieb im noch friedlichen Freiburg.
Aber auch dort setzten sich die Warnträume fort. Mein Mann betrieb schließlich auf mein inständiges Bitten hin seine Freigabe, und mir gelang es, für ihn ein Gastspiel am Freiburger Theater durchzusetzen. Endlich hatten wir es geschafft: Mitten in der Spielzeit, im April 1944, bekam er Urlaub, um bei uns den *Prinz von Homburg* zu spielen. Kaum war er in

Freiburg, hörten meine gräßlichen »Wasserträume« auf. Am 6. Juni, dem Tag unserer Premiere, begann die Invasion in Frankreich. Im April 1945, während das übrige Riesenensemble noch in Den Haag ausharrte, wurden die Deiche der Zuidersee gesprengt und weite Teile der Niederlande überschwemmt, wie ich es immer und immer wieder in meinen Angstträumen vorausgesehen hatte.

Am 19. Mai 1944 gab es wieder einen Traum von Wassermassen, die alles unter sich begruben, weil riesige Mauern einstürzten, die das Wasser vorher gefangenhielten. Am 20. Mai wurden – so steht es in meinem Tagebuch – zwei Talsperren, darunter die Edertalsperre, bombardiert. Es war damals die größte Katastrophe dieser Art seit Beginn des Krieges, die aber in unseren Zeitungen bagatellisiert wurde.
Ich bin im übrigen eine ausgesprochene Wasserratte, habe keine feindliche Einstellung zu Wasser und hatte damit auch noch nie ein negatives Erlebnis. Im Gegenteil: Ich liebe das Wasser, Flüsse, Seen und vor allem das Meer. Wasser kommt in meinen Träumen auch nie als Symbol vor. Es wird nur als zerstörerisches Element geträumt, als Vorausschau auf in naher oder ferner Zukunft bevorstehende Flutkatastrophen.
Doch es ist nicht nur das Wasser, das in Gefahrenzeiten meine Träume beherrscht. In der Nacht vom 25. zum 26. November 1950 träumte ich von einem Vulkanausbruch, ganz realistisch und detailliert und ausnahmsweise gar nicht verschlüsselt, wie es Träume sonst meist sind. Am nächsten Tag meldete es das Radio, war es in allen Zeitungen zu lesen: Der Ätna war wieder ausgebrochen.
Ich war damals krank, lag mit Gelbsucht im Bett. Da es eine Tatsache ist, daß man, körperlich geschwächt, besonders hellhörig und sensibel ist, erstaunt es mich eigentlich kaum, daß das etwas geschulte Unterbewußtsein Katastrophen von größerem Ausmaß registriert, auch wenn sie sich fast zweitausend Kilometer entfernt ereignen.

Doch noch einmal zurück zum Wasser. In einer Serie von sechs aufeinanderfolgenden Träumen sah ich die Hamburger Sturmflut vom 16./17. Februar 1962 voraus. Die ganz eindeutigen Warnträume begannen am 9. Januar und steigerten sich in großer Eindringlichkeit bis kurz vor Einsetzen des Orkans, der die tobenden Fluten der Elbe an hundert Stellen die Deiche brechen ließ und ein Gebiet von mehr als hundertfünfzig Quadratkilometern, das ist ein Sechstel des Hamburger Staatsgebietes, mit einer über fünf Meter hohen Flutwelle überrollte.
Träume 1159, 1160, 1162, 1163, 1164 und 1168
Sie handelten von einer Art Unterwasserpantomime, von Volksansammlungen auf Bahnhöfen und in überfüllten Kirchen, die auf kleinen Anhöhen standen und in die sich die verzweifelten Menschen retteten. Im ersten Traum sah ich meine Kinder vergnügt auf einem Berg sitzen, während unten im Tal

Menschen und Häuser, ganze Straßenzüge, aber auch pittoreskes Gemäuer und Kunstwerke – ich entsinne mich deutlich eines Freskos von Michelangelo – wie unter Wasser zu schweben schienen. Ich saß auf einem anderen Berg, das wilde Wasser zwischen uns, und hatte einen schönen Hut auf. Verzweifelt gestikulierend erblickte ich Wolfgang von weitem im Gedränge eines Bahnhofs, unglücklich über die Trennung zwischen uns und den Kindern. Ein gewaltiger Renaissancebau kam vor – eine Mischung aus deutscher und italienischer Renaissance –, das Rathaus. Aber es hatte kein Dach. In seinen prunkvollen Räumen mit überlebensgroßen Gemälden von würdigen Herren in historischen Trachten tagten die Senatoren. Man erwartete vom Rathaus das Heil, aber es hatte ja nicht einmal ein Dach! Ein schlechtes Symbol. Eigenartigerweise waren die Kirchen – und in jedem der Träume kamen Kirchen vor –, aber auch malerische Straßenzüge und die Kunstwerke von südlicher Schönheit und Charme, obwohl die Szenen einwandfrei in Hamburg spielten. Eine alte, dicke Frau flehte mich an, Kinder, die in einen Kanal gefallen waren, zu retten. Im letzten Traum der nervenzermürbenden Serie, den ich im Münchner Atelier meines verstorbenen Vaters hatte, bat mich dieser inständig, auf den Speicher zu gehen. Nach seiner letzten flehentlichen Warnung trat ich ins Freie. Da lag eine tote, steifgefrorene Katze ohne Kopf. Nun hatte ich ein besonders schlechtes Gewissen – ich hatte es schon in all den vorangegangenen Nächten –, denn ich schlug bisher alle Warnungen in den Wind. Ich hatte das Gefühl, am Tod der Katze schuld zu sein, und dachte: »Alles Bitten war für die Katz'!«

Immer wieder schreckte ich aus all den Träumen auf, und jedesmal mit großen Gewissensbissen. In einem Kommentar schrieb ich damals:

Ich weiß, daß eine Katastrophe auf uns zukommt, aber ich unternehme nichts, warne auch niemanden, obwohl ich es sollte. Wen aber soll ich warnen und wovor? Die dicke, alte Frau, die mich anflehte, das Kind zu retten, plagt mich und läßt mir keine Ruhe. Und nun erhebt sogar schon der tote Papa seine warnende Stimme wie einst mein gefallener Bruder. Obwohl ich weiß, daß all diese Gedanken meinem eigenen Unterbewußtsein entspringen, quälen sie mich nicht minder.

Die ersten Träume hatte ich noch in Hamburg. Am Abend des 17. Januar, genau einen Monat vor der Sturmflut, sah ich den Fernsehfilm *Wir sind noch einmal davongekommen* von Thornton Wilder. In diesem Stück geht es um die Sintflut. In der darauffolgenden Nacht mit wildbewegten Träumen schrieb ich im Halbschlaf auf: »Ich weiß um das kommende Wasser, und man gibt mir ab und zu einen Wink . . .«, und in meinem Kommentar am nächsten Morgen schreibe ich: »Ich sah die Sintflut in Wilders Stück und erwarte nun von meinem Unterbewußtsein, daß es mir zeitig sagt, ob wirklich ein Naturereignis von dieser Gewalt eintreffen wird.«

Ein weiterer Auslöser – neben dem sehr wichtigen Stück – war ein Artikel in der Illustrierten *Kristall*. Eine dicke Hellseherin (es war wohl die dicke Frau in meinem Traum) und der Holländer Croiset, der mit seiner hellseherischen Fähigkeit die Leiche eines ertrunkenen Kindes gefunden hatte, berichteten in der Zeitschrift. Auch hier waren, wie so oft, reale Eindrücke, der Zeitungsartikel und das Fernsehspiel um die Sintflut nämlich, die Auslöser zu einer Reihe von präkognitiven Träumen, die sich alle um die Hochwasserkatastrophe drehten, die über Hamburg hereinbrach.

Aber ich muß zugeben, ich schob alle Bedenken und Alpträume weit von mir, wohl in der unterbewußten Erkenntnis, daß *ich* in diesem Fall trotz der vielen Fingerzeige, die mir die Nächte oft zur Qual werden ließen und die ich auch richtig deutete, nichts hätte verhindern können. Ja, ich fuhr sogar am 6. Februar nach Bayern und ließ meine Kinder allein in unserer Hamburger Wohnung. Und ich weiß auch genau, daß ich es in dem Bewußtsein tat: Den Kindern passiert nichts, die sitzen wohlbehalten auf dem geträumten »Berg«, der nur symbolisch zu deuten war, denn wo gibt es den in Hamburg?

So war es denn auch. Ich erinnere mich der entsetzten Bemerkungen und versteckten bis unverhohlenen Vorwürfe meiner bayrischen Freunde und Verwandten, als am 17. Februar und während der nächsten Tage die Katastrophenmeldungen über Rundfunk und Fernsehen aus Hamburg kamen. Man verstand nicht, daß ich meine Kinder in diesem Notstandsgebiet allein ließ – wir hatten keinerlei Telefonverbindung, die Bahnen wurden um die Stadt herumgeleitet, da die Schienen der Nord-Süd-Eisenbahnstrecke stellenweise unterspült waren – und meinte, ich müsse sofort abreisen. Aber ich sah für meine Kinder nicht nur keine Gefahr, ich sah sie in den darauffolgenden Träumen sogar Feste feiern und lediglich eine heillose Unordnung in unserer Hamburger Wohnung anrichten. Das allerdings war in der Tat der Fall. Sie vollführten eine Art Tanz auf dem Vulkan, feierten bei Kerzenlicht, weil zeitweise der Strom ausfiel, mit ihren Schulkameraden die ausgelassensten Parties und ließen Flut Flut sein. Denn die Elbe war fern und auch ihre zerstörerischen Gewalten. Sie saßen auf ihrem »Berg« an der friedlichen Alster. Und so blieb auch ich auf meinem Berg – einem echten oberbayrischen –, »wohlbehütet«, wie das der Traum so deutlich durch den Hut, den ich trug, gezeigt hatte.

Telefonverbindungen zu meinen Kindern gab es nicht. Die Leitungen waren hoffnungslos überlastet. Nur mit meinem Mann, der in Baden-Baden beim Südwestfunk an eine Fernsehproduktion gekettet war, konnte ich telefonieren. Voller Sorge bat er mich, sofort nach Hamburg aufzubrechen, um den armen Würmern beizustehen. Ich hielt ihm entgegen, ich käme weder momentan über die Elbbrücken noch den »armen Würmern« gelegen. Sie seien – wenn auch ohne Telefon – in bester Laune und Gesellschaft. Worauf er ärgerlich meinte, das könne ich doch nur geträumt haben, was ich bejahte und er mit einem Kopfschütteln quittierte.

Was aber hatten die Träume neben den manifesten Inhalten noch ausgesagt? Alles, was die »Unterwasserpantomime«, was die Menschen und die überschwemmten Gebäude betraf, bewahrheitete sich. Auch der Hinweis

auf die Kirchen. In Notzeiten besinnt sich der Mensch auf seinen Gott. Nur *eine* Kirche hatte ich deutlich gesehen, die sich auf einer Anhöhe befand und zu der die Menschen flüchteten. Und genau so eine Kirche gibt es in Hamburg-Neuenfelde – ich fand ihr Bild in der Zeitung –, die auf einer kleinen Wurte liegt und zu der die Menschen in Scharen flohen.
Auch Frauen, die um die Rettung ihrer ertrinkenden Kinder flehten, hat es in unendlich vielen Einzelschicksalen gegeben – der Traum griff sich eine der schrecklichen Szenen vorausschauend heraus und benutzte den Zeitschriftenartikel über das ertrunkene Kind als Auslöser. Im Traum versuchte mich mein verstorbener Vater beschwörend, wenn auch umsonst, zu überreden, auf den Speicher auszuweichen. Tausende der unglücklichen Opfer retteten sich auf die Speicher der Häuser.
Warum aber war da immer eine südliche Szenerie gemischt mit der Hamburger Unterwasserlandschaft, über der vergnügt meine Kinder thronten? Ich meine, unterschwellig spielte da schon die italienische Flutkatastrophe vom November 1966 mit hinein, die Florenz und Venedig heimsuchte. Denn in einigen Träumen waren die Kirchen von südlicher Pracht, war da eine Canaletto-Atmosphäre von gespenstischer Schönheit. So ist auch das im Traum ganz deutlich erkannte Bild von Michelangelo – es war übrigens »Die Erschaffung des Adam« –, das da unter Wasser an mir vorbeischwebte, zu erklären. Man weiß, wieviel unschätzbare Werke der italienischen Flutkatastrophe zum Opfer fielen.
Somit könnte es sich in der Traumserie um die oft beobachtete Verschmelzung von verschiedenen vorausgesehenen Ereignissen und um eine fraktionierte, etappenweise Traumerfüllung handeln. Bei der italienischen Hochwasserkatastrophe bestand, ebenso wie bei den schweren Unwettern in Osttirol im August 1966, von denen ich auch in einer beängstigenden Serie träumte, ein »affektives Feld«. In Norditalien hatten wir damals noch Grundstücke, und in Osttirol wurde die Zufahrtsstraße zu unserem alten Familienbesitz, Schloß Weißenstein, durch Erdrutsch und durch das Hochwasser der Drau vorübergehend blockiert. Meine Verwandten waren völlig von der Welt abgeschnitten, Italien und Osttirol haben daher genau wie Hamburg einen direkten Bezug zu meiner Psyche. Nur so ist es zu erklären, daß Naturkatastrophen auch von noch größerem Ausmaß mich unter Umständen seelenruhig schlafen lassen, während diejenigen, die mich irgendwie direkt betreffen, mir regelrechte Alpträume verursachen.
Bei all dem Ineinandergreifen von Traum und etappenweiser Erfüllung war in den Träumen über die Hamburger Flut ein Detail von anschaulicher Eindringlichkeit. Es war das Rathaus ohne Dach. Ich sagte schon, es war eine Mischung aus deutscher und italienischer Renaissance. In Florenz begegnet man diesem Baustil in seiner reinsten Form. Das Hamburger Rathaus ist ein zwar schöner, aber »nachgemachter« Renaissancebau. Der Traum erlaubte sich nun wieder eine seiner Kapriolen, indem er einfach das Dach abdeckte, um zu dokumentieren, daß man in Hamburg ebenso wie später in Florenz begreiflicherweise ob der Wassergewalten zunächst einmal den Kopf verloren hatte. Denn das Dach symbolisiert nichts anderes als den Kopf.

Vorschau auf Zeitungsreportagen

In diesem Kapitel werden Träume geschildert, die entweder durch die Lektüre von Zeitungsnachrichten ausgelöst werden oder erst später erscheinende Meldungen vorwegnehmen.

Traum 1887 vom 24. November 1967

Ich träume von dem unteren Zipfel eines großen Kontinents. Er hat die Form von Südafrika oder Südamerika. Eine fremdartige, unglaublich schöne Landschaft. Obwohl ein Arzt Menschen zerschneidet und präpariert und von dem Wühlen in den Innereien ganz fettige Hände hat, herrscht eine äußerst angeregte Stimmung mit sehr viel Flirt, Musik, Tanz. Also eher ein großes gesellschaftliches Ereignis der High-Society.

Ich maß dem Traum keine weitere Bedeutung bei und hatte auch zunächst zwei plausible Erklärungen. Am Tag zuvor hatte ich eine grausige Zeitungsmeldung gelesen, die mich sehr erschütterte: Eine junge Frau in Amerika hatte im LSD-Rausch ihrem eigenen Kind das Herz herausgeschnitten. Und mein alter Freund Erich L. hatte mir gerade eben zu meinem Geburtstag von seiner Weltreise einen Gruß geschickt. Er umsegelte auf dem Weg nach Australien und Amerika das Kap der Guten Hoffnung in Südafrika, und ich konnte mir vorstellen, daß der »Playboy« Erich auf seinem Luxusdampfer seine gewohnten und ihm unendlich wichtigen Triumphe feierte.

Mitte Dezember 1967 wußte ich dann allerdings, warum der Traum ausgerechnet diese Zeitungsmeldung und diesen Reisebericht als Aufhänger für ein tatsächlich unerhörtes Ereignis benutzt hatte. Die Öffentlichkeit erfuhr von der ersten Herzverpflanzung, die durch den südafrikanischen Arzt Christiaan Barnard, der dadurch über Nacht weltberühmt geworden war, an dem Patienten Philip Blaiberg vorgenommen wurde. Daß die erfolgreiche Operation damals in Kapstadt feuchtfröhlich gefeiert wurde, bedarf wohl keiner Nachforschung. Und daß der umworbene Arzt in unzählige Flirts verwickelt war, berichtete jede Klatschspalte.

In meinen Augen war der Traum eine Vorschau, denn ich konnte drei Wochen vor dieser ersten Herztransplantation, von der die Weltöffentlichkeit erfuhr, nichts wissen. Trotzdem war es »nur« Telepathie. Denn die Vorbereitungen – sicher darunter auch mißglückte Versuche – liefen damals in Kapstadt natürlich schon auf Hochtouren.

Zur Erhärtung der Theorie, daß der Auslöser beim Aufspüren einer Traumerfüllung sehr wichtig ist, hier gleich noch die nächste Barnard-Traumstory. Wieder gab es einen »Tagesrest«. Ich hatte am Nachmittag das ebenso populäre wie naive Fernsehspiel *Daktari* gesehen. Mit den berühmten »menschlichen Tieren«, der Äffin Judy und der schielenden Löwin Clarence. Letztere war in dieser Folge todkrank und bekam zur Wiederbelebung eine Spritze direkt ins Herz verpaßt. Und sie genas natürlich. »Aha«, wird jetzt der skeptische Leser sagen und, wie ich zugebe, auch mit gewissem Recht. Aber meine seit Jahrzehnten gesammelten Erfahrungen damit, wie der Traum »arbeitet«, lehren mich, daß eben gerade diese »Tagesreste« meistens telepathische, wenn nicht präkognitive Traumerfüllungen zur Folge haben.

In der Nacht wachte ich von Stichen in der Herzgegend auf. Nun gehöre ich – oder um ehrlich zu sein – gehörte ich damals zu den Leuten, »die nicht wissen, daß sie ein Herz haben«. Dieser für mich also neue Körperreiz löste eine Art Prophezeiung aus.

Traum 2006 vom 13. September 1969

Im Halbschlaf höre ich wie ein Diktat die Worte: »Wenn man das Serum« – es folgt eine Nummer oder ein Name – »aus einem Herzen nimmt und es in ein anderes spritzt, wird man eine der größten Erfindungen auf dem Gebiet der Herzchirurgie gemacht haben. Eine unerhörte wissenschaftliche Tat!« Eine Art Laserstrahl und eine Kreissäge spielen noch eine Rolle. Ich nehme an, daß man damit den Brustkorb aufsägen muß.

Beim Erwachen erfaßte ich sofort, daß sich hier wieder irgend etwas Wichtiges ereignet hatte, und schrieb dies auch nieder. Am 17. September 1969, also vier Tage nach dem Traum, las ich in der Münchner *Abendzeitung* folgenden Artikel: »Birmingham/Alabama, USA. Barnard: Große Zukunft für Verpflanzungen. Trotz der Tatsache, daß der größte Teil der Patienten, die ein fremdes Herz empfangen haben, gestorben ist, sieht der südafrikanische Herzchirurg Dr. Ch. Barnard für Organverpflanzungen eine große Zukunft. Auf einem Kongreß in Birmingham sagte er, . . . die Wissenschaft stehe kurz vor der Lösung des Problems der Zurückweisung verpflanzten Gewebes. Es habe in letzter Zeit Experimente gegeben, bei denen möglichen Empfängern vorher fremdes Gewebe eingespritzt wurde. Die sogenannte Induktionstoleranz könnte zu einem Durchbruch finden.« Das Thema lag auch hier gerade in der Luft. Es handelte sich also wieder um Telepathie.

Die geträumten Zeitungs- oder Buchtexte zapft mein Unterbewußtsein nicht nur aus wichtigen politischen und kulturellen Nachrichten oder medizinischen Sensationsmeldungen ab, sondern auch aus dem rein familiären Bereich und aus auf den ersten Blick nichtigen Notizen. »Nichtig« allerdings wirklich nur auf den ersten Blick. Denn wie sich jedesmal herausstellt, sucht sich die Psyche mit sicherem Gespür für das Wesent-

liche *den* Artikel aus der Zeitung oder *den* Absatz aus einem Buch heraus, der genau den derzeitigen Lebensnerv trifft, wie es mit nachfolgendem Traum vom »Okapi« der Fall war.
Vor dem Schlafengehen sahen wir eine jener geistreichen Sendungen von Loriots *Cartoon* im Fernsehen. Der geniale Karikaturist hatte wieder einen seiner eigenwilligen Beiträge zur Zoologie gebracht. Er zeigte, wie sich aus dem Elch allmählich unser heutiger Mops entwickelte: Die Beine wurden immer kürzer, das Schaufelgeweih schrumpfte und verschwand schließlich ganz, das schon ziemlich dumme Elchsgesicht verwandelte sich zu dem geradezu stupiden Mopsgesicht. Dieser amüsante Zeichenfilm genügte, um in einem kurzen Traum unsere Familiensituation zu umreißen und gleichzeitig einen Blick in den kommenden Tag zu werfen.
Traum 2269 vom 8./9. März 1972
Ich bin in einem Freigehege, wahrscheinlich einem Zoo mit vielen Tieren, hauptsächlich langbeiniges Wild, Hirsche und Rehe. Dazwischen hockt ein kleines, meerschweinchenähnliches Tier mit dichtem Fell und einem überaus dummen Gesichtsausdruck. Es heißt »Okapi«.
Natürlich führte ich den Traum auf die von uns zu später Stunde sehr belachte Loriot-Sendung zurück. Aber woher kam jenes Okapi? Wie das mit unserer Halbbildung nun mal so ist: Man weiß zwar, es handelt sich hier um ein Tier aus südlichen Breiten. Wie es aber genau aussieht, weiß man natürlich nicht oder hat es vergessen. Der Brehm wurde am nächsten Tag konsultiert, und der Traum hatte sich anscheinend gründlich geirrt. Hier stand: »Okapi (das). Giraffenartiger Wiederkäuer in Innerafrika. 1,5 Meter Schulterhöhe.« Bei noch so gutem Willen war da keine Ähnlichkeit mit einem dichtbehaarten Meerschweinchen festzustellen. Die einzige Parallele bestand sehr entfernt in dem dummen Gesicht meines Traumtieres und dem des Loriotschen Elch-Mopses; hier wie dort befand sich das Schrumpftier zwischen langbeinigem Wild.
Ich hatte viel vom sonstigen Traumgeschehen vergessen und wenig Zeit, aber das Fragment, an das ich mich erinnerte, wurde zu Papier gebracht. Am 10. März brachte Wolfgang eine Illustrierte mit nach Hause. Entgegen seiner Gewohnheit war es die Zeitschrift *Das Tier*. Das Umschlagbild mit einem Gorillababy hatte es ihm angetan. Das Äffchen wurde ausgeschnitten und in die Küchenschranktür geklebt, die übrige Zeitschrift flüchtig durchgeblättert.
Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich plötzlich mein kuscheliges Traumtier, das nachts noch hochtrabend »Okapi« hieß, entdeckte? Daneben war zu lesen: »Das mit dem Meerschweinchen verwandte Chinchilla . . .« Wie man weiß, haben diese wertvollen Tiere ein außergewöhnlich dichtes Fell, das im Traumtext ganz nebenbei, aber als besonderes Merkmal erwähnt wurde. Aber damit nicht genug, denn nun kam der Clou: Der Fotograf des Tierchens tat mir einen »parapsychologischen Gefallen« und hieß *Okapia*. Soweit die wirklich witzige Koinzidenz. Von einem Zufall kann

man bei derart ausgefallenen Namen von Mensch und Tier wirklich nicht sprechen. Der Loriotsche Elch-Mops war der Auslöser. Meine Traumbilder erlaubten sich einen ähnlichen Gag, indem sie das meerschweinchenähnliche Wesen mitten zwischen Hochwild setzten und es »Okapi« nannten – nur weil es irgendwann einmal von einem Herrn (oder einer Dame?) dieses Namens fotografiert worden war. Und all das hatte ich telepathisch-präkognitiv von einer Zeitschrift abgezapft, die mein Mann einen Tag später kaufen sollte.
Nur, was bezweckte der Traum ausgerechnet mit diesem Tier aus einer Tierillustrierten, worin es von Reihern, Hasen, Luchsen, Löwen und Elefanten nur so wimmelte? Der tiefere Sinn war schnell gefunden: Das von Okapia fotografierte, dummgesichtige Wesen sah sehr unserem beigefarbigen, vielgeliebten Meerschwein »Schpunz« ähnlich. Wir hatten es kürzlich schweren Herzens weggeben müssen, weil sich unsere Tochter Angelika bei ihm mit Toxoplasmose infiziert hatte und sich gerade einer sehr strapaziösen Kur unterziehen mußte. Der Gedanke, ob ihre Krankheit nicht auch ernsthafter sein könne, beschäftigte uns zu diesem Zeitpunkt mit großer Sorge.
Aber wohl das wirklich ausschlaggebende Moment war der Artikel von Professor O. Koenig, Wien, der das Chinchillabild umrahmte. Er hieß: *Die Auseinandersetzung zwischen Eltern und Kindern. Die derzeitige Jugendkrise bei uns Menschen kritisch verglichen mit dem gesellschaftlichen Verhalten anderer Säugetierarten.*
Angelika hatte, im besten Einvernehmen, kurz zuvor unsere gemeinsame Wohnung verlassen und sich ein eigenes Appartement gesucht aus genau den Gründen, die der Autor in seinem mehrseitigen Artikel über den Generationskonflikt beschreibt. Er sprach von »verzweifelt hartnäckigen Ausbruchsversuchen bestimmter Wildtierarten, von der biologischen Notwendigkeit der Jugendwanderlust, die die Jungtiere bestimme, das Revier ihrer Eltern zu verlassen, um sich in neuen Wohngebieten und in ihrem eigenen Lebensraum niederzulassen«. Der Tenor des Artikels von der Populationsdynamik auf der einen Seite und der Nachgebetaktik der betroffenen Elterngeneration auf der anderen deckte sich völlig mit der »Wanderlust unseres flüggen Jungen« und den für uns sich daraus ergebenden, nicht ganz eingestandenen traurigen Gefühlen. Aus dieser Affektsituation heraus ist, so meine ich, der tiefere Sinn dieses an sich ganz banalen Traumes zu verstehen.

Einen ähnlichen Tiertraum hatte ich – ebenfalls in Verbindung mit Angelika – wieder mit einem recht ausgefallenen Tier, das einem nicht gerade täglich über den Weg läuft.
Aus diesem Traum seien nur wenige Details herausgegriffen, denn er betraf unsere damals sehr gespannten, äußerst verzwickten Familienverhältnisse und würde damit den Leser nur verwirren. Für mich war das

Traumerlebnis äußerst aufschlußreich. Versteckte Intrigen wurden enthüllt, ein Ränkespiel wurde aufgedeckt und mir anhand von Parallelen, die Träume immer wieder aufzeigen, völlig klargemacht. Doch beschränken wir uns auf die witzigen Zeitungsgags, deren sich der Traum bediente, um zahlreiche Koinzidenzen »unter einen Hut« zu bringen.
Am Tag hatte ich recht deprimierende Gespräche um die Aufteilung eines Familienbesitzes. Nichts war geklärt, alles hing hoffnungslos in der Luft. So hatte man sich endlich entschlossen, eine Fahrt nach Tirol zu dem Streitobjekt zu machen. In der Nacht davor hatte ich folgenden Traum:
Traum 2190 vom 10. Juli 1971
Es geht um Möbel, Kunstgegenstände, wertvolle Steine, verschlossene Schränke, um Gänge durch finstere Räume, über Treppen und Gerüste. Plötzlich kommt Angelika daher mit einem nasenbärähnlichen Tier und einer Schildkröte – eigenartigerweise alles in sich vereint. Sie ist Nasenbär und Schildkröte zugleich. Das heißt, letztere thront dicht oberhalb der auffallend langen Schnauze des komischen Tieres.
Das Chaos des ersten Traumteils – das, wie gesagt, zu verwirrend für den Leser wäre – war mir absolut verständlich. Aber auf die beiden Tiere konnte ich mir keinen Reim machen. So überspringe ich hier bewußt unsere Fahrt nach Tirol, wo alles eintraf, was schon der Traum vorausgesehen hatte: der Streit um die Aufteilung der Möbel, Bilder und Plastiken, um nicht auffindbare Steine. Auch der Schrank spielte eine wichtige Rolle. In ihm – dessen Schlüssel unter mysteriösen Umständen verschwunden war – sollten geheimnisvolle Schätze ruhen.
Zurückgekehrt ins friedliche Bayern, fiel mir eine Zeitung in die Hände, die Münchner *Abendzeitung* vom 15. Juli 1971, mit einem Artikel unter dem Titel *Lumpi liebt Romeo und Julia.* Lumpi war ein Dackel, der oberhalb seiner besonders langen Schnauze eine Schildkröte auf seinem Kopf trug. Sofort erkannte ich die beiden geträumten Tiere. Der Dackel, dessen Kopf von oben herunter fotografiert war, bestand eigentlich nur aus Nase. Daher wohl der »Nasenbär«. Auf einem anderen Bild waren es zwei Schildkröten, »Romeo und Julia«, die Lumpi liebevoll bewachte. Hier sollte ich noch erwähnen, daß Shakespeares Drama *Romeo und Julia* im Winter 1970 ebenfalls eine vielschichtige Rolle in meinem Leben spielte. Eine junge Schauspielerin, Susanne Uhlen, hatte die Julia gespielt. Sie sah meiner Tochter Angelika sehr ähnlich – von der im Traum in Verbindung mit Nasenbär und Schildkröte die Rede war – und erinnerte mich jeden Abend, den wir gemeinsam auf der Bühne standen, an sie.
Die Parallelen, von denen ich anfangs sprach, bestanden aber nicht nur in der frappanten Ähnlichkeit der beiden Mädchen, sondern auch in ihrem ganz ähnlichen persönlichen Schicksal. Ohne das Hereinspielen solcher Verschmelzungen gäbe es keine derartigen Traumbilder. Die Darstellerin der Julia machte nämlich in derselben Zeitung und schon seit geraumer Zeit Schlagzeilen, weil sie wie vom Erdboden verschwunden war und ihrer

unglücklichen Mutter unendliche Sorgen bereitete. Auch Angelika beschäftigte sich zur selben Zeit mit Ausbruchsplänen.
Im übrigen glichen unsere Familienkabalen im Tiroler Besitz in erschreckendem Maße denen der verfeindeten Veroneser Familien aus *Romeo und Julia.* Meiner Ansicht nach also war der Aufhänger für den Nasenbär-Schildkröten-Traum allein die Tatsache, daß die Schildkröten aus der Zeitung »Romeo und Julia« hießen. So verschlungen sind oft Traum und Wirklichkeit, daß sie mit Worten schwer zu entwirren sind.
Aber das Tüpfelchen auf dem i war eigentlich erst eine Zeitungsmeldung, die ich anderthalb Monate später las, als ich am 29. August, aus Nizza kommend, am Flughafen Riem in München eintraf. Ich war nach Südfrankreich vor dem oben geschilderten Familienärger geflohen und hatte meine innere Unabhängigkeit in acht Tagen der völligen Entspannung wiedergewonnen. Mein Mann empfing mich, unter dem Arm die *Abendzeitung* vom 28./29. August 1971. Nach deren Lektüre begriff ich vollends, warum ich am 10. Juli diesen eigenartigen Nasenbär-Schildkröten-Traum hatte. Ein junges Mädchen, Sylvia S., war darin mit seinem Nasenbären abgebildet, der ein neues Zuhause suchte. Es ist beinahe unnötig zu erwähnen, daß dieses Tier zu seinen Spielgefährten ebenfalls Schildkröten zählte. Auch sah jene Sylvia in geradezu provozierender Weise wieder meiner Tochter Angelika und somit auch der Julia ähnlich. Fotografiert hatte die Story eine Christine S. (Ich selbst heiße Christine Sylvia S.!)
Der Nasenbär suchte in der Zeitung ein Asyl, weil sein Frauchen ihn nicht mehr behalten durfte. Und ganz Ähnliches war auch bei mir zu Hause in Hamburg passiert. Am 30. August dorthin zurückgekehrt – also einen Tag nach der Zeitungsmeldung –, erfuhr ich, daß auch Angelika für ihr Lieblingstier ein neues Zuhause suchen mußte, weil sie sich, ich habe schon davon berichtet, durch Meerschweinchen »Schpunz« mit Toxoplasmose infiziert hatte. Sie brachte es zu Freunden, die einen großen Meerschweinchenzwinger im Freien besaßen.
Und weil alles so schön in meinen damaligen Seelenzustand paßte, fand sich in derselben Zeitung vom 28./29. August auch noch die Ankündigung des Films *Julia* (schon wieder!) *und die Geister* im Österreichischen Fernsehen. Der Regisseur Fellini schilderte darin ein meiner damaligen Lebenssituation vergleichbares Schicksal, nämlich eine Frau, die »aus sich und für sich leben und ihre eigene Unabhängigkeit erreichen sollte« – das, was ich gerade in dieser Zeit verzweifelt versuchte und was mir schließlich auch gelang und, wie sich später herausstellen sollte, auch Angelika.
Man mag diese Deutung des Nasenbärtraums für eine reine Hypothese halten. Meine Erfahrung lehrt mich nur immer wieder, daß ich oft Zeitungen – übrigens auch Bücher – kurz vor ihrem Erscheinen anzapfe, wenn sie einen auffallenden Bezug zu meiner Psyche oder zu mir nahestehenden Personen haben. Dies ist in meinen Augen ein gar nicht so erstaunlicher Vorgang, denn die Artikel sind ja oft schon lange vorher geplant, und

mein Unterbewußtsein pflückt sich telepathisch ein mich gerade beschäftigendes Thema aus der Fülle der Angebote heraus.
Hier wie im Okapitraum war ganz offensichtlich das *Thema* des Zeitungsartikels ausschlaggebend für die Traumbildung. War es im Okapitraum das Nestflüchten von Angelika, so drehte es sich hier vorrangig um die Asylsuche für ein Tier, das die zärtliche Besitzerin, wie es wörtlich heißt, »nicht mehr behalten darf«. Man könnte natürlich unendlich lange weiterfabulieren. So zum Beispiel: »Warum hat es der Traum ausgerechnet auf den Nasenbären mit der Schildkröte abgesehen – in Verbindung mit Angelika?« Dafür gibt es vielleicht noch die Erklärung, daß Angelika als Kind eine ziemlich lange Nase hatte und von ihren Geschwistern oft »Nasenbär« genannt wurde. Und sollte der Panzer der Schildkröte eventuell für das dicke Fell stehen, das sie zweifellos hat?
Aber noch nicht genug der »Nasenbäranhäufungen«! Am 30. August war ich, wie schon berichtet, von Tirol, Nizza und München kommend, wieder in Hamburg angelangt. Nicht nur, daß mir Angelika von der schmerzvollen Trennung von »Schpunz« erzählte, den sie genau am Tag des Erscheinens des Zeitungsartikels über Sylvia S. und ihren Nasenbären weggegeben hatte – am nächsten Tag traf ich auf einem Spaziergang an der Alster einen jungen Mann, der einen Nasenbären an der Leine führte. Ganz gegen meine Gewohnheit sprach ich den Jüngling an und sagte ihm auf den Kopf zu, daß er im Besitz eines Nasenbären sei – was er natürlich selbst am besten wußte. Aber die Tatsache, daß ich das Tier als Nasenbären erkannte, verwunderte ihn über alle Maßen. »Sie sind der erste Mensch, der weiß, daß ›Schniefi‹ ein Nasenbär ist!« sagte er glücklich und verwickelte mich in ein langes Gespräch über die Lebensgewohnheiten seines sehr amüsanten Hausgenossen. Als er wissen wollte, warum ich so viel Interesse an seinem wild um uns herumturnenden Tier hatte, sagte ich nur: »Ich habe meine Gründe!« Ich werde mich hüten, wildfremde Menschen in mein eigenartiges Hobby einzuweihen. Mein Bedarf an Nasenbären war außerdem vorerst gestillt! Aber man wird mir hoffentlich glauben – auch ohne meine Lebensgewohnheiten näher zu kennen –, wenn ich beteuere, daß ich nicht ständig mit derlei ausgefallenen Tieren zu tun habe.

Einen Traum gab es in jüngster Zeit, der, soweit ich das wenigstens heute noch beurteile, keine Assoziationen zu persönlichem Erleben bietet. Er hatte zwei dicht untereinander abgedruckte Berichte einer Tageszeitung über zwei Katastrophen genau eine Woche vor den Ereignissen vorausgesehen. Ich sage vorsichtig, *noch* scheint der Traum nicht die persönliche Sphäre zu berühren, denn noch ist er taufrisch. Wie oft aber ergeben sich dann später Parallelen zum eigenen Schicksal. Zunächst der Traum, der natürlich eingebettet war in Familiengeschichten, die in diesem Zusammenhang aber unwesentlich sind.

Traum 2391 vom 7./8. April 1973
Ich will am Abend einen Zirkus besuchen. Ein großes Portal mit Löwen- und Elefantenköpfen zu beiden Seiten des steinernen Eingangs. Da ich noch herrlich viel Zeit habe bis zur Vorstellung, besteige ich eine Straßenbahn und fahre durch trostlose kahle Vorstadtstraßen, um mir eine Zeitung zu kaufen. Deshalb steige ich bei irgendeiner Station aus. Wieder ist da ein großes Tor in Form eines riesigen Männermaules, das ruft, hier müsse man eintreten, man sei direkt im Bauch eines Elefanten. Eine junge Frau schließt sich mir an, erbietet sich, mich zu begleiten. Sie sei aus dem Zirkus, den ich am Abend besuchen wolle, sie müsse sich nur noch schnell umziehen, und sie verschwindet in einer der trostlosen Vorstadtmietskasernen. Bald darauf kommt sie wieder mit einem schwarzen Koffer, angetan mit einem enganliegenden Kleid mit Leopardenmuster. [Hier wachte ich auf. Nach dem Wiedereinschlafen ging es im selben Traummilieu weiter.] Ich sitze in der Zirkusvorstellung und sehe das Mädchen hoch auf dem Seil über mir tanzen. Plötzlich ein markerschütternder Schrei aus dem Publikum, die Menschen stehen wie ein Mann auf. Das Mädchen ist vom Seil gestürzt und liegt nun leblos in der Arena. Wie benommen geh' ich auf die Straße. Dort fängt die Erde zu beben an. Jetzt ist es plötzlich nicht mehr die trostlos nördliche Vorstadtgegend, sondern ein ganz südliches Land. Es könnte in Südamerika sein. Die Stadt heißt Tirana. Wie komme ich ausgerechnet auf die Hauptstadt von Albanien? frage ich mich, schon halb erwachend. Dunkelhaarige Menschen laufen schreiend vor einstürzenden Mauern davon. Wahrscheinlich ist die Akrobatin durch das Erdbeben, das wir im Zirkus noch nicht wahrnahmen, vom Seil gestürzt.
Es gab keinerlei Einfälle zu dem sehr plastischen, erst ganz heiter beginnenden Traum. Ein Zirkusbesuch war weder in Aussicht noch vorangegangen. Auch habe ich keinerlei Kontakt zu Artisten. Ich verlebte gerade in Hamburg eine anregende Zeit, so daß ich nicht einmal in meiner Seele ein »Beben« in symbolischem Sinn registrieren konnte, was man ja auch immer noch in Erwägung ziehen muß. Nur eines hatte ich keineswegs: die im Traum als so besonders wohltuend empfundene »viele Zeit«, denn ich war mal wieder in Zeitdruck. Aber der Traum tut sehr oft genau das Gegenteil von der Wirklichkeit. Er zeigt einem in turbulenten Zeiten die darauffolgenden ruhigen und umgekehrt.
Am nächsten Wochenende meldete das Radio ein schweres Erdbeben in Costa Rica. Der Traum war genau eine Woche vorher geträumt, und ich erinnerte mich an jede Phase. So kaufte ich mir gleich am Montag eine Zeitung, um nähere Einzelheiten zu erfahren. Hier sind sie. In der Spalte »Auf einen Blick« der Hamburger *Morgenpost* vom 16. April stehen nachfolgende Meldungen untereinander:
»Todessturz.
Während einer Zirkusveranstaltung in einem Vorort von Stockholm stürzte die 32jährige deutsche Hochseilartistin Rosita Winter (Foto)

gestern von einem 40 Meter hohen Mast in die Arena. Sie war auf der Stelle tot.«
»Erdbeben.
Bei einem schweren Erdbeben in Costa Rica sind am Wochenende mindestens 15 Menschen ums Leben gekommen. Die meisten Schäden entstanden in Tilaran an der Grenze zu Nicaragua, dessen Hauptstadt erst im Dezember letzten Jahres von einem Beben heimgesucht worden war. Auch aus Jugoslawien wird ein leichtes Erdbeben in der Nähe von Skopje gemeldet.«
Das war nun ein klassisches Beispiel für die Methode, mit der der Traum zuweilen »arbeitet«. Präkognitiv hatte er aus zunächst unerfindlichen Gründen die beiden dicht beieinanderstehenden Zeitungsmeldungen abgezapft und sie zu einer Story verwoben. Und er »verwechselte« die sehr ähnlich klingenden Namen der Städte Tilaran und Tirana. Letztere Stadt liegt übrigens nicht weit von Skopje entfernt, von dem der Artikel ja auch berichtete, und sie ist wahrscheinlich auch noch von dem Beben mitbetroffen worden.
Sinnigerweise kaufte ich im Traum eine Zeitung. Wozu? Wollte der Traum schon zeigen, daß alles, was geschehen würde, in einer Zeitung stehen werde? Natürlich ist dies reine Hypothese. Noch ein Wort zur Verdichtung des Trauminhalts. Fuhr ich in der ersten Phase durch »trostlos nördliche Vorstadtstraßen« zum Zirkus, so war ich beim Erdbeben auf der Straße in einem »südlichen Land, vielleicht Südamerika«. Es war, wie sich herausstellte, der Vorort von Stockholm im ersten und der lateinamerikanische Staat im zweiten Artikel. Man könnte noch weiter zu analysieren versuchen. So sind das »Umziehen und Ausziehen« der Artistin und ihr »schwarzer Koffer« in meiner Traumsprache Todessymbole.
Als ich mich am 16. Mai, genau einen Monat nach dem Erdbeben, einige Tage in Matrei, Osttirol, aufhielt, gab es dort in der Nacht ein Erdbeben, das mich, von unheimlich unterirdischem Grollen begleitet, recht unsanft aus dem Bett rüttelte – ein für unsere Breiten nicht alltägliches Ereignis, das womöglich ausreichte, die Vorschau überhaupt auszulösen, die somit also doch auch die persönliche Sphäre streifte.

In den Jahren 1965 bis 1969 träumte ich von fast allen Raketenstarts, vor allem aber von den Pannen bis hin zu den Katastrophen. Es begann mit dem Start der Titanrakete am 13. Dezember 1965. Am 11. Dezember, zwei Tage zuvor, träumte ich – unbelastet von irgendeiner Zeitungsmeldung –, ein junger Raumfahrer sei in einer Kapsel eingeschlossen. Es galt, ihn schnell zu befreien. Ein fingerhutgroßer Schraubverschluß mußte in Windeseile entfernt werden, damit der Astronaut nicht erstickte.
Da meine Tochter Isabel in die Handlung einbezogen war, nahm ich damals an, es handle sich um einen Film, den sie zu drehen habe. Nicht zu Unrecht, wie sich ein Jahr später herausstellte.

Am 13. Dezember 1965 las ich in der Zeitung: »Mißglückter Titan-Raketenstart in Kap Kennedy. Vermutliche Ursache: Ein elektrischer Stecker hatte sich gelockert.« Am 15. Dezember, also vier Tage nach dem Traum, fand ich folgende Zeitungsmeldung: »Riesenskandal in Kap Kennedy: Ein winziger Plastikverschluß war im Pumpensystem vergessen worden und hatte die Treibstoffzufuhr unterbrochen. Die dramatischsten Sekunden, die jemals amerikanische Astronauten erlebten. Nach dem Zündungsknall Totenstille. Um ein Haar hätten Schwierigkeiten beim Countdown zur Katastrophe geführt. Aber alles ging noch einmal gut.«
Ohne von einem Raketenstart zu wissen, hatte ich am 11. Dezember die Panne mit dem fingerhutgroßen Plastikverschluß vorausgeträumt. Alle Zeitungen bildeten ihn, wie einen Fingerhut auf einen Finger gesteckt, ab.

Während eines Winterurlaubs bei meiner Mutter in Inzell sah ich meine Tochter Isabel am 4. Januar 1967 in der *Orion*-Persiflage *Raumpredullie* im Fernsehen. Sie spielte eine Astronautin, die in einer Rakete den Countdown für den Start selbst vornahm. Daher also war sie in meinen Traum vom 11. Dezember 1965 mit einbezogen. Den Film hatte sie im Herbst 1966 gedreht. Beim Countdown gab es in dieser Persiflage einige kleine Spannungsmomente, die sich aber lustspielhaft in einem Happy-end auflösten. Vergnügt ging ich schlafen, nach einem gemütlichen Schoppen, zufrieden über Isabels zauberhaften Astronautenlook und ihr Spiel. Kurz nach dem Einschlafen – gegen 0 Uhr 30 – wachte ich mit panischem Angstgefühl auf, mit dem festen Bewußtsein, daß eine verhängnisvolle Katastrophe eingetreten sei. Vor Herzklopfen konnte ich nicht mehr weiterschlafen, nahm deshalb ein starkes Schlafmittel und wachte trotzdem schon um 4 Uhr früh wieder auf. Ich hörte den Ruf: »Achtung Raketenstart!« Dann den Countdown: »4-3-2-1«. Danach Totenstille. Als ob etwas schiefgegangen sei.
Am Morgen erzählte ich meiner Familie von meiner nächtlichen Unruhe. Man versuchte mich mit dem Einwand zu beschwichtigen, ich hätte eben am Abend zuvor einen Countdown im Fernsehen erlebt. Doch ich war nach meinen bisherigen Traumerfahrungen fast sicher, daß ich den harmlosen Raumfahrerfilm als präkognitiven Aufhänger für eine tatsächlich bei einem Countdown eingetretene Panne verwendet hatte. Leider sollte ich recht behalten.
Am 28. Januar brachten die Zeitungen Schlagzeilen mit der Unglücksmeldung: »Die Apollo-Katastrophe! Tod der Astronauten Grissom, White und Chaffee. Harter Schlag für die US-Raumfahrt. Sie wurde von ihrem schwersten Unglück betroffen. Auf der Saturn-I-Trägerrakete war gerade das Apollo-Raumschiff für den ersten auf vierzehn Tage geplanten Flug montiert. Alle drei Astronauten befanden sich im Raumschiff, um erstmals zusammen mit den Technikern den Countdown und Start für einen simulierten Flug durchzuprobieren. Dann brach plötzlich Feuer aus, das

sich schnell ausbreitete.« – »Sabotage oder Schlamperei in Kap Kennedy? 2000 Pannen in der Kapsel festgestellt!« – »Das Unglück ereignete sich um 6 Uhr 31 Ortszeit.« Also 0 Uhr 31 MEZ, genau in der Minute meines Aufwachens!
So waren also die beiden Apollo-Pannen in meinen Träumen miteinander durch die Vorschau auf Isabels Raumfahrtfilm gekoppelt, der wiederum den Katastrophentraum auslöste.

Da ich mich leider meistens mit meinen »Traumopfern« identifiziere, waren die Nächte mit den beschriebenen Pannen recht nervenaufreibend. Die vergnüglichen Stunden werden einem vom Unterbewußtsein bedauerlicherweise oft unterschlagen. Ein kleiner Trost: Es geht mir nicht allein so. Desto angenehmer überrascht war ich, als mir die Apollo-10-Besatzung, Stafford, Young und Cernan, die Freude machte, mich an ihrer fröhlichen Generalprobe für die Mondlandung zu beteiligen.
Es war am 17. Mai 1969. Ich saß auf der Insel Ischia auf dem Trocknen – wenigstens, was die Nachrichten aus der Außenwelt betraf, denn es war Poststreik. Ich war aber sonst rundherum glücklich. Nach einem köstlichen Abendessen mit Frutti di mare und einem spritzigen »Epomeo«, das ich in Gesellschaft eines italienischen Flirts einnahm, ging ich beschwingt zu Bett. Sofort träumte ich von einer Himmelfahrt zu Marsmenschen. Ich spürte eine wundervolle Schwerelosigkeit und hatte in jeder Hinsicht einen Mordsspaß mit meinen Mitfliegern. Wir lachten viel und hatten die schönsten Liebeserlebnisse.
Ich war, wie gesagt, völlig ohne Nachrichten; es gab weder Post noch Zeitungen, und das Fernsehgerät im Hotel wurde in den Ferientagen und besonders an jenem Abend von mir nicht strapaziert. Am 23. Mai endlich – sechs Tage nach dem äußerst zufriedenstellenden Traum (den ich auf das gute Essen, Trinken, den Schwips und den Flirt zurückführte) – erreichte mich die erste Zeitung vom Festland. Sie stammte vom 18. Mai und berichtete: »Die Generalprobe für die Mondlandung hat begonnen. Die Astronauten Stafford, Young und Cernan traten am Sonntag, 18. Mai 1969, um 17 Uhr 48 MZ pünktlich die Reise zu dem erdnächsten Himmelskörper an.« Eine weitere Zeitung vom 20. Mai beschrieb nun die Stimmung der Astronauten, die ich am Vorabend des Starts, von dem ich ja wirklich nichts wußte, schon im voraus abgezapft hatte. Sie funkten zu unserem blauen Planeten ins Raumfahrt-Kontrollzentrum Houston, Texas: »Unsere Lage hier ist müde und vergnügt und hungrig und durstig und scharf auf Mädchen und alles mögliche!« Und sie galten als die »fröhlichste und redefreudigste aller Raumschiffbesatzungen, schon nach den ersten Stunden nach dem Einschuß in die Mondbahn«.
Mit meinem guten Essen, dem vergnügten Abend in St. Angelo d'Ischia und »allem möglichen« als Aufhänger für den Traum habe ich zum ersten Mal auch die positive und gefahrlose Situation der Raumfahrer vorausgeträumt. Am 17. Juli, auf den Tag genau zwei Monate später, landeten die ersten Menschen auf dem Mond.

Mein erstes Raumfahrterlebnis hatte ich in einer Traumvorschau im Dezember 1958. Damals wußte ich noch nicht aus Erfahrung, die ich später in meinen nächsten Astronautenträumen sammelte, daß ich mich sogar mit den fernen US-Raumfahrern identifizieren würde. Außerdem gab es zur Zeit des Traumes überhaupt noch keinen Menschen im All, und mein naiver Laienverstand hielt es wahrscheinlich auch in Zukunft für wenig möglich, daß der berühmte »Griff nach den Sternen« in des Wortes wahrster Bedeutung eines Tages Wirklichkeit würde. Immerhin schrieb man erst das Jahr 1958.
Traum 860 vom 8. Dezember 1958
Ich mache die traumhafteste Wanderung meines Lebens durch einen leuchtenden Abendhimmel mit unwahrscheinlichen Wolkenbildungen. Flugzeuge, Sputniks und Raketen kreuzen meine Bahn, und ich fliege einem enorm großen Abendstern entgegen. Ich bin in Gesellschaft von Isabel und Curd Jürgens, den ich in enganliegendem schwarzem Trikot auf den Schultern trage. Er wirkt federleicht, und ich empfinde eine beglückende Schwerelosigkeit. Dann wieder trägt er mich durch eine bizarr schöne Landschaft, wie ich sie noch nie zuvor gesehen habe.
Zwischendurch spielen ganz reale Szenen aus München hinein und die Filmmanagerin von Isabel.
Es ist kein Wunder, daß ich dieses wundervoll schwerelose Traumerlebnis in das Reich der Utopie verwies und in meinem Kommentar am nächsten Tag meinte, bestenfalls und hoffentlich sei das ein prophetischer Traum, der, so verrückt er heute erscheinen möge, vielleicht Isabel in einem Film zusammen mit Curd Jürgens vorausgesehen habe. Der Film könne vermittelt werden durch ihre möglicherweise gemeinsame Münchner Managerin.
Hier sei eingefügt, daß Isabel zu der Zeit noch Schülerin war, sich aber eine Münchner Agentur schon für das schauspielerisch begabte Mädchen interessierte. Curd Jürgens kannten wir nur aus seinen Filmen und hatten nicht die geringste Verbindung zu ihm. Als Tagesrest notierte ich: »Abends zu Besuch bei der Malerin Eva Hagemann (Hamburg). Sie malt sehr viel Frauen in Traum- und Mondlandschaften und fast immer in enganliegenden schwarzen Trikots, wie ich eines bei meiner Himmelswanderung trug.«
Im Jahr darauf, 1959, drehte Curd Jürgens bei der »Bavaria« in Geiselgasteig und – wie ich durch ein Interview mit ihm während der Salzburger Festspiele 1973 feststellte –, vermittelt durch seine Münchner Managerin, in München und Hollywood den Film *Ich greife nach den Sternen*. Er spielte die Rolle des Wernher von Braun. Ich habe den Film nie gesehen und kann daher keine Parallele zu dem sehr detailreichen Traum herstellen. Aber mir scheint, daß meine »Wolkenwanderung zu dem großen

Stern« – vielleicht schon der Mond? –, umgeben von Sputniks und Raketen, und vor allem die Schwerelosigkeit eine Vorwegnahme der sich anbahnenden »Himmelswanderung« des großen Raketenpioniers Wernher von Braun waren, den Jürgens zu verkörpern hatte. Der Titel *Ich greife nach den Sternen* scheint mir Bestätigung genug.
Acht Jahre später, im Herbst 1966 – hier beweist sich wieder, in welchen Dimensionen der Traum »arbeitet« –, drehte meine zur Traumzeit noch schulpflichtige Isabel den schon erwähnten Raumfahrtfilm, in dem sie eine Astronautin im Weltall spielte, und zwar in dem enganliegenden schwarzen Anzug, den *ich* mir in jenem Traum angelegt hatte, um mit ihr und Jürgens in den leuchtenden Abendhimmel zu starten.
Daß ich Jürgens und Isabel *zusammen* bei meinem Flug nach den Sternen sah, beweist mir den präkognitiven Charakter des Traumes. Jürgens ist nicht unbedingt derselbe Typ wie der dunkelhaarige, kleinere Wernher von Braun, und Isabels Film lag noch in weiter Zukunft.
Natürlich ist eine telepathische Abzapfung der deutsch-amerikanischen Produzenten nicht ausgeschlossen, die höchstwahrscheinlich 1958 den Film mit Jürgens für 1959 schon projektiert hatten. So bliebe die »prophetische« Seite des Traumes, wie ich schon bei der Niederschrift mutmaßte, auf Isabels Raumfahrtfilm beschränkt.
Interessant ist auch die psychologische Seite: Als Schauspielerin träume ich ein zukünftiges Raumfahrtereignis nicht direkt, auch nicht den Vater dieses Forschungszweiges, Wernher von Braun, sondern den Schauspieler, der ihn verkörpern wird. Nicht die leibhaftigen Raumfahrer, die eines Tages den Weltraum erobern werden, sehe ich voraus, sondern meine schauspielernde Tochter, die eine Raumfahrerin darstellen wird. Ein erneuter Beweis dafür, wie subjektiv beinahe jeder Traum ist.

Politisches wirft seine Schatten voraus

Meine ersten Traumaufzeichnungen machte ich vor Ausbruch und während des Zweiten Weltkrieges. Sie waren fast alle politischer Natur. Ich stenografierte sie in kleine Kalender mit oft recht unfreundlichen Kommentaren, keineswegs für Naziaugen bestimmt. Für meine Begriffe waren diese Träume absolut prophetisch. Heute weiß ich, daß das Wort »Prophetie« in die Heilsgeschichte gehört und der Fachausdruck »Präkognition« heißt. Was ich erst nach jahrelanger Forschungsarbeit feststellte, war, daß ich am Tage eines einschneidenden weltpolitischen Ereignisses das oft Jahre später eintreffende positive oder negative Resultat träumte. So bei Wahlen, Unterzeichnung von Abkommen, Olympiadebeginn 1972 oder bei Kriegsanfang.
Am Tag des Kriegsausbruchs 1939 hatte ich ein rein symbolisches Traumerlebnis, das ich in seiner ganzen Tragweite sofort richtig zu deuten wußte. Ich sah kleine Bäumchen in rasender Eile buchstäblich »in den Himmel wachsen«. Als sie ganz hoch und arm dastanden, ein dünner, zitternder Wald, kam ein gewaltiger Sturm und mähte sie nieder. Alle Siegesfanfaren der darauffolgenden Jahre, aus den Volksempfängern geschmettert, konnten mich nicht von meiner felsenfesten Überzeugung abbringen, daß der Krieg verloren war, ehe er begonnen hatte.
Aber kurz vorher gab es noch einen anderen Traum. Er verfolgte mich jahrelang und treu bis zum Tag seiner Erfüllung, gab mir in all der Hoffnungslosigkeit des Kriegsgeschehens in Verbindung mit familiärem Zwist Zuversicht und einen unerschütterlichen Glauben an eine Gerechtigkeit, die damals noch in weiter Ferne lag, ja unerreichbar schien, und an den Anfang einer neuen Ära. Im politischen wie persönlichen Bereich. Hier sei schnell eingefügt: Es gibt fast keine rein politischen oder persönlichkeitsfremden Träume der verschiedensten Themenkreise. Sie haben eben versteckt oder offen alle auch mit dem eigenen Schicksal zu tun.
Traum vom 23. August 1939
Ich höre eine riesige Menschenmenge wie von einer Schallplatte im Chor rufen: »Nieder mit Hitler!« Mein Vater sitzt neben mir, ein Weinglas in der Hand. Plötzlich nimmt er mich in die Arme und sagt, mir vergnügt zuprostend: »Ich verstehe mich mit deinem Mann ausgezeichnet!«
Eine reine Utopie, wie es damals den Anschein hatte. Es war der Tag des

deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes zwischen Hitler und Stalin. Der »unsterbliche Führer« hatte dadurch noch mehr Sympathien gewonnen – ein Aufatmen ging durch sein ahnungsloses Volk, und auch ich schlief in dieser Nacht sicher mit einem Gefühl der Erleichterung ein. An ein »Nieder mit Hitler« wagte man nicht zu glauben. Und die Masse des Volkes, dessen Ruf mir noch in den Ohren klang, wollte es auch gar nicht. Ich lebte damals in strengster Obhut meines Vaters, von dem ich nie einen so positiven Ausspruch wie den geträumten erwarten durfte; denn jeglicher Umgang mit Männern wurde mir einfach verboten. 1941 lernte ich meinen Kollegen Wolfgang Stumpf in Freiburg kennen. 1942 heirateten wir. Natürlich gegen den Willen meines Vaters. Er war unversöhnlich. Ich durfte mein Elternhaus nicht betreten. Unsere Sommerferien verbrachten wir in den darauffolgenden Jahren bei meiner Großmutter in Tirol. Aber für mich gab es da immer ein Licht in all der Dunkelheit: der Traum vom August 1939! »Du wirst sehen«, sagte ich zu meinem Mann, »wenn es eines Tages heißen wird ›Nieder mit Hitler‹, wirst du dich mit meinem Vater versöhnen.« Er hatte dafür nur ein müdes Lächeln und war genauso ungläubig wie mein Vater verstockt. Die gegenseitige Abneigung schien unüberwindlich.

Kurz vor den Sommerferien im Juli 1944 – wir waren inzwischen eine richtige Familie mit drei Töchtern – kam ein Brief meines Vaters: »Angesichts des schrecklichen Kriegsgeschehens, der Zerbombung unserer Städte (mein Bruder war inzwischen im Kaukasus gefallen) bitte ich Dich und Deinen Mann, Euren Urlaub bei uns zu verbringen.« Meine Eltern hatten ein wunderschönes Haus in der Nähe von Garmisch-Partenkirchen, und ich nahm die Einladung freudig, mein Mann skeptisch entgegen.

Ungefähr vierzehn Ferientage waren bereits vergangen, und die beiden Männer waren sich in gemeinsamer Sorge um unser Land und im Haß gegen Hitler schon etwas nähergekommen, da meldete das Radio: »Attentat auf den Führer!« Man schrieb den 20. Juli. Die Sondermeldungen überschlugen sich, die Gerüchte vom Tod Hitlers und vom Putsch der Generale wurden hinter vorgehaltener Hand in unserer Bergeinsamkeit nur allzu willig weitergereicht. Das Ende der Ära Hitler und somit auch das seines verbrecherischen Krieges schien in greifbare Nähe gerückt.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages holte mein Vater eine Flasche seines besten Weines aus dem Keller mit den Worten: »Dies Ereignis muß gefeiert werden!« Aufgeregt, Gerüchten allzugern glaubend, diskutierend, Pläne machend, so sitzt man bis spät in der Nacht im Sternengefunkel auf der Terrasse – es blieb natürlich nicht bei der einen Flasche »Cochemer Schloßberg«. Da hebt plötzlich mein Vater sein Glas, prostet mir zu, nimmt mich glücklich in die Arme und sagt: »Du, ich verstehe mich mit deinem Mann ausgezeichnet!« Und er bietet ihm zum erstenmal das Du an. Von Stund an waren sie, bis zu Vaters Tod, die besten Freunde.

Ein ähnliches Beispiel der vielschichtigen »Traumarbeit« sei hier nur gestreift.

Traum 324 vom 22. Juli 1955

Ich wache auf von meinem glücklichen Lachen und dem Wort »Bulganin«. Gleichzeitig sehe ich eine endlos lange, hohe Mauer. Auf der anderen Seite viele Menschen und ein geschäftiges Treiben um meinen Mann und den Defa-Regisseur Martin Hellberg.

Es war die Zeit der Genfer Konferenz, an der auch Bulganin teilnahm. Am 28. Juli, sechs Tage nach dem Traum, machte mein Mann Vertrag mit der Ostberliner »Defa« für die Titelrolle in dem Film *Thomas Münzer*. Regisseur war Martin Hellberg. Vom 9. bis 13. September 1955 war Konrad Adenauer zu Gast bei Bulganin in Moskau. Am 15. September meldeten die Zeitungen: »Gefangene werden sofort entlassen!« Es war das Resultat dieses erfolgreichen Besuches. Am 13. August 1961 begann man mit dem Bau der Berliner Mauer.

Das Engagement meines Mannes hatte ich sicherlich telepathisch von den Chefs der Filmgesellschaft und dem Regisseur Hellberg abgezapft. Denn der Plan, Wolfgang die Rolle zu geben, war längst geboren. Wir wußten nur bis dahin noch nicht – und das ist die Regel in diesem unsicheren Beruf –, ob es auch klappen würde, noch dazu mit einem westdeutschen Schauspieler in dieser exponierten Rolle, für die es in der DDR sehr viele gute Interpreten gegeben hätte. Aber an die Berliner Mauer, die im Traum das Bild durchzog, dachte man in Moskau zwei Monate vor dem Adenauerbesuch und sechs Jahre vor deren tatsächlicher Errichtung bestimmt noch nicht.

Auch hier also wieder die Vorwegnahme wichtiger Ereignisse im Traum an einem geschichtlich und privat bedeutsamen Wendepunkt in »affektiv besetzten Situationen«.

Eine Serie ganz neuartiger, beängstigender Träume hatte ich im Mai/Juni 1968. Ich war zutiefst beunruhigt und der festen Überzeugung, daß es nun mit mir zu Ende ginge. Obwohl ich mir selbst mehr als einmal den Beweis erbracht hatte und es auch aus anderen Träumen wissen sollte: Man vergißt von Mal zu Mal immer wieder, daß man sich im Traum mit Familienangehörigen, Freunden oder auch mit Fremden identifizieren kann. Diesmal identifizierte ich mich mit dem amerikanischen Senator Robert Kennedy, der am 5. Juni 1968 das Opfer eines Attentats wurde.

Man schrieb den 28. Mai 1968, und ich verbrachte die erste Nacht in einem Heidehäuschen, das Freunde uns für einige Tage überlassen hatten. Ausgelassen und kerngesund war ich am Tag mit zwei meiner Töchter am Strand von Kampen herumgetobt und ebenso gesund, wenn auch todmüde, ins Bett gefallen. Doch von Todesahnungen und mir bis dahin ganz unbekannten Herzstichen geplagt, wachte ich am nächsten Morgen auf und schrieb in mein Traumjournal:

Traum 1935 vom 28. Mai 1968
Ich habe das Gefühl, daß es zu Ende geht ... Wie eine Herzoperation. Mache mir große Sorge um die Weltsituation und meine Gesundheit. Ärzte sind mit einem Gehirn beschäftigt. Ich denke an Tod und Wahnsinn.
Als mögliche Ursache für den Traum aus heiterstem Himmel notierte ich: »Gespräche, die sich um das Attentat auf Rudi Dutschke drehten« (ich hatte vor zwei Nächten auch von ihm geträumt) »und um die Frage, ob sein Gehirn je wieder voll funktionsfähig werden würde, und um die Notstandsdemonstrationen. Außerdem las ich einen Artikel mit dem sensationellen Thema: ›Kann man ein Gehirn verpflanzen?‹ in der Hamburger *Morgenpost*.« In den darauffolgenden Nächten wurden die Träume immer quälender:
Traum 1936 vom 29. Mai 1968
Habe seit etwa drei Tagen beängstigende, völlig veränderte Träume. Sie springen in einzelnen Bildern unzusammenhängend und fremdartig von Ort zu Ort. Handlung, Menschen, Situationen ohne fortlaufende Story. Habe Sorge, nicht mehr ich selbst zu sein. Ein Arzt, wie etwa Professor Barnard, macht ein Experiment mit einem Gehirn. Ich sehe politische Wirren und fieberhafte Arbeit an einem kranken Gehirn.
Wieder war ich fassungslos beim Erwachen. Das Leben auf Sylt mit meinen Töchtern lief besonders harmonisch ab. Aber ich hatte das felsenfeste Gefühl, als hätte ich in der Nacht die Gedanken, Wirrnisse und auch die Experimente an einem Gehirn von einer Gruppe Menschen irgendwo auf der Welt abgezapft.
Traum 1937 vom 4./5. Juni 1968
Mitten in der Nacht wache ich von dem Gefühl auf, daß ich sterbe. Es gehen strahlenförmig von mir weg lauter Kugeln, und ich entschwebe langsam nach oben.
Beim Erwachen glaubte ich so fest an meinen nahen Tod, daß ich einen Abschiedsbrief an Angelika schrieb: »Liebling, sei nicht traurig. Es geht mir sehr gut, aber ich glaube nicht mehr, daß ich es schaffe ...« Vollends wach, fühlte ich mich – eben noch von Herzschmerzen geplagt und so verwirrt, daß ich nur noch in einzelnen, unzusammenhängenden Worten denken konnte – so frisch wie ein Fisch im Wasser und verstand die Welt nicht mehr. Sofort zerriß ich den mir nun total unverständlich erscheinenden Brief.
Die Sensationsmeldungen in Rundfunk und Tagespresse brachten des Rätsels Lösung. Meine Unruhe der ganzen letzten Woche hatte sich auf das furchtbare Unglück konzentriert, das wieder einmal die amerikanische Öffentlichkeit, wieder einen der Kennedy-Brüder getroffen hatte: »Bob Kennedy niedergeschossen!« meldeten die Schlagzeilen. »Mordanschlag in Los Angeles. Der amerikanische Senator ringt mit dem Tod. Er wurde heute morgen (nach mitteleuropäischer Zeit) unmittelbar nach Verkündung seines Wahlsieges in Kalifornien im Ambassador-Hotel durch Pistolenschüsse in Kopf und Brust schwer verletzt. Ein Schuß drang durch die Stirn, ein anderer neben dem Ohr ein ... Das Herz des Senators wird massiert ... Fünf Ärzte haben um 11 Uhr 30 (MEZ) eine Notoperation vorgenommen.«
Als es in der Frühe des 6. Juni hieß, Kennedy lebe noch, und als alles hoffte, er werde durchkommen, glaubte ich nicht daran, wußte, daß sein Gehirn es nicht schaffen würde. Schlagartig war mir klargeworden: Ich hatte genau eine Woche vor dem Attentat das schwerverletzte Gehirn Bob Kennedys präkognitiv angezapft und allnächtlich bis zu seinem Tod (er starb noch am 6. Juni) wie mit seinem Gehirn gedacht beziehungsweise eben »nicht denken können«. Ausgelöst wurde die Präkognition durch einen Traum um Rudi Dutschke, durch dessen ähnliche Verletzungen und den Artikel über die Gehirnverpflanzung aus der *Morgenpost*. Ich konnte plötzlich nicht mehr zusammenhängend denken, sah nur noch wirre Bilder, sprach und hörte nur unzusammenhängende Worte, mit denen ich nichts anzufangen wußte. Ein Arzt wie Professor Barnard erschien im Traum bei einer Herzoperation, und ich sah »irgendwo auf der Welt eine Gruppe Menschen fieberhaft an einem Gehirn operieren«. Es war die qualvollste Woche meines Lebens – in den Nächten, während ich mich tagsüber kerngesund fühlte. Noch nie zuvor und gottlob auch nie mehr nachher habe ich so an meinem Verstand gezweifelt. Ich verstand plötzlich, was es heißt, irrsinnig zu werden.
Als die Kugeln in meinem Traum vom Morgen des 5. Juni – dem Tag des Attentats – strahlenförmig von mir wegzufliegen schienen und ich sanft entschwebte, war ich wie von einem Alp erlöst. (Wie ich dann nachlas, hatte ich genau den gleichen Traum von strahlenförmig fortfliegenden Kugeln beim Attentat auf John F. Kennedy am 22. November 1963.) Die Herzbeschwerden der Nächte waren nun wie weggeblasen, ich wurde auch fortan nie wieder davon geplagt. Die Gedanken ordneten sich wieder und wurden zusammenhängend und normal. Doch Bobby Kennedy war tot. Sein Gehirn hätte nie mehr richtig funktionieren können.

Es war im Herbst 1969, der 20. Oktober, der Tag vor den Bundestagswahlen. Ein aufwendiger Wahlkampf der großen Parteien CDU/CSU, SPD und FDP war schon seit geraumer Zeit im Gange ebenso wie das Rätselraten um den Wahlausgang. Sollten Willy Brandt und seine SPD zum ersten Mal seit Bestehen der Bundesrepublik gewinnen, würde das große Erleichterungen für die Ost-West-Beziehungen bedeuten. Positive Gespräche mit der DDR-Regierung könnten einsetzen, Lockerungen im Interzonenhandel und -verkehr würden die Menschen hüben wie drüben aufatmen lassen und zueinanderbringen. Man bangte um den morgigen Ausgang der Wahl nach zwanzigjähriger CDU-Regierung und großer Koalition, die in der Hinsicht nicht viel Ermutigendes aufzuweisen hatten. Nun, die Wahl am 21. Oktober brachte den Sieg für die Sozialdemokra-

ten. Doch ein recht kläglicher Traum war das Resultat einer ängstlich erwarteten Nacht, in der ich mich auf eine erfreuliche Vorschau konzentrierte.

Traum 2029 vom 20. Oktober 1969

Es sind zwei Traumphasen, die beide im Osten spielen. In der ersten ein langes Warten und eine schleichende Krankheit, aber mit langsamer Rekonvaleszenz.

Im zweiten Teil ein Kreis politischer Persönlichkeiten, die sich in einem großen Raum zu wichtiger Unterredung versammeln. Darunter unser Freund Martin Hellberg, der Ostberliner Regisseur, National- und Friedenspreisträger. Man bietet mir einen Platz an, aber ich fühle mich inmitten dieser bedeutenden Persönlichkeiten überflüssig und gehe auf die Straße. Ein arroganter Westdeutscher und ein Ostdeutscher begleiten mich einen endlosen Quai entlang. Der Westdeutsche bemerkt mit wenig Taktgefühl, wie mies hier alles sei, und der aus dem Osten redet mit ebensolcher Sturheit von dem »Aufbau aus eigener Kraft« seiner »Deutschen Demokratischen Republik«.

Dann sitzen wir drei in einem Volkswagen. Beim Wenden stoßen wir an die Quaimauer und drücken die Kühlerhaube erheblich ein, so daß wir mit dem stark lädierten Wagen erst einmal in eine Reparaturwerkstatt fahren müssen. Der Wagen ist so nicht mehr zu gebrauchen und bedarf einer gründlichen Überholung, die Arbeiter irgendeines Werkes dann vornehmen.

Hier wie in fast allen politischen Träumen wurde ein tatsächlicher Sachverhalt vorweggenommen, trotz zunächst nicht vorherzusehender negativer Aspekte. Nüchtern zeigte der Traum auf, daß alles gar nicht so rosig sein würde, wie man in der Euphorie des Wahlsieges am nächsten Tag meinte. Er beschönigte nichts, ließ keine Hoffnung auf sofortige, einschneidende Erleichterungen und ein »Sich-in-die-Arme-Fallen« der so konträren Partner aufkommen. Es wurde denn auch ein langsames Sichnäher-Kommen mit unendlichen Rückschlägen und Enttäuschungen. Zu groß war die Kluft, zu viel Zeit verstrichen seit der Teilung Deutschlands. Im ersten Traumteil wurde das Ringen um Entspannung geschildert. Unser Verhältnis zum Osten war krank, es bedurfte und bedarf langen, geduldigen Wartens, und die Rekonvaleszenz zeichnet sich nur langsam ab.

Seit diesem Traum am Tag vor der Wahl der ersten sozialdemokratischen Regierung seit dem Zweiten Weltkrieg war ich immer pessimistisch, wenn die so leicht in politische Schwärmerei verfallenden Deutschen von der »Wiedervereinigung« sprachen, und immer optimistisch, wenn sie in Schwarzmalerei von »keinerlei Fortschritten« unkten. Mein Traum hatte immerhin von »Rekonvaleszenz« gesprochen, und meine Träume waren von jeher klüger als mein Wachbewußtsein.

Im zweiten Teil suchte sich der Traum eine Kontaktperson, unseren Freund Martin Hellberg aus der DDR, als Repräsentanten für den Osten. Martin stand vermutlich im Traum für die verschiedenen Gesprächspartner wie Stoph, Winzer und Honnecker, für die Treffen der Regierungsvertreter beider Staaten in Erfurt und Kassel. War die Versammlung der Ost-West-Runde im manifesten Trauminhalt des zweiten Teils enthalten, so gab es noch einen latenten in dem symbolisch verschlüsselten »Volks«-Wagen. Dieser stand für die Schwierigkeiten, die Kanzler Brandt unverständlicherweise alsbald gemacht wurden. Das Eindrücken der Kühlerhaube bedeutete, in volkstümlichem Jargon gesprochen: »Man stieß sich die Schnauze an« oder, etwas feiner formuliert: »Man wurde vor den Kopf gestoßen«.

Kurz nach der Wahl, am 7. November 1969, meldete die Münchner *Abendzeitung:* »Ostberlin lehnt ›besondere‹ Beziehungen zur Bundesrepublik ab. Die SED wies gestern die Auffassung von Bundeskanzler Brandt über ›besondere‹, nicht völkerrechtliche Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der DDR zurück. Ohne Brandts Regierungserklärung direkt anzusprechen, erklärte das SED-Organ *Neues Deutschland,* die Beziehungen mit Bonn könnten keinen ›Sondercharakter‹ haben.«

Am 9. März stand in derselben Zeitung: »DDR bleibt Brandt gegenüber hart. Zu neuen Verhandlungen über das geplante Treffen zwischen Bundeskanzler Willy Brandt (SPD) und DDR-Ministerpräsident Willi Stoph kommt heute der Bonner Unterhändler Ulrich Sahm nach Ostberlin. Streitpunkt der Verhandlungen ist der Reiseweg des Bundeskanzlers in die DDR-Hauptstadt. Das Zentralorgan der SED *Neues Deutschland* bekräftigte gestern noch einmal die Ansicht der DDR-Regierung, daß Willy Brandt bei der An- und Rückreise nicht über Westberlin fahren dürfe: ›Der Bonner Kanzler hat dort nichts zu suchen, er hat sich dort schon gar nicht zu betätigen.‹ Nach geltendem Völkerrecht sei Westberlin kein Land der Bundesrepublik und dürfe auch nicht von ihr regiert werden . . .

Demgegenüber lehnte der CDU/CSU-Fraktionsvorsitzende im Bundestag, Rainer Barzel, in einem Rundfunkinterview die Anerkennung der DDR erneut ab. Das hieße das Selbstbestimmungsrecht aller Deutschen aufgeben . . . Auch die Regierung der DDR sei in der Frage der Anerkennung zu keinem Kompromiß bereit und werde in dieser Frage nicht das geringste Entgegenkommen zeigen . . .«

Um auf die Insassen des Volkswagens zurückzukommen: Die Arroganz einiger Westdeutscher ist nicht aus der Welt geschafft, genausowenig wie die Sturheit unserer »Brüder aus dem Osten«. Der geträumte Martin Hellberg war übrigens der erste Ostdeutsche, der uns im Frühjahr 1970 erstmalig seit dem Krieg in Hamburg besuchte.

Gleich in den darauffolgenden Nächten wimmelte es nur so von Regierungsautos. Ewig gab es Pannen und Karambolagen. Immer schien die aufregende Zeit der Regierungsneubildung im Vordergrund zu stehen.

Traum 2031 vom 26. Oktober 1969

Ich fahre mit einem Mann in einer scharfen Linkskurve ein steiles Fließband

hinauf, wie man es bei Teppichrutschbahnen auf dem Oktoberfest kennt, rechts und links Geländer. Es geht an einem erstaunten Publikum vorbei zu einer Kasse, vor der eine große, drohende Menschenmenge steht. Hier ist die Welt mit Brettern vernagelt, und wir müssen umkehren. Aber diesmal ohne zu wenden. Wir fahren vorsichtig dieselbe Strecke bis zur Hälfte des Weges zurück. Es ist ein gefährliches Manöver, denn zwischen dem Wagen und dem Geländer auf beiden Seiten sind kaum zehn Zentimeter Platz. Schließlich gibt es sogar Stufen, über die wir müssen, mit Matschschnee bedeckt, und langsam, Fuß- und Handbremse betätigend, geht es abwärts. Nun kommt uns in voller Fahrt von unten in schnittigem Sportwagen ein feister, energisch aussehender Mann entgegen. Er versucht uns zunächst zu rammen, muß aber dann unserem Wagen weichen und seinerseits die Bahn rückwärts wieder hinunterfahren. Mit unserer vorsichtigen Fahrweise und großer Geschicklichkeit haben wir es letzten Endes doch geschafft.

In meiner Analyse zu diesem Traum schrieb ich von »schweren Prüfungen«, die uns bevorstehen, von einer »Geschicklichkeits-Rallye«, in der der forsche Sportsmann mit den Zügen eines Franz Josef Strauß uns zwar »an den Wagen fahren will«, aber der vorsichtigen Fahrweise seines Widersachers weichen muß.

Genauso kam es dann auch. Zunächst gab es nach der Wahl am 21. Oktober 1969 am 29. Oktober die Regierungserklärung des frischgebackenen Bundeskanzlers Brandt mit großen Reformplänen. Es war mir völlig klar, daß mit dem auf schmalem Fließband nach oben fahrenden Mann Willy Brandt gemeint war. Hatte der Kanzler in seiner Regierungserklärung mit den Worten »Wir fangen erst richtig an!« spürbare Steuersenkungen versprochen, so mußten sich die Bürger im Lauf der Jahre darauf einstellen, tiefer in die Tasche zu greifen.

Strauss nannte Brandts Rede eine »schöne Addition von Unverbindlichkeiten«, richtete im April 1970 auf dem Parteitag der CSU heftige Attacken gegen die Bundesregierung: Die Deutschland- und Ostpolitik erschöpfe sich in Vorleistungen.

1971 zeichnete Strauß ein düsteres Bild der Gegenwart. Die Bundesregierung beginne Deutschland zu verändern, aber nicht zum Guten. Man habe die »Inflation der Worte und der Währung« im Lande und befinde sich in der Deutschland- und Ostpolitik in der Sackgasse.

Wurden auch die Vorwürfe der Opposition 1972 gegen die Haushaltspolitik der Regierung immer schwerwiegender, so sprach dennoch Karl Schillers Nachfolger, der neue Finanz- und Wirtschaftsminister Helmut Schmidt, offen von Steuererhöhungen und ließ keinen Zweifel daran, daß er im kommenden Jahr die »Bürger zur Kasse bitten würde« – vom Staatsbankrott seien wir jedoch gewiß noch ebensoweit entfernt wie von der galoppierenden Inflation. Brandt hat im Lauf seiner Regierungszeit den Bürger erheblich zur Kasse bitten und viel Kritik von der Opposition einstecken müssen.

Diese Deutung des Bildes des steil nach oben bis zur erbosten Menschenmenge an der Kasse fahrenden Autos, des vorsichtigen Rückwärtslavierens und des massiven Angriffs eines starken Mannes, der Brandt an den Wagen fährt, mag man mir als Hypothese auslegen. Aber kommt man meinen Träumen im Lauf jahrzehntelanger Forschung auf die Schliche, wird man immer wieder feststellen, daß sich berufliche Träume völlig realistisch manifestieren, politische Träume jedoch in leicht erkennbaren Symbolen.

Doch es gibt in politischer Traumvorschau nicht nur verschlüsselte Bilder, sondern auch reale Wiedergaben zukünftiger Ereignisse.

Der nächste Bericht handelt von einer bedenklichen Welle anarchistischer Gewalttaten, die im Mai 1972 – zur Zeit des Traumes im April natürlich von den Attentätern schon geplant – unser Land heimsuchte. Eingebettet in Traumfetzen von gerade laufenden, recht chaotischen Schlußproben an meinem Theater, gab es da eine seit langem nicht mehr erlebte, alarmierende Vision.

Traum 2286 vom 21./22. April 1972

Wir sehen von weitem über die Alster hinweg die Silhouette von Hamburg mit seinen Hochhäusern in blutrotem Feuerschein. Halten es zunächst für ein Großfeuerwerk. Doch plötzlich hören wir ungeheure Detonationen von unverkennbaren Bombeneinschlägen, die immer näher kommen. Wir wollen noch an keine ernsthafte Gefahr glauben, man ist doch in tiefstem Frieden! Aber dann wird uns erschreckend bewußt: Es ist Krieg oder offene Revolution! Die Bombeneinschläge kommen näher, die Gefahr wird immer größer. Wir werfen uns auf den Boden, Schutt, Mauerteile und Mörtel, vermischt mit schweren Wassermassen, prasseln auf uns nieder. Ich liege mit dem Gesicht in aufgeweichtem Erdreich, und aufgeregte Menschen laufen über mich hinweg. Das Unvorstellbare ist eingetroffen: Es fallen Bomben auf Hamburg!

In meinem Traumtagebuch vom nächsten Tag steht zu lesen, es sei kein Wunder, daß ich die Bomben auf Hamburg gesehen hätte. Ich war noch spätabends nach einer ärgerlichen und aufreibenden Probe des revolutionären Stückes des Polen Gombrowicz mit dem bewußt irreführenden Titel *Operette*, das im letzten Akt in einer Weltuntergangsstimmung im Donner der Revolution endet, durch die immer noch zum Teil unbebauten Stadtteile von Rothenburgsort und Hammerbrook gefahren. Es waren die vom Bombenterror im Kriegsjahr 1943 am schlimmsten heimgesuchten Gebiete Hamburgs mit den meisten Menschenverlusten, durch die ich damals, kurz nach den Angriffen, mit meinem Mann gegangen war.

An diese schicksalsschwere Zeit und unsere tiefe Erschütterung in jenen Tagen, da alles in Schutt und Asche fiel, dachte ich bei meiner nächtlichen Fahrt. Wir waren damals durch die kilometerweiten Trümmerfelder gegangen, in denen alles Leben ausgelöscht war. Nur rechts und links

Kreuze und ab und zu ein Blumenstrauß auf den bis auf die Grundmauern zerstörten Häuserleichen.
Die Gedanken an all das Elend, das über unsere Stadt hereingebrochen war, und das Beschäftigen mit der in Flammen aufgehenden Revolutionsszene des eben noch geprobten Schlußaktes in *Operette* waren zunächst natürlich die Auslöser für den Bombentraum und zugleich bedrückende Vorschau.
Drei Wochen nach dem Traum brach eine Bombenwelle über die Bundesrepublik herein, die die Wochenzeitschrift *Die Zeit* unter dem Titel *Die Saat der Gewalt* das »Abrutschen der Linksradikalen in den Terrorismus« nannte. Am 12. Mai wollten »Stadtguerilleros« das Amerikahaus in Hamburg in die Luft jagen. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden wurden im Land vier Bombenattentate verübt, so im Augsburger Polizeipräsidium, im Münchner Landeskriminalamt und in einem US-Kasino in Frankfurt.
Am 19. Mai jedoch explodierten wohl erst meine Traumbomben über Hamburg und erschütterten das Hochhaus des Axel-Springer-Verlages, dessen Silhouette ich in Flammen gesehen hatte. Die Explosion von zwei Bomben löste Großalarm bei Polizei und Feuerwehr aus. Der große Gebäudekomplex des Verlagshauses, in dem zum Zeitpunkt der Explosionen mehr als dreitausend Menschen arbeiteten, die sich in unmittelbarer Lebensgefahr befanden und von denen sechzehn verletzt wurden, wurde sofort geräumt.
Ich hatte mich im Traum mit den in Panik fliehenden und sich zu Boden werfenden Angestellten identifiziert. Mein Traumtext deckte sich fast wörtlich mit den Zeitungsmeldungen: »Das ganze Gebäude erbebte, es regnete Trümmer und Splitter . . ., die Feuerwehr war bereits dabei, erste Hilfe zu leisten. Die Räume waren verwüstet, Decken eingestürzt, Wände eingedrückt. Aus geborstenen Rohren schoß Wasser, vermischte sich mit Mörtelstaub zu schmutzigem Brei.«
Nach dem Anschlag auf das Hamburger Springerhaus überschlugen sich die Meldungen von weiteren Bombendrohungen in Bremen, Hannover, Karlsruhe, Heidelberg und Braunschweig. Eine Fahndung ohne Beispiel setzte ein, rund 150000 Polizisten suchten die Bombenleger in allen Teilen der Bundesrepublik.
Viele Leser mögen mir entgegenhalten, es sei kein Wunder, daß ich von Bomben träume, wenn ich vor dem Schlafengehen durch bombenzerstörte Gegenden fahre, intensiv an die Bombennächte denke und von der Probe eines Revolutionsstücks komme. Ich meine dagegen: So funktioniert erfahrungsgemäß der Traummechanismus. Er bedient sich eben gerade dieses Aufhängers, um zukünftige Bombeneinschläge vorauszusehen. Schon oft fuhr ich durch diese Gegend, oft dachte ich an die Bombennächte, und doch hatte ich seit Kriegsende nie mehr wieder von Bomben geträumt.

War der vorhergehende Traum von den »Bomben auf Hamburg« so wirklichkeitstreu, wie ein Traum im äußersten Fall nur sein kann und packte das Thema direkt an, so griff der nun folgende wieder tief in die »Theaterkiste«. Trotzdem ist sein politischer Aspekt, auch für den der Traumarbeit Fernstehenden, sehr deutlich.
Traum 2394 vom 2. Mai 1973
Ich sitze im Zuschauerraum eines großen Amphitheaters. Eigenartigerweise unter fast nur Männern. An den Pulten auf der Bühne erkenne ich zwischendrin, daß es gar kein Theater ist, sondern vielleicht der Bonner Plenarsaal. Eine germanisch aussehende Blondine sitzt hoch über dem Auditorium. Es könnte Frau Renger sein, die Bundestagspräsidentin. Doch jetzt geht der Vorhang zu. Erregte Debatten über irgendeine Korruption, die aufgedeckt wurde. Als der Vorhang sich wieder hebt, ist eine richtige Bühne mit einem Wald aufgebaut. In der rechten Ecke kniet ein Mann. Ein anderer, bullig aussehender kommt aus der entgegengesetzten Kulisse herausgeschlichen und tötet mit einem Speer von hinten den Knienden. Der Dicke hat die Züge von Franz Josef Strauß, wie überhaupt die Szene immer wieder von der Bühne in den Plenarsaal wechselt. Tumult im Parkett. Nun erkenne ich einige Abgeordnete und Minister, Wehner, Scheel, Katzer. Brandt ist nicht auf seinem Platz. Es heißt, er sei in Amerika.
Die Szene wechselt. Ein großes romanisches Portal, davor aufgebahrt Wolfgang als Siegfried. Nun erst merke ich, daß ich die ganze Zeit schon in Hebbels »Nibelungen« bin, daß der bullige Mann Hagen Tronje war, der Siegfried tötete. Dessen Frau Kriemhild kommt herein und stürzt sich, aufgelöst vor Schmerz, auf den aufgebahrten, blutenden Siegfried. Doch plötzlich hebt dieser seine Arme und schlingt sie um seine Kriemhild. Steht auf und geht unter dem Jubel der Anwesenden mit ihr in die rechte Kulisse ab. Der Vorhang fällt. Ende der Vorstellung.
Reporter laufen umher, Abgeordnete diskutieren aufgeregt in den Gängen. Wolfgang erscheint im Vordergrund, noch als Siegfried verkleidet, und nimmt die Glückwünsche der Umstehenden entgegen.
Etwas hilflos stand ich anderntags vor den dramatischen Szenen, die da nächtlings durch meine Traumpsyche gegeistert waren. Daß ich den Plenarsaal geträumt hatte, in dem es immer mehr oder weniger turbulent zugeht, erschien mir nicht weiter verwunderlich, sieht man doch sehr oft erregte Debatten unserer Politiker im Fernsehen. Daß der Bundeskanzler fehlte, war auch verständlich. Wir hatten am Abend über Satellit eine Sendung gesehen, die Brandt als Gast bei Richard Nixon in den USA zeigte, und empfanden es als peinlich, daß gerade zu dieser Zeit drüben der ungeheuerliche Watergate-Skandal aufgerollt wurde, der noch monatelang die Weltöffentlichkeit erregen sollte.
Über mein Nibelungendrama aber wußte ich in meinem morgendlichen Kommentar nur zu berichten, daß Wolfgang im Kriegsjahr 1943 den Siegfried gespielt hatte. Der Szenenablauf war in den *Nibelungen* der

gleiche wie der im Traum: Siegfried kniete damals an der Quelle im Bühnenwald auf der rechten Seite und wurde meuchlings von Hagen Tronje ermordet. Die nächste Szene spielte – und das brauche ich keinem Kenner des *Nibelungenliedes* zu erzählen – vor dem romanischen Portal des Domes zu Worms, vor dem der tote Siegfried aufgebahrt lag. Auch daß Kriemhild über seiner Leiche zusammenbricht und Hagen als Mörder entlarvt wird, entspricht der Sage. Was dann aber kam, war keineswegs mehr Sage! Es wurde acht Tage nach dem Traum in übertragenem Sinn nüchternste Wirklichkeit. Der Traum hatte längst vergessene Theatereindrücke mit brandaktuellen Entscheidungen sehr realer Politiker auf der »Bonner Szene« vorausschauend verwoben.

Am 10. Mai brachte die gesamte deutsche Presse die Sensationsmeldung: »Bonn. Rücktritt des CDU/CSU-Fraktionschefs. Kapitulierte Barzel vor F. J. Strauß? Nach dem gestrigen überraschenden Rücktritt von Rainer Barzel als Chef der CDU/CSU-Bundestagsfraktion spricht man in Bonn von einem vorbereiteten Schachzug einer Anti-Barzel-Fraktion innerhalb der Union. In den Reihen der Regierungskoalition ist man überzeugt, daß Barzel endgültig vor Franz Josef Strauß kapituliert hat. Barzel hatte sich für die Zustimmung zum UNO-Beitritt der Bundesrepublik stark gemacht und war bei der Abstimmung in seiner eigenen Fraktion unterlegen . . .«

An anderer Stelle las man: ». . . Das Ende der politischen Laufbahn Rainer Barzels war ein Sturz aus den Wolken. F. J. Strauß hatte ihn sorgfältig in Sicherheit gewiegt und erst dann zugeschlagen, als Barzel sich schon über dem Berg glaubte. Er hatte in den letzten Wochen nur auf dem Grundvertrag mit der DDR herumgehackt, aber nicht erkennen lassen, daß er Barzel beim UN-Beitritt ein Bein stellen wollte . . . Das Stundenbuch der dann lawinenartig einsetzenden Krise liest sich wie das Drehbuch einer Verschwörung. Die Falle schnappte leise zu . . .«

Eine Karikatur in der Münchner *Abendzeitung* zeigte Barzel im Vordergrund, hinter ihm stehend als vermummter Tod mit Sense Franz Josef Strauß, der ihn mit der Knochenhand umschlang.

Den Rest erzählt der Traum. Als Barzel seinen Rücktritt erklärte, spielten sich im Saal tumultartige Szenen ab. Abgeordnete, engste Mitarbeiter, Freunde und eine Journalistenmeute umdrängten, bestürmten, beschimpften oder beglückwünschten ihn. Die *Abendzeitung* berichtete: »Am Ende seiner Karriere war er der moralische Sieger . . . Wenig später fährt er nach Hause zu seiner Frau Kriemhild, die ihn voll unterstützt. ›Ich bin stolz auf meinen Mann!‹ sagte sie in einem Gespräch mit der Zeitung . . . Bonn hatte seine Sensation. Freilich eine, die sich in Etappen ankündigte. Barzel selbst hat nach eigenen Worten bereits mehrfach mit Rücktrittsgedanken gespielt.«

So ziehe ich auch keinen Augenblick in Zweifel, daß diese Sensationsmeldung aus heiterem Himmel in Wirklichkeit keine Präkognition war, sondern Telepathie. Denn sowohl die Rücktrittsgedanken Barzels als auch die Abschußabsichten des Gegners standen acht Tage vor dem Platzen der Bombe im Bundestag bereits fest. Ich brauchte sie nach bewährter Traummanier nur »anzuzapfen«. Aber die Parallelen zum »Meuchelmord« an Barzel-»Siegfried« durch Strauß-»Hagen Tronje« und zu der treuen Gemahlin »Kriemhild« sind so frappierend, daß es beinahe selbstverständlich erscheint, daß der Traum den Bonner Plenarsaal und die Schauspielszenen aus den *Nibelungen* vermischte.

Datengenaue Träume

Zu der Überzeugung, daß sich Träume häufig am selben Tag im nächsten Jahr oder einige Jahre später erfüllen, kam ich durch einen Zufall. Ich blätterte am Tag eines einschneidenden Erlebnisses – ich weiß heute nicht mehr, war es eine schicksalhafte Begegnung, ein neues Engagement oder der Tod eines Freundes – in meinem Traumjournal und fand unter demselben Datum, nur einige Jahre früher, die Aufzeichnung des vorausgeträumten Ereignisses.

Bei dem Traum, der nun zur Sprache kommen wird, sind, wie fast immer, Aufhänger und Tagesrest von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Aufhänger war, wie sich Jahre später erst herausstellen sollte, eine Einladung zu einer Tagung der »Akademie der darstellenden Künste« in Frankfurt/Main, verbunden mit einer Festaufführung von Shakespeares *Coriolan* am 13. Oktober 1962.

Wichtigste Tagesreste waren – auch hier wurden mir die Kausalzusammenhänge erst viel später klar – ein Brief von Andrea aus Hamburg, wo sie als blutjunge Elevin bei Gustaf Gründgens am Schauspielhaus ihr erstes Bühnenjahr absolvierte, und unmittelbar vor dem Schlafengehen das Betrachten des Fernsehfilms *Seelenwanderung*, worin Wolfgang Reichmann eine Hauptrolle spielte.

Wie wichtig gerade in diesem Fall Auslöser und Tagesanknüpfungen bei der vier Jahre später erfolgten Entdeckung der Traumerfüllung waren, wußte ich zur Zeit des Traumes natürlich noch nicht. Aus diesem Grund kann man nach dem Aufwachen nicht pedantisch genug beim Notieren von Bezügen aus der jeweiligen Lebenssituation vorgehen. Sie helfen später beim Zusammenfügen des »Puzzles«, aus dem Traum und Erfüllung bestehen.

Andreas Brief aus Hamburg war also am 2. Oktober 1962 bei mir in Bayern angekommen. In der Nacht hatte ich folgenden Traum:

Traum 1229 vom 2. Oktober 1962

Ich mache mit einem Karren eine wichtige Fahrt vom Züricher Hauptbahnhof durch die Bahnhofstraße. Es ist 16 Uhr 20, und ich muß dringend in einem großen Gebäude ankommen, obwohl ich nur Publikum sein werde. Eine Zweizimmerwohnung spielt noch eine wesentliche Rolle und viele Theatergespräche um Andrea.

Wieso der Traum ausgerechnet auf Zürich kam, war mir schleierhaft. Ich kannte diese Stadt sehr flüchtig aus den allerersten Nachkriegsjahren 1946/47. Freunde von uns hatten dort gelebt und uns durch Nahrungsmittelsendungen nach Freiburg, in die französische Besatzungszone, regelrecht am Leben erhalten.

Natürlich gab es noch weitere, für mich bedeutsame Traumelemente. Vor allem was den »Karren« betraf, an den man mir fuhr, um mich zur Umkehr zu bewegen. Ich münzte dies damals auf das Fernsehspiel *Seelenwanderung*, worin Hanns Lothar mit seinem Karren ans Auto von Wolfgang Reichmann heranfuhr, um ihm seine verkaufte Seele wiederzugeben.

Am 2. Oktober 1966, auf den Tag genau vier Jahre nach dem Traum, fuhr ich, vom Hauptbahnhof kommend, mit der Straßenbahn (dem Karren) die Züricher Bahnhofstraße entlang. Andrea war – nach einem dreijährigen Engagement in Heidelberg – seit Mitte August 1966 am Züricher Schauspielhaus verpflichtet, und ich sollte sie dort in ihrer Antrittsrolle, der Viola in Shakespeares *Was ihr wollt*, in einer Nachmittagsvorstellung erleben. Es war bereits 16 Uhr 20, und ich hatte es sehr eilig, denn wenn ich auch, wie geträumt, »nur Publikum« war, so hatte das Ereignis für mich große Bedeutung. (Im Traum: »Eine wichtige Fahrt.«) Um 16 Uhr 30 begann die Vorstellung. Am *2. Oktober 1962* sah ich also Ort und Zeit voraus, nämlich 16 Uhr 20 in der Züricher Bahnhofstraße. Andrea und auch ihre Zweizimmerwohnung mit Kammer, die sie später in Zürich hatte, wurden im Traumtext erwähnt. Vier Jahre später, am *2. Oktober 1966*, traf der Traum bis ins kleinste Detail ein. Sogar die Nachmittagsvorstellung bewahrheitete sich, was ungewöhnlich ist, denn außer in einem Weihnachtsmärchen in Heidelberg sah ich Andrea nur in Abendvorstellungen.

Um etwaige Einwände zu entkräften, sei hier zuerst erwähnt, daß es sich nicht um »Erfüllungszwang« handeln konnte. Erfüllungszwang liegt vor, wenn man im Leben Dinge nachvollzieht, *weil* man sie geträumt hat. Die Entscheidung, besagte Nachmittagsvorstellung zu besuchen, lag absolut nicht in meiner Hand. Ich hatte damals nur wenig Zeit, von Ende September bis Anfang Oktober, um Andrea beim Einrichten ihrer Züricher Wohnung zu helfen, und eine andere Möglichkeit, sie auf der Bühne zu sehen, außer an jenem 2. Oktober, gab es einfach nicht. Es war uns beiden übrigens gar nicht so recht, denn wer spielt schon gern nachmittags oder geht gern zu dieser Stunde ins Theater? Außerdem fand ich den Traum, den ich wie die meisten restlos vergessen hatte, erst am 27. Januar 1967 wieder, beim Durchblättern meines Materials im Freiburger Institut.

Dem theaterfremden Leser sei gesagt: Es ist unmöglich, einer blutjungen Anfängerin, die Andrea 1962 noch war, vier Jahre im voraus einen solchen Glückstreffer, wie es das Züricher Schauspielhaus für einen Schauspieler bedeutet, zu prophezeien. Damals wußte sie noch nicht einmal, daß sie 1963 nach Heidelberg engagiert werden würde.

Aber wie kam es nun zur Auslösung jenes knappen, präzisen Traumteils, das Tag, Stunde, Ort und Zweck der »Karrenfahrt« durch Zürich so genau vorskizzierte? Heute, im Jahr 1973, noch mehr als 1967 sind mir die Kausalzusammenhänge völlig klar.
Auslöser waren also die Lektüre von Andreas Brief am 2. Oktober, die Einladung zur Frankfurter Theatertagung, die am 1. Oktober abgesandt wurde und die ich am 3. Oktober erhielt, und das Fernsehspiel *Seelenwanderung* vom Vorabend. Wie man sieht, war dies eine Anhäufung von Traumauslösern, die meist, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, zu handfesten Präkognitionen führen.
Den Ausschlag gab meiner Ansicht nach das Auftreten von Persönlichkeiten, die alle im Laufe der Jahre in Andreas Leben traten und die ich alle an jenem Abend in Frankfurt kennenlernte. Es handelte sich, wie Professor Bender es in unserer Exploration vom 27. Januar 1967 ausdrückte, um »eine Reihe zeitlich auseinanderliegender Inhalte, die miteinander verschmelzen«.
Daher gehört der Traum auch in die Kategorie der sich etappenweise erfüllenden Träume, der »fraktionierten Erfüllung im paranormalen Sinn«.
Der wichtigste Auslöser war Wolfgang Reichmann, der Hauptdarsteller in *Seelenwanderung*, den ich am Abend des Traumes auf dem Bildschirm sah. Er war Mitglied des Züricher Schauspielhauses und wurde Partner von Andrea in dominierenden Rollen in den Jahren 1966 bis 1969.
Wahrscheinlich löste schon der Plan, mir in Frankfurt einen Shakespeare anzusehen, diese Präkognition aus, weil Andrea vier Jahre später ebenfalls mit einem Shakespeare-Stück ihren Züricher Triumphzug beginnen sollte – zu dem ich im Traum durch die Bahnhofstraße fuhr.
Die Hauptrolle der Frankfurter Festaufführung, den Coriolan, spielte Hans Korte. Zwei Jahre später gastierte er von Frankfurt aus in Heidelberg und spielte mit Andrea in einem Stück zusammen.
Ein weiterer Gast beim Frankfurter Treffen war der Bühnenbildner des Züricher Schauspielhauses.
Der Präsident der »Akademie der darstellenden Künste« war der damalige Generalintendant der Frankfurter Städtischen Bühnen, Harry Buckwitz. Er wurde 1971 Direktor des Schauspielhauses Zürich und holte Andrea im Februar 1973, nachdem sie am Hamburger Schauspielhaus und am Thaliatheater große Erfolge gefeiert hatte, nach Zürich zurück.
Bei einem festlichen Zusammensein nach der *Coriolan*-Aufführung in Frankfurt am 13. Oktober 1962 lernte ich somit allein drei der zukünftigen Kollegen von Andrea kennen: den Partner Korte, den Bühnenbildner und den Intendanten.

Der folgende Traum löste wieder einmal eine Reihe von Präkognitionen aus.

Traum 1104 vom 8. August 1961
Andrea und ich sind in einer kleinen Privatmaschine zu einem Flug eingeladen. Wir schweben dicht an einem Hang entlang über tropische Vegetation, unter uns wunderschöne, südliche Bäume. Dann finden wir in einem dunklen Hochwald eine ungeahnte Menge edelster Pilze: Maronen, Stein- und Birkenpilze. Es sind so viele, daß wir nicht wissen, wohin damit. Andrea sammelt Ziegelsteine, die sie für irgend etwas benötigt. Sie darf sie aber nicht mitnehmen, weil dann die Maschine überbelastet wäre.
Der Traum sagte mir zunächst gar nichts. Andrea war Schauspielstudentin in München, und ich spielte gerade mit Isabel in Peter Ahrweilers »Kleiner Komödie« in Hamburg ein sommerliches Lustspiel.
Wenn man nach einem Traumaufhänger suchen würde, so wäre es höchstens der Umstand, daß Ahrweiler eine Privatmaschine besaß und Isabel sich in einem Winkel ihres Herzens wünschte, er würde sie einmal nach Helgoland fliegen, wohin ihre Schwestern Andrea und Angelika gerade zum Zelten in die Ferien starteten. Es kam natürlich nie dazu. Weit und breit gab es während unseres Hamburger Engagements weder die Gelegenheit, mit einem Privatflugzeug zu fliegen, noch tropische Gegenden oder auch nur Pilze in dunklen Hochwäldern.
Genau ein Jahr später, am 8. August 1962, bestieg ich zum ersten Mal in meinem Leben die kleine viersitzige Sportmaschine meines Freundes Ernst L. Er hatte mich in der Frühe aus Düsseldorf angerufen und gefragt, ob ich mich schnell entschließen könne, mit ihm nach Norderney zu fliegen. Er würde in diesem Fall in Hamburg zwischenlanden. Es waren ohnehin gerade Ferien, und ich sagte hocherfreut zu.
Der kurze, schwankende Flug, dicht über dem grün-gelben Teppich der Felder und Wiesen Oldenburgs, übers Watt bis hin zur Nordsee mit einer Schleife über die Insel Norderney, in dem himmelblau ausgeschlagenen winzigen Salon mit bequemen Fauteuils, mit erfrischenden Drinks und dem lustig plaudernden Piloten vor uns – Weser und Marsch, Wolkentupfer, große Schiffe und kleine Schafe zogen unter uns vorbei –, das alles war für mich ein noch nie erlebtes und gleichzeitig urgemütliches Vergnügen.
Andrea verbrachte gerade ihren wohlverdienten Urlaub auf Norderney. Als sie erfuhr, daß Ernsts Maschine noch am selben Tag zurückstarten würde, erbat sie sich schnell die Erlaubnis, mit dem von mir in heitersten Farben geschilderten schnittigen Vogel bis Hamburg mitfliegen zu dürfen. Es war der erste Flug ihres Lebens. (Wie sie mir später berichtete, hatte sie einen Mordsspaß, weil sie einen mitfliegenden Hamburger Bankier nebst Frau in Angst und Schrecken versetzte, als sie in ihrem Übermut den Piloten »becircte«, sie einmal an den Steuerknüppel zu lassen, und diesen dann in allzu raschem Wechsel auf und ab zog.)
Soweit hatte sich also unser beider »Jungfernflug« in einer Privatmaschine an ein und demselben Tag erfüllt. Doch dieser Umstand genügt nicht für die komplette Erfüllung eines Traumes, der immerhin noch einige befrem-

dende Merkmale aufwies. Denn man kann bei einem Flug über allernördlichste deutsche Lande mit größter Phantasie nicht von tropischen Urwäldern oder dunklen europäischen Pilzreservaten sprechen. Nach meiner Erfahrung bewahrheitet sich jedoch ein ausgefallener Traum meistens auch noch in allen seinen übrigen Einzelheiten.

Traum und Flug waren längst vergessen. Man schrieb das Jahr 1966. Da gab es – wieder an einem 8. August – die nächste Erfüllung. Ich verbrachte die Sommerferien auf unserem alten Familienbesitz, Schloß Weißenstein in Ost-Tirol. Für den Abend erwartete ich Andrea, die aus ihrem Urlaub aus Italien kam und mit mir in wenigen Tagen weiter nach Zürich in ihr neues Engagement fahren wollte. Am Vormittag schloß ich mich aber noch meiner Cousine Iva und ihrem Mann Carlo an, die einen Ausflug in die traumhaften Tannen- und Lärchenwälder der Umgebung unternahmen. Nach kurzer Wanderung mußten wir Dirndlschürzen, Herren- und Damenhemden, Plastik-Picknicktüten, Strohhüte und Rucksäcke opfern, um der Fülle von Pilzen – und zwar genau der geträumten edlen Sorten: Maronen, Stein- und Birkenschwammerln – Herr zu werden. Es wuchsen so viele Pilze in diesen Wäldern, wie ich es weder vorher noch jemals nachher wieder gesehen habe. Wir schleppten uns schwankend unter der Pilzlast nach Hause, verteilten, trockneten und schmorten die reiche Ausbeute unseres Spaziergangs. Am Abend aß die eben angekommene Andrea gleich mir viel zu reichlich von der allzu üppigen Pilzmahlzeit.

So folgte auf unseren Jungfernflug am 8. August 1962 nach fünf Jahren als nächste Traumerfüllung das gemeinsame Pilzerlebnis am 8. August 1966. Und nun gab es nur noch eine Ungereimtheit aus dem Traum vom 8. August 1961. Es waren die tropischen Wälder, über die wir in niederer Höhe geschwebt waren. Nun muß man wissen, daß wir bis zu jenem Privatflug noch nie ein solches Flugzeug von innen gesehen hatten und meine Träume nur derartige affektbesetzte Situationen vorahnend aufgreifen.

Es ergab sich im August 1967, ein Jahr nach dem Pilzsommer und sechs Jahre nach dem Traum, daß Andrea zum zweiten Mal in ihrem Leben eine kleine viersitzige Sportmaschine erkletterte. (Es wäre zu schön, wenn ich behaupten könnte, es wäre wieder der 8. August gewesen. Aber die Beteiligten wissen leider das Datum nicht mehr genau, weil sie nicht wie ich ein so pedantisches Tagebuch führen!) Es war in ihrem ersten Afrikaurlaub, den sie mit ihrem Freund Kurt B. von Zürich aus in Malindi, Kenia, verbrachte. Sie berichtete ebenso emphatisch, wie sie das schon bei ihrem Norderney-Flug tat, von der Sensation des Schwebens über dem Urwald auf einem Safari-Flug in die Serengeti, »dicht am Hang des Ngoro-Ngoro-Kraters herunter«, zu dem stolzen Stamm der Massai, über dem Tsavopark und nach Tansania und Uganda.

Doch was hatte *ich* nun wieder mit dem Flug zu tun? Ich fragte mich das, obwohl ich mich ja oft mit meinen Kindern im Traum identifiziere und es mit den bisherigen Erfüllungen hätte bewenden lassen können. Aber in diesem Fall war ich bis zum vierten und letzten Punkt des Traumgeschehens mit Andrea »verkoppelt«.

1970 luden Andrea und Kurt mich spontan nach Malindi am Indischen Ozean ein. Er mußte wegen eines Engagements nach Düsseldorf seine Reise kurzfristig annullieren und schenkte sie mir. In Kenia erlebte ich dann zum ersten Mal in meinem Leben die Sensation des Fliegens dicht über tropischen Baumkronen, über dem gewaltigen Baobab, dem Affenbrotbaum, über Sisal und Zedern von pittoresker Schönheit. Nun glitt auch ich von den Höhen des Tsavoparks hinunter über Savanne und Sabakiriver. Im Hintergrund der gewaltige Kilimandscharo. Dicht unter uns flüchtende Zebras und Giraffen, Elefanten und Büffelherden und die elegant springenden Impala-Antilopen.

Blieben somit noch, der Vollständigkeit halber, die zwar nicht hierher gehörenden, aber im Traum immerhin enthaltenen Ziegelsteine zu erwähnen. Auf Andreas und meiner Fahrt nach Zürich im August 1966 – wir hatten gerade unsere reichliche Tiroler Pilzmahlzeit hinter uns – »klaute« Andrea unterwegs frech einen Riesenstapel Ziegelsteine, weil sie in ihrer neuerstandenen Züricher Wohnung außer einem Bett, zwei Stühlen und unzähligen Brettern sonst noch keinen Einrichtungsgegenstand besaß. Mittels der aufgestapelten Steine und darübergelegter Bretter fertigte sie geschickt Bücherborde, Telefon-, Radio- und Nachttischchen.

Im Traum durfte sie aber die Steine wegen des Übergewichts nicht mitnehmen! Auch hierfür gibt es eine Erklärung! Bei unserem Afrika-Flug von Mombasa zurück in die europäische Heimat wurden alle Passagiere stundenlang auf dem Flughafen zurückgehalten, weil das Reisegepäck Übergewicht hatte. Wir mußten die Koffer von überflüssigem Ballast befreien. Die gestrenge Fluggesellschaft versprach uns, Souvenirs und persönliche Habe später nachzuschicken, was sie dann auch tat.

All dies war ja bereits in meinem Flugtraum um Andrea, um Pilz- und Tropenwälder und um die Ziegelsteine enthalten. Mit Reihenfolge und Logik nimmt es der Traum nie sehr genau. Doch seine Details hatten sich schön säuberlich erfüllt.

Ortsgenaue Träume

Jeder von uns ist schon einmal in Gegenden gewesen, die er plötzlich wiedererkannte, weil er sie geträumt zu haben glaubte. Der Wissenschaftler nennt diesen Zustand »Déja vu« und spricht von Bewußtseinsspaltung, von einem blitzartigen »Neben-sich-Stehen«, also von einer Art Sinnestäuschung. Wie aber, wenn man nicht nur den geträumten Ort wiedererkennt, sondern auch voraussagen kann (einmal fiktiv gesprochen): »Jetzt kommt gleich dein alter Freund X mit einem Hund an der Leine um die nächste Straßenecke und wird dir vom Tod seiner Frau erzählen.« Wenn das dann alles völlig unverhofft eintrifft, sollte man annehmen, daß hier wohl keine Sinnestäuschung vorliegt. Denn das Erscheinen des Freundes tritt ja erst Minuten später ein als das »Wiedererkennen« der nie zuvor gesehenen Gegend.

Ich habe in meinem Leben viele mir bis dahin unbekannte Landschaften und vor allem Städte vorausgeträumt, und sie waren mir dann auch – einmal dort angekommen – ganz vertraut. Nun ist es aber wenig sinnvoll und für den Leser nicht interessant genug, an dieser Stelle Städte, Seebäder oder fremde Länder aufzuzählen, die ich im Traum voraussah und dann kennenlernte (ich zeichnete sie meistens unmittelbar nach dem Erwachen und fotografierte sie dann später), wenn sich nicht gleichzeitig markante Dinge dort ereigneten, wie das in einem besonders gut dokumentierten Traum vom Dezember 1958 der Fall war. Besonders gut dokumentiert deswegen, weil ich damals noch weniger Hemmungen hatte und sogar zu ganz fremden Leuten ging, um mir alle wesentlichen Punkte schriftlich bestätigen zu lassen.

Traum 871 vom 31. Dezember 1958

Ich sitze auf der Dachterrasse eines schönen Hotels, einem Schiffsdeck sehr ähnlich, in Gluthitze, habe aber trotzdem meine Wolljacke an. Inmitten lauter reicher Leute sitze ich mit einem Freund, einem Architekten, der das Modell seines Hauses dabei hat. Es ist ein jüngerer Mann, mit dem ich dann plötzlich an einem Tisch in der Nähe eines unheimlich dampfenden Wassers sitze. Bei einem Meßgerät, das aber nicht funktioniert, weil die Luftfeuchtigkeit zu sehr schwankt. Ich bin sehr aufgekratzt in dieser größeren Gesellschaft – darunter einige Amerikaner –, so daß ich nach Art eines Herbergskomikers einiges zum Besten gebe, worüber sich auch die Leute an den Nebentischen amüsieren. Dann aber wenden sich alle, auch mein junger Freund, der eine blonde hübsche Frau hat, ihren ernsthafteren Bindungen zu, was mich mehr trifft, als ich zugeben will. Trotzdem gehe ich mit einem Witz darüber hinweg. In Slalomschwüngen rutsche ich nun vergnügt über die roten Kokosläufer meines Hotels die Treppen hinunter und futtere mitgebrachtes Obst und Hühnerfleisch. Dann gehe ich bergab über steile Treppen und durch enge Gassen, die mich an Baden-Baden erinnern, zur Hauptstraße in den Ort. Ich habe einen von meinem Freund geliehenen französischen Wagen dabei und lande plötzlich in einer Einbahnstraße an der Kirche. Davor ein Polizist, den ich nach dem Postamt frage, um mein unvorschriftsmäßiges Fahren etwas zu vertuschen. Er zeigt mir freundlich die Post in unmittelbarer Nähe der Kirche, und wir haben ein angeregtes Gespräch. Als ich in umgekehrter Richtung weiterfahren will, streikt mein französisches Auto. Da ist plötzlich der junge Architektenfreund zur Stelle und zeigt mir den komplizierten Mechanismus und wie ich den Wagen wieder flott bekomme. Dann aber verläßt er mich endgültig, und ich habe einen Freund verloren.

Soweit der Traum, der, wie ich schon beim Erwachen annahm, eine Vorschau auf Badgastein war, das ich überhaupt nicht kannte. Mein fünfundsiebzigjähriger Freund Erich L., Architekt von Beruf, hatte mich für Januar/Februar zu einem gemeinsamen Kuraufenthalt dorthin eingeladen. Auch er war noch nie in Gastein gewesen, so daß ich von ihm die diversen Plätze und auch unser Hotel, den »Salzburger Hof«, nicht »abzapfen« konnte. Mein Unterbewußtsein hatte sich eben wieder einmal nach altbewährtem Muster auf diesen Kurort eingestellt und die verschiedenen Eindrücke von irgendeinem Gasteiner telepathisch empfangen.

Die Skeptiker unter den Lesern werden mir entgegenhalten: »Daß Gastein bergig gebaut ist und als Kurort etwas an Baden-Baden erinnert, weiß wohl jeder. Und über Amerikaner stolpert man da wie überall in Österreich und lernt den einen oder anderen höchstwahrscheinlich auch kennen.« Das ist richtig. Aber wie das mit meinen telepathisch-präkognitiven Träumen nun mal ist: es traf auch alles andere ein, und zwar für mich unerwartete, teils unbedeutende und teils recht einschneidende Erlebnisse. Zuerst einmal wußte ich weder, wie unser Hotel sein würde, noch wo es lag. Nun, es *hatte* eine Dachterrasse, die wie ein Schiffsdeck wirkte. Auf keinem der anderen Hotels, die alle Giebeldächer hatten, konnte ich eine solche Terrasse entdecken. Auf ihr saßen wir oft in brütender Sonne, doch mußte ich immer eine Wolljacke anziehen, weil die Winde ziemlich eisig von den Bergen herunterkamen – sicher ein ganz unwichtiges Detail, ebenso wie die Tatsache, daß das Hotel tatsächlich rote Kokosläufer in den Gängen und auf den Treppen hatte, die ich, statt den Lift zu benutzen, als tägliches Skitraining »hinunterwedelte«. Denn neben der recht anstrengenden radioaktiven Badekur fuhr ich auch noch jeden zweiten Tag auf den Stubnerkogel oder den Graukogel zum Skilaufen. Das war am 31. Dezember, zur Zeit des Traumes, noch keineswegs klar, weil es

immer heißt, wenn man eine Kur in Badgastein mache, dürfe man nebenbei nicht Ski laufen. Nun, ich tat es eben. An diesen Tagen bekam ich vom Hotel Picknicktüten mit, die nur Obst und Hühnerfleisch enthielten. Ich dachte an jenem 31. Dezember in Hamburg jedenfalls noch nicht an derlei Urlaubsbeiwerk. Außerdem war dieser Wintersport-Hotelaufenthalt der erste meines Lebens, weil ich sonst immer zum Skilaufen nach Hause in die bayrischen Berge fuhr.

All dies waren auch nur Milieuschilderungen eines rein präkognitiven Traumes. Was sich dann aber im Laufe unseres Urlaubs ereignete, war das fotografisch genau reproduzierte Traumgeschehen.

Wir waren schon seit dem 25. Januar in Gastein. Bisher hatten wir nur viel gefaulenzt und thermalgebadet, und ich hatte allein meine Skitouren auf die beiden Hausberge unternommen. Ab und zu war ich mit Erich vom Hotel aus, das ganz oben im Ort lag (in der Nähe der Seilbahn zum Stubnerkogel), das Hochtal entlanggewandelt – man konnte mit ihm nur noch »wandeln«, da er eine schlimme Arthrose hatte – oder bis zur Eisbahn gebummelt. Das war auch alles. Am 2. Februar, acht Tage nach unserer Ankunft, bat ich ihn, doch mal zu versuchen, mit mir auch die steilen Treppen und Gäßchen in den alten Teil Gasteins hinunterzusteigen, damit ich gleich einen Zeugen dabei hätte, wenn ich die geträumten Stätten hoffentlich finden würde. Den Traum hatte ich ihn vorher lesen lassen.

Ich hatte die Kirche bisher nur unten liegen sehen und wollte wissen, ob es da auch gleich das Postamt und die Einbahnstraße gab und womöglich auch davor den Polizisten. »Mit dem Polizisten wirst du kein Glück haben«, meinte Erich, »nachdem wir die ganzen acht Tage keinen zu Gesicht bekamen. Hier scheint keine Polizei zu existieren. Vielleicht nur in Dorf Gastein unten.« Er begleitete mich also ächzend auf meinem Forschungsausflug. Den Vormittag hatten wir, uns sonnend, zwischen vielen Hotelgästen auf unserem »Schiffsdeck« verbracht. Es dämmerte schon etwas, als wir am dampfenden Wasserfall im Zentrum des alten Gastein anlangten. In einer gigantisch gischtsprühenden Schlucht erfuhren wir von einem Einheimischen, daß hier die Geigerzähler wegen der überstarken Radioaktivität enorm ausschlagen. Das also war mein »Meßgerät bei den dampfenden Wassern«!

Nach einer für Erich mühsamen Kletterei die abkürzenden Stiegen hinunter gelangten wir auf die Hauptstraße. Vor uns lag die Kirche. Das Postamt befand sich gleich schräg gegenüber. Dann gabelte sich die Hauptstraße und führte als Einbahnstraße talwärts, genau wie geträumt. Voll Begeisterung rief ich aus: »Nun fehlt uns nur noch der Polizist!« Erich lächelte ungläubig vor sich hin. Plötzlich sah ich in nebelhaften Umrissen – es war inzwischen schon fast dunkel geworden – eine Gestalt an der Kirche vorbeigehen. Nun wollte ich es wissen, war nicht mehr zu halten und rannte ihr einfach nach. Was sich da aus der Dunkelheit löste – zu dieser Stunde der einzige Fußgänger in dieser Straße –, war ein *Polizist*.

Ich sagte schon: Damals überwog mein Forschergeist noch meine Hemmungen. Ich sprach ihn an, stotterte zwar zuerst eine Entschuldigung, rückte dann aber doch tapfer mit meinem Anliegen als Traumforscherin heraus. Wie ich bald zu meiner Erleichterung feststellte, erwies sich mein Polizist als äußerst interessiert und schleppte mich gleich zu seinen Freunden, dem Schnitzer Schick und dem Schuster Moser, die er ohnehin gerade besuchen wollte und denen er von meinem merkwürdigen Hobby erzählte. Er war der Polizeiinspektor Sebastian Scheth und gab mir bereitwillig die gewünschte schriftliche Bestätigung, daß er Polizist sei und meine Ortsangaben den Tatsachen entsprächen. Inzwischen war auch der verdutzte Erich herbeigehumpelt und bestaunte das in diesem Ort erstmalig gesichtete Objekt meiner Traumerzählung. Hiervon, ferner von unserem »Schiffsdeck«, den »Meßgeräten« am Wasserfall und von dem, was sich am späteren Abend noch zutragen sollte, bekam ich auch von ihm anderntags detaillierte schriftliche Bestätigungen.

Müde von dem Ausflug ging Erich früh zu Bett. Ein Ehepaar, das ich auf der Skipiste kennengelernt hatte, holte mich abends ab. Wir gingen auf einige Schoppen Tiroler ins »Weinstüberl« des Hotels Weismeyer. Dieses liegt nun an den »dampfenden Wassern«, wo die Geigerzähler so stark ausschlagen. Und dann kam alles wie geträumt. Die Gesellschaft war in Hochstimmung. Amerikaner aus meinem Hotel kamen dazu. Ein Klavierspieler klimperte Heimatschnulzen. Zwei Musiker mit Harmonika und Geige gingen von Tisch zu Tisch und animierten die Leute, mitzusingen oder sich Lieder zu bestellen. Nun ist es wirklich nicht meine Art, mich außerberuflich als »Herbergskomiker« zu betätigen. Aber meine neuen Freunde von der Piste ließen nicht locker: Jeder habe nun schon mal gesungen, und ich sei ja schließlich vom »Showgeschäft«. Und weil der Tiroler seine Wirkung tat und die Musikanten, zum Mittrinken aufgefordert, einfach nicht von unserem Tisch wichen, sang ich schließlich ein französisches Chanson, das mir ausnahmsweise auch noch nach mehreren Vierteln lückenlos einfiel.

Zwei junge französisch sprechende Männer kamen an unseren Tisch und zogen dann mit uns auch noch weiter in den »Mozarthof«. Es wurde eine endlose Nacht. Der eine verliebte sich in mich, und mehr, als mir lieb war. Den Rest erzählt der Traum. Wir sahen uns fast täglich im Restaurant beim Wasserfall und machten gemeinsame Skiausflüge. Er war verheiratet, hatte eine hübsche blonde Frau und trug die Pläne seines Hauses mit sich, das er demnächst bauen wollte. *Das* also war mein »junger Architekt«! Schließlich verliebte auch ich mich in ihn. Doch schon bald sahen wir beide ein, daß wir uns verrannt hatten und die ganze Geschichte aussichtslos war. Nur ich fand den Absprung nicht mehr so leicht – er mußte mir dabei helfen.

Soweit der manifeste Trauminhalt und seine Realisierung. Was sich zum latenten Inhalt als Deutung noch anbietet, ist folgendes: Das Auto ist wie

oft in Träumen das »Selbst«, das hier in eine Einbahnstraße gerät, aus der ich alleine nicht mehr herauskam. Außerdem symbolisiert der »geliehene Wagen« wahrscheinlich die »Liebe auf Zeit«. Ich mußte ihn nach zwar geglücktem Rückwärtsmanöver wieder zurückgeben. Bezeichnend für die immer wieder beobachtete Verdichtung in Träumen ist, daß ich das angeregte Gespräch mit dem Gasteiner Polizisten dank seines erstaunlichen Interesses für das Übersinnliche tatsächlich hatte. Aber dies allein wäre nicht wichtig genug. Er verkörperte im Traum gleichzeitig das Gewissen, die höhere Instanz, die da Einhalt gebietet: »Achtung! Einbahnstraße! Bis hierher und nicht weiter!« Ein Zurück war unbedingt erforderlich. Erst der junge Architekt, der im Traum plötzlich zur Stelle war, zeigte mir, wie ich aus der Sackgasse herauskam.
Also auch hier verschlüsselt der Ordnungshüter! (Eine Bestätigung, daß wir nur französisch miteinander sprachen und ich am Abend unserer ersten Begegnung ein französisches Chanson sang, liegt wohlverwahrt in den Akten des Freiburger Instituts.)
Dann trennten wir uns endgültig, und ich hatte einen wirklichen Freund verloren. Mein Humor und letztlich die herrliche Bergwelt halfen mir darüber hinweg – aber es tat mehr weh, als ich mir eingestehen wollte, wie es der Traum so weise voraussah.

Nun ein Traum, der ebenso in die Rubrik etappenweise Erfüllung oder datengenaue Träume passen würde, denn er war an einem 27. geträumt, erfüllte sich in seiner zweiten Etappe an einem 27. desselben Jahres und in der dritten Phase erst sieben Jahre später. Ich will ihn aber vor allem wegen seiner verblüffend genauen Ortsbeschreibung hier einordnen.
Traum 1533 vom 27. März 1965
Der ganze Traum handelt von einer einzigen, endlosen Straßenbahnfahrt aus einer großen Stadt heraus und wieder zurück. Durch trostlose, teils nichtssagende und kleinbürgerliche Gegenden. Ein- oder zweimal muß ich umsteigen. Wir kommen durch flaches Land, die Häuser hören allmählich auf, und die Fahrt endet in einer hübschen kleinen Stadt an einem sanften Höhenzug, worauf als Silhouette gegen den Himmel ein turmartiges Gebäude zu sehen ist. Von einer gewissen Scheußlichkeit. Es sind die Straßenbahnlinien 11 und 5 und auch noch 4 und 6, die ich besteige, die in meiner Richtung fahren oder an mir vorbei. Ich muß denselben Weg auch wieder zurück, wovor mir wegen seiner Länge, gähnenden Langeweile und wohl auch Belanglosigkeit etwas graut.
Ich bin aber auch beruflich in diesem Ort, der hübsche Kuranlagen hat. Ich werde dort Theater spielen und bin mit vielen netten Kollegen zusammen. Ganz offensichtlich habe ich in der mir völlig fremden Gegend ein Theatergastspiel.
Ich konnte mit dem Traum am nächsten Tag nichts anfangen. Eines merkte ich dem Traum jedoch gleich an: Er hatte keinerlei symbolischen

Gehalt, keine Doppelbödigkeit. Ich wußte nur, diese Gegend gibt es irgendwo und ich würde eines Tages dort sein. Noch faulenzte ich gerade mal wieder bei meiner Mutter in Bayern und plante nur, irgendwann in nächster Zeit meinen Freund Heinz O. wenn möglich in der Nähe von Heidelberg zu treffen, wo Andrea engagiert war. Schon allein dieser Plan war, wie sich sehr bald herausstellte, der Aufhänger für eine Präkognition mit großer »Laufzeit«.
Heinz hatte gerade am 26. März (einen Tag vor dem Traum) von seiner Firma den Auftrag erhalten, in die Pfalz zu fahren, und teilte es mir am 2. April telefonisch mit. Er wisse nur noch nicht wohin, doch irgendwo in den Raum Mannheim solle es gehen.
Am 4. April rief mich Andrea an. Sie sei für einen Tag in München, ob ich nicht mit ihr und ihrem Regisseur Hans H. nach Heidelberg zurückfahren wolle. Ich sagte sofort zu, wollte ich doch Heinz am 5. im Raum Mannheim treffen. Wieder ein Telefonat mit ihm. Ich möchte nach Dürkheim kommen, bat er mich. Er könne mich aber aus Zeitmangel nirgends abholen, es wäre gut, wenn ich mit »irgendeinem Verkehrsmittel« angereist käme, was gar nicht so leicht sei, da Dürkheim an keiner großen Bahnstrecke liege.
Ich fuhr also mit den beiden jungen Leuten von München nach Mannheim, wo wir etwas hilflos die Fahrpläne studierten. Doch dann entschlossen sich die beiden, mich die sechsundzwanzig Kilometer bis Dürkheim zu chauffieren. Schon ab Ludwigshafen kam mir die Gegend verdächtig bekannt vor. Es war nämlich haargenau die geträumte: trostlose Vororte, die in flaches Land ausliefen, befahren von den Straßenbahnlinien 4, 5, 6 und von der 11, die die endlosen Kilometer Richtung Dürkheim zuckelte, dem »hübschen Ort mit Kuranlagen«. Triumphierend sah ich die Wägelchen an uns vorbeirattern durch langweiliges Land auf den Höhenzug zu, dessen Gipfel ein Turm zierte, der, wie ich anderntags feststellte, in der Tat scheußlich war.
Ich dachte, den Traum, den ich plastisch vor mir sah, überlistet zu haben. Ich *hätte* diese endlose Fahrt mit der Straßenbahn machen müssen, hätten sich Andrea und ihr Freund nicht erbarmt und mich mit dem Auto hingebracht. Es war, so schien es, lediglich die Gegend mit ihren sie durchquerenden Trambahnen, die ich im Traum gesehen hatte.
Das Wiedersehen mit Heinz war sehr fröhlich. Wir durchschwätzten wunderschöne Stunden bei Pfälzer Weinen und Musik in weinlaubbewachsenen Lokalen. Am nächsten Tag stellte sich wieder das Problem der Rückfahrt. Heinz hatte den ganzen Tag in Bad Dürkheim zu tun. So gedachte ich den Traum ein zweites Mal zu umgehen, indem ich Freunde in Mannheim anrief, die mich mit dem Wagen abholen ließen. Die endlose Straßenbahnfahrt war somit wieder listenreich umgangen – die Bahnen der Linien 4, 5, 6 und 11 verfolgten uns am Wegesrand. Für mich war der Traum eingetroffen. Ich meinte damals noch, er habe mich nur vor einer

öden, endlosen Straßenbahnfahrt warnen wollen, die ich einfach fest entschlossen war, nicht anzutreten. So was gelingt ja dann auch ab und zu. Doch weit gefehlt! Ich sollte noch zweimal – und ich war immerhin in Hamburg zu Hause – in diese Landschaft kommen. Und beim zweiten Mal erwischte es mich dann auch.

Es war am 27. Juli 1965, also auf den Tag genau vier Monate nach dem Traum. Wieder gab es eine Verabredung mit Heinz in Bad Dürkheim. Diesmal trafen wir uns aber in Mannheim und fuhren im Wagen neben dem inzwischen wohlbekannten Verkehrsmittel her. Am nächsten Tag wollte mir Heinz wieder die endlose Straßenbahnfahrt ersparen und mich nach Mannheim bringen.

Doch nun endlich ließ sich der Traum nicht mehr überlisten. In aller Frühe erhielt Heinz einen Telefonanruf von seiner Firma: er möchte sofort zu einer wichtigen Verhandlung nach Neustadt kommen, es wäre keine Zeit zu verlieren. Sechsundzwanzig Kilometer Rückfahrt waren mir sicher! So bestieg ich nun für die vierte Fahrt in der mir inzwischen wohlvertrauten Landschaft die Rhein-Haardt-Bahn mit den bewußten Linien.

Wieder war für diese Präkognition der *Plan* ausschlaggebend, daß man sich irgendwo im »Raum Mannheim« treffen würde. Wo, wußte zur Zeit des Traumes keiner von uns. Aber der Plan allein genügte, die mir bis dahin unbekannte Landschaft, den Turm über dem Kurort am Hang, die große Stadt am Ende der Fahrt (Mannheim) und vor allem sämtliche Straßenbahnnummern präkognitiv anzuzapfen.

Doch in seiner letzten Etappe griff der Traum weit in die Zukunft. Hierfür waren die *Orte* ausschlaggebend, und hier sah er auch die Menschen voraus. Nie hätte ich gedacht, daß ich jemals mit einem Gastspiel in die Rheinpfalz kommen würde. Und doch traf alles dann ein.

Es war im Januar 1972. Ich war mit dem Ensemble des heutigen Hamburger »Ernst-Deutsch-Theaters« auf Tournee, der ersten Tournee, die diese Bühne seit ihrem einundzwanzigjährigen Bestehen unternahm. Nun hatte sich die letzte Traumphase erfüllt, gab es tatsächlich die »berufliche Fahrt mit netten Kollegen in einen hübschen Kurort, um dort Theater zu spielen«. Mit dem Omnibus kamen wir von Mannheim und fuhren – wie könnte es anders sein – an den Linien 4, 5, 6 und 11 vorbei nach Bad Dürkheim, Neustadt und nach Haardt, mit dessen Bähnle ich vor sieben Jahren gefahren war.

Auch um Materielles geht's im Traum

Dieses Thema nimmt in meinen Träumen den allerkleinsten Platz ein, ja, es wird sogar oft verdrängt. Das mag daher kommen, daß meine ganze Lebenseinstellung eine denkbar unmaterielle ist. Doch hin und wieder träume auch ich von materiellen Dingen. Nur habe ich dabei meine ureigensten Symbole: Fische etwa bedeuten Geld. Jeder, der sich mit Traumpsychologie befaßt, behauptet dagegen, der Fisch sei ein ausgesprochenes Sexualsymbol. Ich muß sagen, gerade dafür brauche ich keine Symbole. Da träume ich direkt. Sicher habe ich mir meine Erklärung selbst zurechtgelegt. Aber diese Deutung ist gar nicht so abwegig, spricht man doch auch von einem »Fischzug« oder davon, »einen dicken Fisch an Land zu ziehen«, und meint damit ein ertragreiches Geschäft.

Im Jahr 1954 bot mir der inzwischen verstorbene Direktor des Hamburger »Zimmertheaters«, Helmuth Gmelin, eine sehr schöne Rolle in Kotzebues *Der Rehbock* an. Am nächsten Tag würden wir den Vertrag perfekt machen. Alles war eitel Freude, das Engagement, so schien es, bereits in der Tasche. In der folgenden Nacht träumte ich, ich stände auf einer Brücke und zöge mit der Angel einen schönen, glänzenden Fisch an Land. Als ich ihn aber schon in dem bereitstehenden Eimer hatte und den Haken entfernte, hüpfte er plötzlich hinaus und in hohem Bogen über das Brückengeländer zurück in den Bach.

Meine Familie wunderte sich anderntags ehrlich über meine Niedergeschlagenheit beim Frühstück. Mir war nach diesem Traum einfach klar: Aus der Rolle wird nichts. Man glaubte mir nicht, hielt mich »doch sonst nicht für so pessimistisch«. Ich hätte doch Gmelins Wort. Als bald darauf das Telefon klingelte, war Gmelin am Apparat. Kleinlaut. »Sie müssen tausendmal entschuldigen! Ich hatte vor langer Zeit der Hanne Wieder die Rolle versprochen. Sie besteht auf ihrem Vertrag.« Tableau! Die Rolle war weg. Mein Fisch, den ich schon an der Angel hatte, »fiel ins Wasser«.

Mein Geldsymbol war geboren, und es hält sich hartnäckig durch all die Jahre und Traumgeschichten. Große Fische = großes Geld, kleine Fische = kleines Geld. So einfach ist das ausnahmsweise.

Gleich noch ein weiteres Beispiel sei zur Erhärtung meiner »Fischtheorie« hier angeführt:

Traum 1845 vom 29. Juli 1967
Ich stehe am Ufer eines großen Wassers und sehe einen nicht endenwollenden Fischzug an mir vorbeiziehen. Ich greife hinein und hole mit den Händen vier mittelgroße Fische heraus, wovon ich einen zur Mahlzeit bereiten will.
Soweit der Traum. Ich verlebte gerade mit zwei meiner Familienmitglieder die Sommerferien im Haus eines Freundes. Im Kommentar zu dem Traum heißt es:
Ein Fischschwarm, in den man mit den Händen greifen kann, ist sicher wieder ein Geldsymbol. Wir alle verdienen momentan keinen Pfennig, aber von irgendwoher scheint ein Strom zu kommen, in den man mit »vollen Händen« greift.
Am 31. Juli bekam ich eine Mitteilung der Lotterie-Einnahmestelle Walther Ruge: »Sie haben ein Viertellos von 288 Mark gewonnen.« Aus dem vorbeiziehenden, »nicht endenwollenden Fischzug« von immerhin 14,6 Millionen Mark Gesamtgewinn wahrlich nur ein »mittlerer Fisch«! Es war der erste Lotteriegewinn meines Lebens. Das Kuvert der Benachrichtigung trug den Poststempel vom 28. Juli. Am 29. Juli, dem Tag des Traumes, wird der Brief bei meinem Postamt in Hamburg angekommen sein, von wo aus er in mein Feriendomizil umgeleitet wurde.
Aber der Traum hatte noch einen anderen Aspekt, er war mal wieder doppelbödig. Am 1. August starb unser Freund, in dessen Sommerhaus ich wenige Nächte zuvor den Fischtraum hatte. Nach der Testamentseröffnung erfuhr ich von seinen Verwandten, daß mir der Ertrag eines seiner *vier* Grundstücke an der italienischen Adriaküste gehöre. Auch hier wie beim Lotteriegewinn also ein *Viertel* einer mittleren Summe und ein »kleiner Fisch« angesichts des großen Erbes, das der Freund hinterließ.
Wohl erst die Verdichtung dieser beiden Koinzidenzen hat zu diesem Fischzugtraum geführt. Denn so sicher ich nicht von dem kleinen Lotteriegewinn allein geträumt hätte, so sicher erscheint mir, daß die Benachrichtigung der Lotterie-Einnahmestelle die Vorschau auf den Tod und die Erbschaft auslöste.

Ein recht amüsantes Erlebnis hatte ich mit einer simplen »Tücke des Objekts« und deren Folgen. Ort der Handlung: Au bei Zürich in der Wohnung von Andrea. Es begann mit dem geplatzten Reißverschluß meiner schicken englischen Hose, den ich am 26. September 1971 wieder reparierte. In der darauffolgenden Nacht hatte ich den
Traum 2216 vom 27. September 1971
Ich leihe meinem Cousin Kay meine karierte Hose, Modell Robinow, und rate ihm, meinen langen dazugehörenden, ebenfalls karierten Mantel zu tragen, damit der Schlitz verdeckt sei. Ganz kariert und hüftenschwenkend geht er eine ansteigende Straße von dannen, nachdem man vorher noch einen breiten Bund an die Hose genäht hat. Ich sehe ihm bedauernd nach und denke »Hose und Mantel sind futsch. Was mir bleibt, ist allein der Bund.«

Dann kaufe ich ein Stück Fleisch, das 14 Mark kostet, was ich reichlich teuer finde.
In meiner Analyse zum Traum heißt es lakonisch: *Ich gebe meine beste Hose weg. Daß ich mich nur mit dem »Bund« zufriedengebe, ist wahrscheinlich mal wieder typisch für mich. Da ich keinen Mann zu vergeben habe – symbolisiert durch die Hose – und auch keinen »Bund« einzugehen gedenke, ist mir der Sinn des Traumes vorerst noch dunkel.*
Kurz, mir fiel zu dem Traum nichts anderes ein als eben jener Tagesrest vom reparierten Hosenbund. Aber sogar dieser Bagatellfall hatte seinen tieferen, ja sogar präkognitiven Sinn. Das sollte sich herausstellen, als ich am 30. September eine Einladung einer in Zürich lebenden Freundin von Andrea annahm und mit besagter fescher Hose und dem karierten Mantel über die Bahnhofstraße quer durch die Stadt der Wohnung der Freundin zustrebte. Nach längerem Marsch stand ich wie von ungefähr vor einem Straßenschild: »Rennweg«, eine Straße, die steil und eng ansteigend von der Bahnhofstraße abzweigt. Blitzartig fielen mir bei diesem Namen die Nachkriegsjahre ein, in denen meine Tante Else mit ihrem Sohn Kay – dem Geträumten – in jener Straße wohnte. Ich sah ihn vor mir, wie er den Rennweg hüftenschwenkend vor uns hinauftänzelte, als wir die beiden 1947 auf einen Tag von Freiburg aus besuchten.
Ehe ich mich's versah, hatte ich den allzu hohen Kantstein unterschätzt. Mit der Nase in der Luft, um das Straßenschild genau zu erkennen, lag ich auch schon der Länge lang auf dem Bürgersteig. Hilfreiche Passanten halfen mir auf die Beine – ums Knie herum wurde es warm und feucht –, und ein liebenswürdiger Herr sagte, meinen Mantel zurückklappend, nun wörtlich meinen Ausspruch aus dem Traum gebrauchend: »Ein Glück, daß Sie den langen Mantel darüber haben, so ist der Schlitz verdeckt!« Gemeint war der Riß, der in Kniehöhe klaffte. So hatte sich der Traum des Cousins bedient und *ihm* die Hose mit dem »Schlitz« angezogen, weil ich im Moment des Fallens an ihn und sein Nachkriegsdomizil dachte.
Aber wie jeder Traum hatte auch dieser seine zwei Ebenen. Er mußte sogar noch eine weitere haben, denn nur von einer zerrissenen Hose zu träumen, »sträubt sich die Psyche«. Wieder einen Tag später bekam ich Besuch von einem guten alten Bekannten, Fritz B., der mir durch eine gemeinsame Arbeit sehr »verbunden« ist. Der traumgewandte Leser wird inzwischen schon vermuten, worauf ich hinauswill. Uns verband lediglich dieser »Bund«, der mir Arbeit machte, ohne etwas einzubringen, eine Arbeit, die ich, wie im Traum die Hose, nur ablieferte und sie dann los war. »Was mir blieb, war der Bund«, heißt es schon im Traumtext.
Da Fritz unangemeldet kam, brachte er gleich unser gemeinsames Essen mit: Steaks zu 14 Mark! Das Fleisch, das ich im Traum gekauft und für zu teuer befunden hatte. (Der Traum nimmt es, wie man sieht, mit mein und dein nie so genau. Mal trägt der eine *meine* Hose, während *ich* ein Stück Fleisch kaufe, das in Wirklichkeit ein anderer mitbringt.)

Nach genüßlichem Mahl erzählte Fritz B. dann eine Story, die ganz mein Traumbild vom 27. – also der Nacht vom 26. zum 27. September – abrundete. »Am 26. abends«, berichtete er, »kam ich von langer, anstrengender Autofahrt in Karlsruhe an, wo mich eine illustre Gesellschaft erwartete. Unterwegs hatte ich meinen Hosenbund geöffnet, weil ich mich von einem allzu reichlichen Essen etwas beengt fühlte. Der Reißverschluß war also in voller Länge heruntergezogen. Da ich wie so oft ziemlich spät bei der Party eintraf, standen schon einige Freunde wartend vor dem Haus, als ich in elegantem Schwung in die Auffahrt kurvte. Alert sprang ich aus dem Wagen. Es war heiß, und es gab kein schützendes Jackett. So rutschte die Hose sanft an meinen Beinen herunter, und ich hatte einige Mühe, sie so unauffällig wie möglich – ich war ziemlich dicht umstanden von Wartenden – wieder in ihre Ausgangsposition zu bringen.«
Auch hier hatte der Traum wieder zwei Schichten: zwei ähnliche kleine Malheurs, verbunden durch die 14-Mark-Steaks, verdeutlichen, daß die beiden »Schicksale« zusammengehören. Wichtig auch wieder der Zeitpunkt des Traumes, der Fritzens Hosenerlebnis in derselben Nacht telepathisch abgezapft und meines präkognitiv für den nächsten Tag vorausgesehen hatte.
Wie notwendig für die spätere Verifizierung gerade die Erwähnung solch winziger Lappalien wie hier der Preis der Steaks (auch anderer Zahlen wie Hausnummern und ähnliches) ist, kann man nicht oft genug betonen. Nicht sofort aufgeschrieben, sind sie natürlich im Handumdrehen vergessen.
Professor Bender, der sich mit C. G. Jung vor Jahren einmal über meine Traumarbeit unterhielt, berichtete mir, daß Jung es für besonders erstaunlich hielt, daß meine Träume nicht nur in Streßsituationen oder vor Katastrophen und Krankheiten präkognitive Elemente aufweisen, sondern auch von ganz alltäglichen Erlebnissen erzählen.

Im nächsten Traumbericht spielt auch eine Zahl eine dominierende Rolle. Andrea hatte gerade ihr neues Engagement, von Heidelberg kommend, in Zürich angetreten, und ich half ihr beim Umzug und Möblieren ihres hübschen Appartements. Es war ein strahlender, goldgelber Oktober, und ich war rundherum glücklich mit ihr, mit dem Wetter, der Arbeit, die ich froh war, ihr zum Teil abnehmen zu können, während sie ihre Proben im Schauspielhaus hatte.
Da kam ein alarmierendes Signal von meiner Familie aus Hamburg, von der ich keinerlei Nachricht hatte und die offenbar im Begriff war, eine Dummheit zu machen. Davon wenigstens berichtete ein Traum, dem ich sofort seinen telepathischen Charakter anmerkte. Es ist immer besonders verdächtig, wenn ein solcher Traum in eine vollkommene Harmonie hineinplatzt, wie es dieser tat, der mir die Züricher Sonnentage ziemlich vergällte.

Traum 1725 vom 5. Oktober 1966
Leider schon wieder ein beunruhigender Traum von den Hamburgern, Wolfgang und Angelika, der dritte aus einer Serie, die von den beiden handelt. Sie haben mit einem unehrlichen Menschen zu tun, aber ich fürchte, auch Angelika macht krumme Touren oder sonst etwas verkehrt. Die Türen stehen offen, sie sperrt nicht ab, was mir Sorgen bereitet. Wolfgang sagt ärgerlich zu mir: »Was ist mit dem Koffer mit den 97 Kleidern geschehen? Er ist gestohlen worden!« Als ich energisch und übellaunig protestiere, ich hätte nichts mit einem Koffer zu tun, hätte auch keine 97 Kleider, sagt er: »Doch, es existiert sogar eine Liste davon. Außerdem sind die Kleider versichert.« Auch mit der Versicherungsgesellschaft, der Versicherungsprämie und der Police gibt es endlosen Ärger. Der ganze Traum ist ein einziges Ärgernis und handelt von nichts anderem als Betrug, Unterschlagung und gestohlenen Kleidern. Angelika kommt schließlich auch noch einmal vor, blaß, verheult und kreuzunglücklich in einem dünnen italienischen Seidenblüschen, und ist sehr gegen ihren Willen in die ganze schmutzige Affäre verwickelt.
Ich hatte, wie gesagt, keinen Kontakt zu Hamburg und keinerlei Anhaltspunkt. In meinem dreizeiligen Kommentar zu dem sehr ausführlichen und plastischen Traum drückte ich nur meine Sorge um Angelika aus. Sie betreute zu der Zeit gerade die Filiale einer großen Hamburger Boutique, und ich fürchtete nun, weil ich, wie ich kommentierte, »solche Träume leider nie aus der Luft greife«, daß sie aus irgendeinem Grund der Verantwortung nicht gewachsen sei oder es mit einem Gangster zu tun habe, der sie womöglich bestehle, Kleider aus der Boutique entwende oder ähnliches.
Das also waren der Traum und meine Ängste in Zürich am 5. Oktober. Am 7. fuhren Andrea und ich zu Isabel nach Baden-Baden. Diese hatte dort ihre Antrittspremiere in dem entzückenden »Theater der Stadt«. Man spielte *Raskolnikoff* von Dostojewski. Gespannt und neugierig auf Isabel saßen wir im Parkett. Der Vorhang hob sich zum zweiten Akt. Da riß es mich fast von meinem roten Plüschsessel! Denn da stand er plötzlich im Raum, der Traum vom 5. Oktober. Den Text, der traumgetreu zu uns herunterklang, schrieb ich mir anderntags bei Isabel ab. Hier ist er:

(Die Szene spielt auf dem Polizeirevier.)
Leutnant: Ich habe die *Liste* der Pfandgeber zusammengestellt.
Kommissar: . . . laden Sie die ersten fünf morgen zur Vernehmung.
Porfyri: Ach ja, man hat in Ihrem Bezirk heute nacht so eine alte Pfandleiherin ermordet. (Nimmt dem Leutnant die Liste ab.) Oh, die hat aber gründlich Buch geführt, 97 Adressen von Kunden! . . .
Kommissar: Erwirken Sie Haftbefehl.

Was war geschehen? (Vorerst, denn die endgültige Lösung sollte erst später kommen.) Mein Unterbewußtsein hatte telepathisch Isabels Stück

angezapft, und zwar am Tag der ersten Hauptprobe – sie selbst kam in dieser Szene gar nicht vor –, und sich die Zahl 97 und die »Liste« herausgesucht. Warum, das war mir noch völlig schleierhaft; denn es bestand ja keinerlei Beziehung zu den offensichtlich in Nöten schwebenden Hamburgern Wolfgang und Angelika, zu Koffern, Versicherungen, Kleidern. Es hingen nur viele Kleider in einer Szene, die in dem ärmlichen Laden der ermordeten Pfandleiherin spielte. Daß es sich hier um die Liste von 97 *Kunden* (nicht *Kleidern*) handelte, möge der auf logische Traumperfektion versessene Leser verzeihen.

Erst als ich am 19. Oktober, von Zürich, Baden-Baden und Freiburg kommend, wieder in Hamburg eintraf – von meiner »Tit«, wie ich meine »Töchter-Inspektions-Tournee« kurz nenne –, lüftete sich der Schleier vollends, und die ganze vorausgeträumte Bescherung brach förmlich über mich herein. Wolfgang hatte einer jungen Kollegin, Maria R., für ihre Reise von München nach Hamburg einen unserer Koffer geliehen. Ihr Ehemann holte sie am Bahnhof ab. Weil er von Natur aus cholerisch und krankhaft eifersüchtig war, unterschlug er Koffer nebst Inhalt und prügelte außerdem seine Frau halb tot. Nun lag sie im Krankenhaus und hatte außerdem nichts anzuziehen. Angelika, die Gutmütige, sprang hilfsbereit ein und lieh ihr Kleider, darunter eine dünne italienische Seidenbluse, an der sie besonders zärtlich hing.

Aber während Maria mit ihren Blessuren im Krankenhaus lag, verschwanden auch diese Kleidungsstücke, und ihr Mann weigerte sich zunächst, sie wieder herauszugeben, dann bestritt er, sie überhaupt gesehen zu haben. Angelika wurde von meinem Mann zu ihm geschickt, um zumindest ihr Eigentum wiederzubekommen. Heulend kam sie unverrichteter Dinge nach Hause: »Wenigstens meine Seidenbluse hätte ich so gern wieder gehabt!« Der Mann hatte ihr gesagt: »Die Sachen kommen unter den Hammer!« Mein Mann fertigte eine Liste der verschwundenen Kleider an und übergab den Fall einem Rechtsanwalt des Landgerichts. Doch alles blieb erfolglos. Schließlich wurde der Verlust von Koffer und Kleidern der Polizei und der Versicherung als Diebstahl gemeldet.

Als ich endlich von der Reise zurückkam, bat mich Wolfgang, ich solle mich nun auch noch einschalten. Ich wurde ungemütlich, hatte ich doch mit der ganzen Sache nichts zu tun. Als ich mich dann aber doch bei dem nicht sonderlich zurechnungsfähigen Mann von Maria R. meldete, bekam ich als einzigen Bescheid: »Die Kleider sind alle im *Pfandhaus!*« Es war nicht zu erfahren, in welchem. Die Sache ging aus wie das Hornberger Schießen. Koffer und Kleider blieben für immer verschwunden.

Der Traum hatte sich bis ins kleinste Detail erfüllt. Er hatte als Aufhänger für unsere Kriminalstory sich der von Dostojewskij bedient, der *Liste* der Kunden, die *Kleider* ins *Pfandhaus* trugen – weil hier wie dort ein Pfandhaus im Mittelpunkt stand. Wieder war eine Zahl, die 97, das Bindeglied zwischen Traum und Realsituation.

Mein Tiergarten und andere Traumsymbole

Sehr viele Traumsymbole haben eine kollektive Bedeutung, finden also auf fast alle Träumer ihre Anwendung. C. G. Jung hat den Freudschen Begriff vom »kollektiven Unbewußten« noch wesentlich erweitert und spricht von urtümlichen Bildern, »Archetypen«. So bedeutet in meinen Träumen – und sicher auch in denen anderer Menschen – der Hund meist die Treue eines Freundes, Pferde oder das moderne Symbol dafür, das Auto, das dynamische »Selbst« (oder, je nach Zugkraft dieses Vehikels, die eigene Lahmheit). Daneben habe ich im Laufe der Zeit meine eigene Traumsymbolsprache herausgefunden, wie schon am Beispiel des Fischsymbols dargestellt.

Von verschiedenen Symbolen will ich nun erzählen, die trotz ihrer Verschlüsselung leicht zu deuten sind, weil sie sich oft besonders aufdringlich gebärden und andere Deutungen von vornherein ausschließen.

Die erste Geschichte handelt von einem Tier, das diesmal keinerlei symbolische Funktion besaß. Bei diesem Traum muß Telepathie im Spiel gewesen sein oder das wesentlich seltenere Hellsehen. Ich schrieb in einer der ersten numerierten Traumaufzeichnungen, kurz nachdem ich mit dem Freiburger Institut Kontakt aufgenommen hatte:

Traum 14 vom 12. Januar 1953

Ein toter Hirsch liegt auf dem Rücken in unserem Grundstück, ganz weit unten links im Park.

Am nächsten Tag fanden wir genau an der von mir geträumten Stelle das verendete Tier. Meine Eltern besaßen damals noch ihren herrlichen Besitz »Wildwiesen« oberhalb von Partenkirchen in tausend Meter Höhe am einsamen Hang des Wank. Das Haus mit der Einfahrt lag am oberen Ende des sieben Tagwerk großen Grundstückes, das steil abfiel ins »Hasental«. Ein hoher Stacheldraht umzäunte den riesigen Park mit altem Baumbestand und saftigen Almwiesen. Eine dichte Hecke machte die Einsicht für »Unbefugte« unmöglich. Das telepathische Abzapfen von einem fremden Gehirn war also ausgeschlossen. Außerdem hatten wir in diesem Jahr einen überaus strengen Winter mit meterhohen Schneewällen um unseren Dornröschenbesitz. Hänge und Wälder ringsum waren nur mit Skiern zu erreichen. Und wer hätte sich schon mitten in der Nacht mit Skiern in diese einsame Gegend verirren sollen?

Der Hirsch mußte also nachts durch die Toreinfahrt auf der Suche nach Futter ins Grundstück gekommen sein. Mit aufgedunsenem Bauch lag er am nächsten Morgen da, die Beine nach oben gestreckt. Er hatte sich wahrscheinlich an all den gefrorenen Abfällen, die wir tief unten im Park abluden, zu Tode gefressen. Hatte er in seinem Todeskampf verzweifelte telepathische Wellen ausgesandt, die ich auffing? Oder hatte ich, diesmal ohne fremde Hilfe, hellgesehen?

Doch nun zu einigen reinen Tiersymbolträumen. Es kommt nach meiner Erfahrung nicht darauf an, daß zum Beispiel der Vogel ein gutes oder böses Symbol verkörpert oder, wie ich bei Freud las, auch ein sexuelles. Je nach seinem Gebaren ist er eben gut oder böse. Zu Beginn des Krieges sah ich im Traum einen Schwarm Aasgeier auf ein unserer Familie sehr nahestehendes Haus niederstoßen, in dem ich gerade die erste Feriennacht nach einem harmonischen Abend verbrachte. Ich deutete diesen aggressiven Angriff der gefährlichen Vögel damals schon als das, was er wahrscheinlich auch bedeuten sollte: als die Bombenangriffe der feindlichen Flieger auf unser Land, die kurz danach erst begannen. Gleichzeitig hatten aber die nächtlichen Raubvögelattacken einen noch ganz anderen Sinn. Um eben dieses von mir geträumte Haus entbrannte dreißig Jahre später ein derartiger Zwist, wie wir es nie für möglich gehalten hätten: Es wurde tatsächlich von »Aasgeiern« angegriffen.
Ebenfalls in den ersten Kriegsjahren begegnete mir in einem Traum ein sicher auch sehr urbildlicher Vogel, und zwar am Anfang meiner Freundschaft mit dem Kollegen Wolfgang Stumpf, meinem späteren Mann. Es war ein ebenso deutliches wie primitives Symbol: der Storch. Bald darauf war es dann auch soweit. Damals lachten wir noch über dieses kindliche Traumbild. Das Lachen sollte uns fürs erste vergehen in jenen Hungerzeiten zwischen Hamsterfahrten auf ewig defekten Fahrrädern, Tieffliegerangriffen, Luftalarm und höchster beruflicher Inanspruchnahme. Der geträumte Storch brachte uns nämlich gleich Zwillinge! Ein Jahr darauf hatten wir schon drei Kinder.
Als sie alle zusammen in die erste Volksschulklasse gingen, kamen sie immer am Haus einer befreundeten Familie vorbei, die allerhand Tiere im Garten hatte. Täglich blieben sie vor dem Zaun stehen und, wie unsere Freunde gerührt erzählten, zwitscherten in den höchsten Tönen alle auf einmal durchs Gitter. Sie bekamen deswegen bald den Spitznamen »die Vogelhecke«. Daß die Kinder wegen dieser sie völlig ausfüllenden Tätigkeit fast täglich zu spät zur Schule kamen, wurde mir wiederum von den nicht so gerührten Lehrern berichtet. Kein Wunder also, daß ich oft von meinen Mädchen als Vögelchen träumte.
Vor einigen Jahren, als sie keineswegs mehr als »Vogelhecke« gelten konnten – sie waren längst »in alle Winde verstreut«, wie es so schön heißt –, hatte ich folgenden Traum:

Traum 1895 vom 11. Januar 1968
Ich habe ein winziges, buntes Vögelchen in einem kleinen Käfig. Daneben gibt es einen größeren mit großen Vögeln darin. Ich öffne den kleinen, und das kolibriähnliche Tierchen fliegt heraus, flattert erst eine Weile im Zimmer umher und plötzlich, womit ich nicht gerechnet habe, durch die Gitterstäbe zu den bedrohlich großen Tieren. So sehr ich zwischendurch das Vögelchen, einmal im Flug erhascht, in meinen Händen zu halten und zu wärmen versuche – es entschlüpft mir schließlich durch die Gitterstäbe des großen Käfigs, worin es dann auch bleibt.
In meinem Kommentar zum Traum erkannte ich sofort, daß es sich um eine meiner Töchter handeln müsse. Nur wußte ich nicht, um welche. War es Isabel in Baden-Baden, wo ich diese Traumnacht verbrachte? Sie hatte für die nächste Spielzeit an das große Baseler Stadttheater abgeschlossen, und ich kombinierte, Baden-Baden sei der »kleine Käfig«. Aber ich wollte sie ja dort gar nicht weiter »behütet« wissen. Oder war es Andrea, der gerade in Zürich ein Wellensittich zugeflogen war? Aber was hatte *ich* damit zu schaffen?
Tatsächlich handelte es sich um das Hamburger »Vögelchen« Angelika, die einzige der »Vogelhecke«, die noch mit mir zusammenlebte. Am 30. Januar 1968, neunzehn Tage nach dem Traum, eröffnete sie mir überraschend: »Ich habe bei George H. gekündigt und gehe zum ZDF ins Studio Hamburg.« Das also war wohl einwandfrei der »große Käfig« mit den »großen Tieren«, die oft keineswegs ganz ungefährlich sind. Angelika hatte bis dahin einen sicheren und interessanten Job bei unserem Freund George H. in einem entzückenden kleinen Büro hoch über den Dächern von Hamburg. Doch irgendwie war es ihr dort zu eng, sie fühlte sich zu behütet. Ich konnte sie nicht halten, und so flatterte sie durch die Gitterstäbe hinaus zu den großen Tieren. Mein »Kolibri« mußte dort auch manchen Schnabelhieb einstecken.

Nun möchte ich einen Tiertraum aus jüngster Vergangenheit erzählen, dessen starker Symbolgehalt mir zunächst, wie das manchmal der Fall ist, gar nicht so recht klar wurde.
Der Auslöser war ein Besuch im »Jungen Theater«, wo ich mir am 31. Mai 1972 die Generalprobe von Molières *Eingebildetem Kranken* ansah. Günter Jerschke spielte die Titelrolle. Seit vielen Jahren stehe ich von Zeit zu Zeit mit diesem Kollegen auf der Bühne. Zuletzt waren wir im Januar/Februar zusammen auf Tournee durch deutsche, österreichische und Schweizer Lande gezogen. Ab und zu stieß seine zauberhafte norwegische Freundin Kirstin zu uns, die das ganze Ensemble ins Herz geschlossen hatte und die in ihrer Liebe zu Günter die weite Reise von Oslo bis nach Zürich oder in noch entferntere Orte nicht scheute.
Vier Tage nach dem Besuch der Generalprobe hatte ich folgenden Traum:

Traum 2302 vom 4. Juni 1972
Ich sehe Günter zusammen mit einem anderen Mann – beide sind Jäger – und mit einem Hirschgeweih. Irgend etwas läßt mich an Norwegen denken, denn aus dem Hirsch wird ein Rentier. Günter spielt eine komische Rolle, und wir müssen sehr über ihn lachen.
Sehr zaghaft fragte ich schriftlich bei ihm an, ob er eine Erklärung für diesen Traum habe. Wie kam ich nur auf ihn, und noch dazu als Jäger? Der Gedanke schien völlig absurd. So schrieb ich ihm also aus den Sommerferien: »... es hat sicher einen tieferen Sinn, wenn ich so unverhofft ausgerechnet von Dir träume. Ich nehme an, Du wirst nach dem *Eingebildeten Kranken* in die Ferien nach Norwegen fahren, und außerdem denkst Du bestimmt pausenlos an Kirstin. Vielleicht kannst Du mir helfen bei dem Hirsch oder Rentier – das wohl Norwegen repräsentieren soll. Ein Hirsch und vor allen Dingen dessen Geweih hat natürlich oft noch einen Doppelsinn. Aber all dies ist eine Ermessensfrage. Wenn Dir nichts dazu einfällt, brauchst Du mir gar nicht zu antworten.« In der Tat bekam ich keine Antwort. Nach den Ferien, am 31. August 1972, ging ich in die Premiere von Hochhuths Stück *Die Hebamme*, über das ich zwar schon viel gehört hatte, das ich aber nicht kannte. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich Günter mit dem Kollegen Helmuth H., beide in *Jägertracht*, die Szene betreten sah. Sie standen mit ihren Gewehren unter einem Hochsitz und warteten auf einen Hirsch, zu dessen Abschuß Günter von seinem Partner eingeladen worden war. Sofort fiel mir mein Traum vom Mai ein, und der Schleier schien vollkommen gelüftet: Günter hatte zur Zeit seiner Molière-Vorstellungen natürlich schon das Engagement zur *Hebamme* in der Tasche – wovon ich nichts wußte – und beschäftigte sich vermutlich auch schon mit dieser Szene. Also reine Telepathie.
Wovon ich allerdings gar nichts wissen konnte, erfuhr ich erst im Oktober desselben Jahres, als wir wieder einmal gemeinsam auf der Bühne standen. Eines Abends fragte ich ihn, ob er im Sommer bei Kirstin in Norwegen gewesen sei. Ein Schweigen war die Antwort. »Laß uns ein Glas Bier zusammen trinken«, sagte er nach der Vorstellung. Und dann erzählte er: »Kirstin hat sich von mir getrennt – in aller Freundschaft.«
Es ist tatsächlich eine Ermessensfrage, warum der Traum von all den vielen Szenen, die Günter in der *Hebamme* spielte – er war, wie geträumt, außerdem sehr amüsant –, sich gerade diese kurze und unwesentliche Jagdszene herauspickte. Nur um anhand gewisser »Hörner« eines Hirsches beziehungsweise eines Rentieres das spätere norwegische Drama zu versinnbildlichen?
Es blieb nicht bei dem einen Bier. Bis spät in die Nacht saßen wir zusammen in unserer Theaterkneipe. Wir sprachen noch lange von Kirstin, von der heutigen Aufführung und zuletzt auch von meiner Traumforschung. »Was ich dir noch gar nicht erzählt habe«, sagte ich, »ich sah dich im Traum mit dem anderen Jäger auf einem *Hochsitz* und hielt dies Detail

mal wieder nicht für so erwähnenswert. Aber nun stand er doch tatsächlich heute auf der Bühne!«
»Was daran besonders beachtlich ist«, meinte Günter, »im Buch und zu Anfang der Proben, also lange nach deinem Traum, war dieser Hochsitz gar nicht geplant. Erst ganz zum Schluß baute ihn Friedrich Schütter [der Regisseur] nach Absprache mit dem Bühnenbildner ein. Was also zur Zeit deines Traumes in der Realität schon existierte, war lediglich das Buch von Hochhuth mit der kurzen Jagdszene, und die hattest du mir telepathisch ›abgezapft‹. Alles Spätere war mal wieder deine immerhin beachtliche Spökenkiekerei, die vielzitierte ›Präkognition‹.«

Vor längerer Zeit hatte ich einen deutlich symbolischen Traum, der sich auf das »Junge Theater« in Hamburg bezog.
Traum 633 vom 8. September 1957
Ein sehr plastisches Bild: drei Geburten. Eine erwächst aus der anderen. Zuletzt eine besonders dicke. Während die ersten kleiner sind – eine davon ist ein Baby –, gibt es später ein größeres Tier und zum Schluß die allergrößte Geburt. Dann sinkt alles wie eine Riesenblase in sich zusammen. Anschließend sehe ich den Kollegen Werner R. mit dem Auto verunglücken.
Gleich nach dem Erwachen war mir der Sinn des Traumes absolut verständlich. Ich deutete ihn in meinem Kommentar folgendermaßen:
Ich spiele zur Zeit im »Jungen Theater« in einem französischen Revolutionsstück, »Der leere Stuhl«, die Frau des Danton. Es werden sicher danach noch drei weitere »Geburten« folgen. [Schauspielerjargon, denn jede Arbeit am Theater bedeutet für uns immer wieder eine »Geburt«. Von der leichten bis zur Schwerstgeburt!] Aber bisher weiß ich von keinem Engagement. Sicher wird es, nach diesem Traum zu urteilen, eines geben. Um Werner R. mache ich mir nun ernsthafte Sorgen. Er fuhr mit seinem Wagen nach der Vorstellung noch nach Hannover.
Es kam tatsächlich alles wie geträumt. Am nächsten Tag rief das Theater an: »Die Vorstellung heute abend fällt aus. Werner R. ist auf der Fahrt nach Hannover mit seinem Auto verunglückt. Morgen ist Umbesetzungsprobe mit einem anderen Kollegen, der noch gefunden werden muß und der die Vorstellung für den schwerverunglückten Werner R. zu Ende spielen wird.« Am 8. November, auf den Tag genau drei Monate nach dem Traum, wurde mir die Rolle der Mutter im Kinderstück *Ein Weihnachtsabend* von Charles Dickens angeboten, das im Dezember zur Aufführung kommen sollte. Das also war offensichtlich das »Baby«. Es folgte sofort anschließend im Januar 1958 ein französisches Lustspiel, *Der weiße Elefant*, in dem ich die amüsante Hauptrolle spielte. (Das »größere« Tier, wozu man mit Fug und Recht einen Elefanten rechnen kann.) Und im Februar gab es die größte und beste Inszenierung der ganzen Hamburger Saison: Thornton Wilders *Unsere kleine Stadt*. Ich spielte die schöne und dankbare Rolle der Mrs. Webb.

Nun folgte vorerst wieder einmal eine berufliche Flaute nach den drei auseinander erwachsenen »Geburten«, den drei Aufgaben an diesem Theater, die sich wirklich stetig gesteigert hatten.
Kollegen und Familie wundern sich oft gleichermaßen über meinen unerschütterlichen Optimismus, wenn mir ein Traum wie der eben geschilderte einfach die Gewißheit gibt: so und nicht anders ist es gemeint. Genausooft versteht man auch meinen Pessimismus nicht, wenn ich aus ähnlichen Gründen an eine angeblich perfekte Sache nicht glaube.
Es gab bei diesem Traum auch weiter keinen Doppelsinn. Es waren zweifellos nur die nahtlos aufeinanderfolgenden drei Produktionen gemeint. Der wahrscheinlich telepathische Charakter des Traumes bestand in der Vorahnung oder Abzapfung des Unfalls unseres Kollegen Werner R. In einem stark affektiven Feld entstehen dann oft wie in diesem Fall gleichzeitig symbolisch verschlüsselte Bilder in einem präkognitiv-telepathischen Mischtraum.

Wie schon die Vogelträume sehr unterschiedliche Deutungen zulassen, je nach den Vogelarten und deren »gutem oder bösem« Verhalten, so geht es mir mit den immer sehr symbolträchtigen Bäumen. Sitzt eine Familie irgendeines Träumers unter einer schönen, alten, Schutz und Schatten spendenden Eiche oder Linde, so kann man bestimmt dahinter ein Symbol für Intaktheit und Zusammengehörigkeit der betreffenden Familie vermuten. Auch ich hatte manch herrliche Baumträume. Sie bezogen sich ausschließlich auf unser harmonisches Familienleben. Aber davon zu erzählen ist nicht so ergiebig. Der »spannungsgeladene« Baum gibt mehr her und hat schier unerschöpfliche Wandlungsmöglichkeiten.
Ich erzählte schon, daß ich in den ersten Kriegsjahren mit meinen Traumaufzeichnungen begann, und ich stellte damals erstmalig fest, welch plastischen Symbolgehalt gerade der Baum hat, wie es der Traum vom 31. August 1939, in der Nacht vor Ausbruch des Krieges, von den in rasender Eile in den Himmel wachsenden, dünnen, zitternden Bäumchen, die ein großer Sturm niedermähte, schon zeigte. Und Bäume waren es immer wieder, die in schicksalhaften Zeiten in meinen Träumen auftauchten und die nur Symbolcharakter hatten.
In der Nacht vom 19. zum 20. Juli 1944 sah ich einen großen Baum inmitten anderer Bäume und Sträucher, die ein Orkan umknickte. Als anderntags die Nachrichten das Attentat auf Adolf Hitler meldeten, fiel mir spontan jener Baum ein.
Am 1. August 1944 träumte ich, daß eine Buche in der Mitte ihres Stammes geschlagen wurde und ächzend im Fallen beinahe meinen Schwager Hans-Jürgen unter sich begrub. Noch nie in all den Kriegsjahren hatte ich von ihm geträumt – und nun dies erschreckend schlechte Omen! Am 3. August wurde Hans-Jürgen an der französischen Front durch einen lebensgefährlichen Bauchschuß verwundet.

Das Interessante an diesen Träumen ist, daß sie stets Personen meinen, sich aber in Baumsymbolen manifestieren. Im eben geschilderten Traum sah ich zwar den Schwager – den »Bauchschuß« aber erhielt der Baum.

Von einem weiteren geträumten Baumsymbol will ich nun berichten.
Traum 503 vom 14. August 1956
Meine Kinder sitzen mit mir bei großem Sturm in unserem Haus, das auf der Spitze einer hohen Tanne in den Tiroler Bergen gebaut ist. Jemand hat ein Seil um den Wipfel geworfen und zieht nun mit aller Gewalt daran, so daß sich der Baum nach der Seite biegt und das Haus ins Schwanken gerät. In panischer Angst rufe ich verzweifelt um Hilfe und wache von meinem Schrei auf: »Da reißt einer an unserem Haus!«
Zu jener Zeit waren meine Kinder gerade in den Ferien bei meiner Mutter im bayrischen Inntal und schliefen alle auf dem Balkon unter dem großen Giebel des weitausladenden Daches eines alten Bauernhauses. So kam es auch mal vor, daß sie dort einen Sturm, der zuweilen vom Wendelstein herunterkommt, erlebten. Aber warum unser Haus in Tirol? Sollte es sich um unsere Familienburg »Weißenstein« handeln, die in Ost-Tirol liegt und die wir ab und zu besuchen?
Ich schrieb voll echter Besorgnis ins Traumjournal:
... ich glaube bei dem Traum, daß eine fremde Macht an den Wurzeln unseres Stammes rüttelt und eine ernsthafte Gefahr für unser Haus im Anzug ist.
Des Rätsels Lösung erfuhr ich schmerzhaft fünfzehn Jahre später an genau demselben Datum des Traumes vom 14. August 1956, nämlich am 14. August 1971. (Das Datum spielte hier beim Aufspüren der Präkognition, wie in unendlich vielen anderen Beispielen bewiesen, eine dominierende Rolle.) Hatte ich zur Zeit des Traumes schon die Andeutung einer Erfüllung geahnt, indem ich meine Kinder in Verbindung mit dem Haus meiner Mutter brachte – an jenem 14. August 1971 wurde mir der Sinn des Traumes, auf dessen Realisation ich fünfzehn Jahre ängstlich gewartet hatte, schlagartig klar.
Meine Mutter war nämlich an genau diesem Tag nach Tirol gefahren und hatte ihren Anteil an dem dortigen Familienbesitz in einem Schenkungsvertrag ihrem Enkel, dem Sohn meiner Schwester, vermacht. Nun verstand ich erst ganz die Aussage des nie vergessenen Traumes, das Symbol des vom Sturm geschüttelten Hauses in Tirol. Das Seil war um den Wipfel, worauf unser Haus in meinem Traum stand, geschlungen, man »riß an unserem Haus«. Mag es in bester Absicht gewesen sein – meine Mutter wollte uns Arbeit und Ärger mit der Verwaltung ersparen –, der Besitz, den meine Kinder voller Zärtlichkeit liebten, war uns genommen.

Am 29. November 1958 brachten Wolfgang und ich unseren Sproß Angelika zum Hamburger Hauptbahnhof. Voll Seligkeit bestieg sie den Zug

nach München, dem Paradies aller Hamburg-Flüchtlinge. Diese Münchenhörigkeit wird mir als einer ehemaligen Münchnerin nie ganz verständlich sein, ich jedenfalls liebe Hamburg. Das hinderte Angelika natürlich nicht – und wir freuten uns auch mit ihr –, dem großen Glück und der Erfüllung all ihrer Jungmädchenwünsche im D-Zug entgegenzuträumen. Sie wollte in München im Haus meiner Schwester Liane, wo auch meine Mutter lebte, behilflich sein, sich nach irgendeiner Arbeit umsehen, enorm viel lernen, Freundschaften schließen und – endlich der »nördlich-steifen« Atmosphäre entronnen – im Dorado der Studenten, der Künstler und der Freiheit »Wurzeln schlagen«.

Aber gerade das wollten das Schicksal und auch mein Traum der nächsten Nacht gar nicht. Ich war machtlos, sie war nun mal abgereist, und ich hätte sie auch nie von ihrem glühenden Wunsch abbringen können, in das bayrische Mekka zu pilgern.

Traum 856 vom 29. November 1958

Wolfgang gräbt ein Loch in den Sand, um darin einen jungen Apfelbaum zu pflanzen. Er gräbt und wühlt, füllt das Loch noch mit Sägespänen, nimmt das Bäumchen, das kurz über seinen Wurzeln abgesägt ist, und steckt es in den Sand. Wir müssen noch Büsche und Bäume vom Waldrand holen, um sie zum Schutz um das zarte Bäumchen zu stellen. Ich halte dieses ganze Tun für sinnlos, weil man einen Baum ohne Wurzeln nicht verpflanzen kann. Das Apfelbäumchen ist Angelika.

In meinem recht unglücklichen Kommentar vom nächsten Tag heißt es dann auch:

Wir haben Angelika »verpflanzt, ohne Wurzeln in den Sand gesteckt«. Wohl das prägnanteste Symbol für Kontaktlosigkeit, das man sich nur denken kann. Nun ist sie gestern abgereist. Sie wird in München keine Wurzeln schlagen. Die Bäume und Büsche um sie herum werden meine sie beschützenden Münchner Verwandten sein.

Daß ein halberblühtes Mädchen im Traum als »Apfelbaum« dargestellt wird, finde ich immer wieder frappierend und phantasievoll, wie eben nur Träume sein können. Leider bewahrheitete sich auch diesmal meine Traumwarnung, besser gesagt, meine Prognose. Denn was hilft eine Warnung, wenn sie zu spät kommt? Der Traum stellte wieder einmal lediglich fest: So wird es kommen, zu ändern ist da nichts mehr! Das »Apfelbäumchen« schlug im Laufe des ganzen darauffolgenden Jahres keine Wurzeln, fand nicht nur keinen Kontakt, sondern auch München gräßlich und fühlte sich rundherum kreuzunglücklich, was mir Angelika, kleinlaut und reumütig nach Hamburg zurückkehrend, dann auch berichtete. Ihre ehrliche Bestätigung ziert meine reiche Sammlung und die des Freiburger Instituts.

Im Januar 1973 war's mal wieder soweit: Ich machte bei meiner Mutter in Inzell, dem berühmt-berüchtigten »Schneeloch«, Skiurlaub. Meine Mutter

ist fünfundachtzig Jahre alt, und wenn sie auch noch sehr rüstig ist, so weiß man doch nie, wie lange man sie da oben auf ihrem Berg noch besuchen kann. Ich kam auch gerade wieder zur rechten Zeit, zum unvermeidlichen Schneeräumen, denn Petrus schickte seinen weißen Segen genau zu meiner Ankunft in überreichlichem Maß gleich kubikmeterweise auf die Erde herunter. Und dagegen kommt die alte Dame nicht mehr an.

Meine erste Schipptour galt dem Weg von der Haustür durch den Garten bis zur Straße. Man mußte ja überleben! Den zweiten »Schacht« grub ich zu Fränzi, meiner Islandpony-Freundin, die hinter unserem Haus, etwa zweihundert Meter entfernt, auf einem Nachbargrundstück einen Stall und eine große Wiese – jetzt Schneewüste – ihr eigen nennt. Fränzis Herr – noch mal dreihundert Meter weiter weg angesiedelt – war den ganzen Tag unterwegs, und sie bekam von ihm nur in der Frühe und spätabends einen Haufen Heu serviert. Den Rest besorgte ich. Einmal am Tag brachte ich ihr frisches Heu, einen Eimer Hafer und zum Frühstück – lange vor unserem – eine Handvoll Möhren und Brot.

Im Februar mußte ich nach Hamburg zurück. Eines Abends, es war der 24. Februar, rief mich meine Mutter verzweifelt aus Inzell an. »Wir schneien völlig ein!« stöhnte sie, »allein gestern ist ein Meter Schnee gefallen. Meine Nachbarin schaufelt mich gottlob immer wieder frei, aber den Weg zu Fränzi kann ich ihr nicht auch noch zumuten. Sie hat mit ihrer eigenen Einfahrt genug zu tun. Ich sehe Fränzi nur jeden Tag – gerade noch der Kopf ragt über die Schneewälle heraus – sehnsüchtig in meine Richtung schauen. Das arme Tier wird nicht verstehen, warum du nicht kommst, um es zu füttern!«

In der Frühe des 27. Februar 1973, genau um sieben Uhr, weckte mich ein lautes Wiehern und ein darauffolgendes Poltern wie von fallenden Stangen, wenn Pferd und Reiter sie beim Parcours herunterwerfen, aus dem Schlaf auf. Ich hatte geträumt, und mein erster Gedanke war natürlich: »Fränzi!« Ich gebe zu, der zweite, etwas überhebliche, war: »Sie wird Sehnsucht nach dir und deinen Möhren haben!«

Ganz bescheiden muß ich heute sagen, so wird es auch gewesen sein! Denn am Abend des 27. Februar rief mich meine Mutter in Hamburg an: »Stell dir vor, ich wache heute morgen um 7 Uhr von einem lauten Wiehern auf. Es klang viel näher als das übliche von Fränzi, wenn sie von ihrer Umzäunung aus nach einem vorübertrabenden Artgenossen ruft. So stand ich auf – du weißt, daß ich gern bis mindestens 9 Uhr schlafe – und schaute von der Küche aus über meine Schneeberge in Richtung Stall. Da war sie aber nicht mehr. Denn sie stand dicht vor dem Küchenfenster, wo du immer für sie die Möhren geschnitten hast. Sie muß irgendwie über den Zaun geklettert sein (springen konnte sie nicht, hatte auch gar keinen Anlauf), um dich energisch an deine Pflicht zu gemahnen!«

Fränzi war übrigens schon einmal über den Zaun geturnt, indem sie, mit ihren zierlichen Beinchen über den Stangen hängend, mit der Hinterhand

nachschob und mit großem Gepolter über ihren Bauch in die Freiheit rutschte. Das war, als ihr heißgeliebter Wallach »Pascha«, den sie seit kurzem zu Besuch in ihrem Stall hatte, weggeholt wurde und sie ihn suchen gehen mußte. Diesmal, bei dem übermäßig hohen Schnee, wird ihr der Ausbruch noch leichter gefallen sein, denn der Zaun war vermutlich unter den Schneemassen vergraben.
So waren es doch tatsächlich Fränzis Gedanken gewesen, die mich beim Überklettern des Zaunes um sieben Uhr früh aus tiefem Schlaf gerissen hatten, genau zu dem Zeitpunkt, als auch meine Mutter von dem Wiehern geweckt wurde. Natürlich hätte auch meine Mutter die Senderin der Gedanken sein können. Aber im Ernst: Warum soll nicht auch ein Pferd einmal intensiv denken. Noch dazu, wenn es einen rechtschaffenen Hunger hat.

Wie sehr die altmodischen Begriffe des »Heimes« oder »Herdes« unbewußt in uns verwurzelt sind, sollen zwei Beispiele aus früherer Zeit verdeutlichen. Wie ich schon erzählte, besaßen meine Eltern ein wunderschönes großes Haus oberhalb von Garmisch-Partenkirchen, genannt »Wildwiesen«. In den Jahren 1954/55 konnten sie es nicht mehr halten und entschlossen sich, es zu verkaufen. Es dauerte lange Zeit, bis es ihnen endlich gelang, es loszuwerden. Makler wurden eingeschaltet, Interessenten kamen und gingen.
Ich gastierte gerade in Berlin, von Hamburg aus, wo ich seit 1954 mit meiner Familie lebte. In mein Traumjournal notierte ich:
Traum 366 vom 29. September 1955
Ich wache mit einem Gefühl des »Frei-im-Raum-Schwebens« auf und dem abgrundtief traurigen Gedanken: »Nun bin ich heimatlos.«
Am 30. September, also am nächsten Tag, erhielt ich einen Brief meines Vaters: ». . . nun ist die Entscheidung gefallen. Wir haben vorgestern ›Wildwiesen‹ verkauft. Endlich! Die Verbriefung fand gestern statt . . . Alles das wird Dir ebenso nahegehen wie uns. Für Dich findet eine Jugenderinnerung ihren Abschluß. Für uns ein Lebenswerk . . . Mach Dir keine traurigen Gedanken – das Leben geht weiter . . . Wir werden uns schon zurechtfinden . . .«
Im nächsten Beispiel geht es um meine jüngere Schwester Liane:
Traum 192 vom 27. Oktober 1954
. . . ich besuche Liane an einem Ort, wo nur noch ihr Herd steht. Ihr Mann sagt: »Wir wohnen ja gar nicht mehr hier, was soll das alles noch?« Darauf nimmt Liane traurig einen Topf vom Herd und zieht damit wortlos und deprimiert von dannen.
Und wieder am nächsten Tag erreichte mich die Nachricht aus Bayern: Liane will sich scheiden lassen. Sie hatte also ihren »Herd« verlassen. Der Traum hätte es nicht anschaulicher demonstrieren können.

Wortschabernack

Ich habe diese Kategorie auch »Schabernack der Anspielung« genannt; denn hier tut der Traum das, was eine »schlecht funktionierende« Telefonistin auch kann: nämlich Worte verstümmeln, halb oder ganz mißverstehen und außerdem humorige Wortspiele erfinden. So entstehen oft recht vergnügliche Fragmente, die man dann wie ein Puzzlespiel zusammensetzen kann. Wieder will ich mit einem leicht deutbaren Traum anfangen.
Er wurde vor meiner inzwischen ins Gigantische angewachsenen Buchführung geträumt, und man verzeihe mir daher, daß ich ihn nicht genau datieren kann. Ich weiß nur, daß es im Jahr 1951 war. Meine Eltern hatten noch ihr schönes Haus »Wildwiesen« am herrlichen, aber leider wasserarmen Hang des Wank. Da es eine Fremdenpension war, wurde es oft peinlich, wenn in eisklirrenden Wintermonaten oder in Trockenperioden des Sommers das Wasser der kleinen vorhandenen Quelle restlos versiegte. Man mußte dann auf Ochsenfuhrwerken in extra dafür gekauften Jauchefässern – vor ihrer eigentlichen Verwendung als Jauchefässer, versteht sich – das Wasser von weit her heranfahren und in ein Reservoir in den Speicher pumpen. Ein untragbarer Zustand! Auch 1950/51 stellten die Gäste schon Ansprüche auf fließendes Wasser im Zimmer und mindestens ein Bad pro Woche!
Da wurde endlich der in Bayern berühmte Brunnenbauer Irlmeyer hinzugezogen, der 1950 mit der Suche nach Wasser begann. Er hatte mit einer Wünschelrute zwar ein Wasservorkommen entdeckt, aber die Quelle sackte immer wieder weg. Im Sommer 1951 war der schier Verzweifelte schon achtzig Meter tief in den Berg eingedrungen, ohne auf Wasser gestoßen zu sein. Es gab Unfälle, Schachteinbrüche, Abreisen liebwerter Gäste, Nervenzusammenbrüche meiner Mutter und Wutanfälle meines Vaters. Man glaubte an kein Wasser mehr.
Eines Nachts nun – ich war auf der Fahrt zu meinen Eltern nach Oberbayern und übernachtete in einem Stuttgarter Hotel – hatte ich folgenden Traum: Ich sah meine Mutter bis zu den Knien im Wasser stehen und ein fettes Schwein an den Ohren herausziehen. Diesmal glaubte ich sogar, die Lösung schon zu wissen. Und richtig, als ich am nächsten Tag in »Wildwiesen« eintraf, kam mir meine Mutter strahlend entgegen. Sie umarmte mich mit den Worten: »Stell dir vor, wir haben ein Mordsschwein: End-

lich ist das Wasser da!« Hier ist – glaube ich – kein Kommentar vonnöten. Die oft mangelhafte Nachrichtenübermittlung durch Telepathie hatte diesmal vorbildlich funktioniert.

Eine weitere Traumstory – ich nenne sie »Die Wohlbehütete« (Traum 658) – war für mich ebenso leicht zu durchschauen:
Es war in Hamburg am Abend des 29. Oktober 1957. Ich hatte eine ziemlich heftige Auseinandersetzung mit meiner Schwiegermutter – wir wohnten damals noch in ihrem Haus in Sasel –, und sie verließ wütend das Zimmer. In der Nacht träumte ich von ihr. Sie erschien gut gelaunt mit einem wunderschönen Hut (sie, die nie Hüte trug) mit bunten Blümchen darauf und Federn.
Am nächsten Tag stellte ich – erst doch etwas bestürzt, denn sie war eine alte und etwas kränkliche Dame – fest, daß sie nicht zu Hause war. Ihr Zimmer war leer, das Bett nicht benutzt. Jeder andere wäre nun zur Polizei gelaufen, hätte sich zumindest gesorgt. Aber ich erinnerte mich an den Traum, der mich bestens informiert hatte. Sie mußte irgendwie »behütet« sein. Am späten Vormittag erschien sie mit Leidensmiene. Sie sei, erzählte sie, ob unseres Kraches tief getroffen, durch die Straßen geirrt. Natürlich die ganze Nacht.
Ein Anruf bei ihren Verwandten in Wellingsbüttel genügte, um festzustellen, daß sie einen höchst vergnüglichen Abend und die Nacht bei ihnen verbracht hatte. Die Tante am anderen Ende der Leitung zwitscherte: »Nein, nein, mach dir keine Sorgen. Mutti war bei uns wohlbehütet!«

Aus einer Traumserie herausgegriffen, soll von einem jener telepathischen Träume berichtet werden, die ich zu Anfang mit einem etwas verstümmelten Telefongespräch verglich. Die Serie drehte sich um eine kleine Operation, die meiner Tochter Andrea in Heidelberg, wo sie engagiert war, bevorstand. Ich hatte wieder einmal wochenlang nichts von Andrea gehört. Dann schaltet sich meistens sehr intensiv der »direkte Draht« ein – übrigens zu allen Familienmitgliedern. Und solch telepathisches »Gespräch« gab es in folgendem Traum:
Traum 1656 vom 5. März 1966
Wolfgang ruft mich aus München an. Ich höre nur seine äußerst besorgte Stimme: »Du mußt dich um Andrea kümmern. Es geht ihr nicht gut. Sie ist im Kleinen Walsertal. Außerdem hat sie lauter kleine rote Flecken zwischen Hals und Brust.«
Da ich wußte, daß ihre Operation am 18. März bevorstand, machte ich mir begreiflicherweise Sorgen, rief sie am nächsten Tag an und berichtete von meinem Traum. Sie sagte lachend: »Du hast schon recht, es geht mir nicht besonders gut. Außerdem bin ich in den nervenaufreibenden letzten Proben zu Martin Walsers *Schwarzem Schwan*. Die Premiere ist am 13. März.« Davon hatte ich allerdings keine Ahnung, sonst hätte sich mein

Anruf erübrigt. Der Traum fing nur das Wort »Walser« auf und funktionierte es in »Walsertal« um. Das besorgte Traumtelefongespräch meines Mannes war ganz berechtigt. Andrea hatte kaum Zeit, sich zu erholen, denn sie fing viel zu früh nach der Operation wieder zu spielen an.
Bald danach – es war der 1. Mai – traf ich mit Andrea zu einem kleinen Verschnaufurlaub in Bayern zusammen. An einem schönen Bergsee bei Inzell in der Sonne liegend, ging es ans Erzählen. Sie berichtete von der Walser-Aufführung und ihrem Krankenhausaufenthalt kurz danach. Plötzlich fiel ihr ein: »Ach ja, das mit dem ›Walsertal‹ in deinem Traum hatte doch einen Bezug: Wir spielten das Stück schon einige Tage, da hatte der Regisseur, Alfons Lipp, Geburtstag. Mein Partner, Jürgen K., verfaßte ein ulkiges Gedicht, worin das Kleine Walsertal sinnigerweise vorkam. Und auch die roten Flecken auf meiner Brust hattest du richtig vorausgesehen. Nach der Operation war ich vom Hals bis zur Brust von den vielen Spritzen und Infusionen übersät mit kleinen roten Pickeln.«

Wie mein »Traumtelefon« arbeitet, soll noch durch einige weitere Beispiele erhellt werden. Sie reichen vom wörtlichen Anzapfen einer Psyche, wie das schon beim »Walsertal« der Fall war, bis hin zu einer enthüllenden Telepathie oder Präkognition. Zunächst eine recht einfache Geschichte, die in wenigen Sätzen erzählt ist:
Traum 1808 vom 20. März 1967
Ich wache von einer gesungenen Melodie auf, die ich aus der Rundfunkwerbung zu kennen glaube. Sie lautet: »Homa, Homa, Homa.« Verschlafen, wie ich bin, weiß ich im Moment nicht, ob »Homa« nun ein Wasch- oder ein Lebensmittel ist, messe dem auch keine Bedeutung bei und schlafe weiter.
Am nächsten Morgen ging es ans Auspacken eines großen Koffers, der mit meiner Tochter Angelika am Abend vorher aus Berlin gekommen war, wo sie einige Zeit gelebt hatte. Aus dem Gepäck leuchtete mir eine Dose Margarine, Marke »Homa«, entgegen. Voll Staunen und mit den Worten: »Wie kommst du ausgerechnet auf ›Homa‹?«, betrachtete ich das Mitbringsel aus ihrem Berliner Junggesellenhaushalt. Mit unausgeschlafener Stachligkeit erwiderte sie, meine Frage mißdeutend: »Man wird doch auch mal eine andere Margarine, als die es bei dir hier gibt, verwenden dürfen!«
Natürlich ist dies keine sehr wichtige Traumstory, doch ist sie für jemanden, der sich mit Telepathie beschäftigt, signifikant. Sicher hatte Angelika während der Nacht, als die »Homa«-Melodie in meinem Traum erklang, nicht an diese Belanglosigkeit gedacht, so daß es keine unmittelbare Gedankenübertragung war, sondern rückgreifend von ihrer Einpackerei in Berlin herrühren mußte. Aber vielleicht hatte das Ganze gleichzeitig noch einen tieferen Sinn, und den haben diese Träume meistens: nämlich den der »Heimkehr« von Angelika aus Berlin. »Homa« gleich »Home«, an dem Angelika sehr hing und nach dem sie sich in Berlin immer gesehnt hatte.

Das nächste Beispiel eines geträumten Wortes ist ein Traum mit präkognitivem Charakter. Ich verlebte gerade wieder mit meiner halben Familie meinen Urlaub in Kampen. Man aalte sich in der milden Nordseesonne, hüpfte über Riesenbrecher, spielte Volleyball mit Altbekannten in den Dünentälern des vielgelobten und oft geschmähten »Abessinien« und aß abends Muscheln und sonstiges Seegetier in der »Strandauster« in List. Ich war glücklich und arbeitslos. Das Theater hatte Sommerpause, Film und Fernsehen hatten mal wieder nichts zu bieten.

Traum 1575 vom 14. Juli 1965

Da war plötzlich regstes Treiben unter Scheinwerfern in heißen Ateliers. Ich spielte eine Szene mit einer älteren Frau, die, blond und hochfrisiert, paradoxerweise einen Neger darstellte. Ich versuchte mir dies Phänomen dadurch zu erklären, daß sie trotz ihrer Blondheit einen negroiden Gesichtsausdruck hatte.

Hätte ich den Traum am nächsten Tag nicht aufgeschrieben, er wäre wegen seiner Belanglosigkeit sicher schon längst in Vergessenheit geraten. Wieder – wie so oft – erschien er mir völlig absurd, obwohl ich hätte wissen sollen, daß gerade die abwegigsten Traumkombinationen wie »Filmarbeit in einer totalen Flaute, ein blonder Neger, der eigentlich eine Frau ist« immer irgendeinen tieferen Sinn haben. Und wieder traf auch alles ein. Am nächsten Tag schon bekam ich einen brandeiligen Anruf meines Agenten aus Hamburg. Ich möchte sofort kommen. Er habe mich vergeblich und wie eine Stecknadel den ganzen Tag gesucht. Ich müsse eine Rolle in der Fernsehserie *Die Zwischenmeisterin* übernehmen. Die Aufnahmen seien am 16. Juli im »Studio Hamburg«. Als ich dort ankam, erfuhr ich folgendes: Eine Schauspielerin, die die Chefin einer Textilfirma hätte spielen sollen, war mit unbekanntem Ziel verreist. Man war verzweifelt und rief meinen Manager an. Der schlug mich – einen Tag *nach* dem Traum – vor, und die Telefonjagd nach mir begann. Mit hängender Zunge und bar jeglicher Textkenntnis erschien ich um sieben Uhr früh am 16. Juli im Atelier. Meine Partnerin war Inge Meysel in der Rolle einer kleinen, verschüchterten Näherin. Ich sollte forsch, elegant und selbstbewußt die Leiterin eines Textilkonzerns darstellen und riesige Textpassagen von mir geben. Den Text bekam ich aber erst in der »Maske« und während des Anziehens in die Garderobe gereicht. Kein Wunder also, daß ich im Grunde die Verschüchterte war und Frau Meysel, seit Wochen mit der Rolle ihrer Serie vertraut, die Selbstsichere.

Und schon kam wieder alles wie geträumt: Da war zunächst Inge Meysel – noch nie habe ich sie so blond und so hochfrisiert erlebt – mit ihren dunkelbraunen Augen, die zu ihrem Haar in starkem Kontrast standen und sie tatsächlich »etwas negroid« erscheinen ließen. Aber damit nicht genug: Sie verfertigte für mich einen veritablen »Neger«! Und das kam so: Da ich in einer großen Szene mit ihr immer an derselben Stelle hartnäckig zu »hängen« pflegte und die Aufnahme jedesmal »schmiß« – alles behandelte mich sehr rücksichtsvoll, denn woher sollte ich den Riesentext auch so schnell können? –, ließ sie sich plötzlich ein Stück Kreide geben. Sie schrieb mir die Worte meiner Textklippen an den Pfosten der pompösen Tür meines Salons, durch die ich auftreten mußte. In der Fachsprache heißt das ein »Neger«. Hans Albers zum Beispiel hat mit solchen »Negern« viel gearbeitet. Man stellte ihm neben die Kamera eine schwarze Tafel, worauf sein Text zu stehen pflegte, den er dann ablas.

Eine weitere Worterfüllung zeigt der folgende, ebenfalls präkognitive Traum. Hierzu gibt es weder einen »Aufhänger« noch einen »Tagesrest«. Wenigstens findet sich weder in meinem Kommentar im Traumjournal noch im Tagebuch irgendeine entsprechende Eintragung. Der Traum kam leicht und beziehungslos und verflüchtigte sich auch ebenso schnell wieder. Es war nur ein Bild, das mich trotz seines etwas makabren Themas nicht erschreckte.

Traum 1639 vom 22. Januar 1966

Ich sehe Andrea an meinem Schreibtisch stehen, ihr Auge in der Hand haltend, das sie erstaunt und amüsiert betrachtet.

Drei Wochen später erhielt ich ein Päckchen von einem etwas versponnenen Freund, der schon mit Briefen immer sehr geizte, mir aber noch nie im Leben ein Paket geschnürt hatte, um es dann sogar noch abzusenden. Andrea stand interessiert daneben, als ich das Objekt unserer beider Neugier auf meinem Schreibtisch auswickelte. Man stelle sich mein Erstaunen vor, als sich aus dem Papier ein Glasei herausschälte, in dem ein hellblaues Auge eingeschlossen war. Mit einem belustigten Auflachen ergriff es Andrea und drehte es bewundernd und es von allen Seiten verständnislos betrachtend in den Händen. Im Begleitschreiben stand zu lesen: »Gib dies Deiner Andrea als kleines Angebinde: ein kristallklares Ei, in dem ein Auge eingeschlossen ist – Symbol des großen Zuschauers, des inneren wie äußeren.«

Sosehr ich mich über ein Geschenk des jahrelang Verschollenen freute, im Interesse der Wissenschaft war ich vor allem froh, daß der Traum dadurch seine beruhigende Erklärung gefunden hatte. Andrea drehte, im wahrsten Sinn des Wortes, ihr »eigenes« Auge in den Händen.

Ich gebe zu, daß man von solchem Schabernack, den sich das Unbewußte immer wieder leistet, oft hereingelegt wird und jedesmal etwas beunruhigt reagiert. Natürlich dachte ich insgeheim: »Hoffentlich passiert nicht etwas mit Andreas Auge! Wird sie einen Unfall haben, muß sie womöglich operiert werden?« Zumindest aber denkt man an eine symbolische Auslegung: »Aha, ich muß ein ›Auge auf sie haben‹, oder hat sie ein ›Auge auf jemand geworfen‹?« Auf den Gedanken, daß es sich in diesem Fall schlicht um die nüchterne Wiedergabe einer realen Situation handeln könnte, kommt man erst gar nicht. Aber, Hand aufs Herz: Wer verschickt schon Augen, und wer empfängt sie schon?

Ich will hier, ohne Namen zu nennen, eine Geschichte erzählen, die mir vor einiger Zeit passiert ist und in abgewandelter Form immer wieder passiert. Sie wirft ein bezeichnendes Licht auf die ahnungslosen »Gedankensender«, die ihre Mitmenschen für dümmer halten, als sie in Wirklichkeit sind – nicht ahnend, daß diese mit einer »Antenne« oder eben einem sechsten Sinn ausgestattet sind, der meist unfehlbarer ist als der hochgepriesene Verstand.

Die Geschichte begann in einer Abendgesellschaft, zu der ich eingeladen war. Es wurde viel debattiert, ja gestritten, und vor allem auf politischem Gebiet war man sich besonders uneins. Das junge Ehepaar X fiel mir auf, beide Künstler mit gesundem Menschenverstand und mit weltpolitischem Weitblick, der den anderen recht biederen und engstirnigen Gesprächspartnern weitgehendst fehlte. Ich hielt mich ausnahmsweise zurück, beteiligte mich kaum an der mit zum Teil haarsträubenden Argumenten geführten Diskussion, weil es oft meine Art ist, dann über die Stränge zu schlagen und ausfallend zu werden, und ich dies vermeiden wollte. So zog ich mich etwas früher als die anderen Gäste aus der ungleichen Gesellschaft zurück, und auch das junge Paar verließ frühzeitig die total zerstrittene Runde. In der Nacht hatte ich einen seltsamen Traum.

Traum 2505 vom 6./7. Juli 1973

Ich träumte von dem sehr sympathischen Künstlerehepaar X. Ich sah die beiden fluchtartig einen Dampfer verlassen und auf einen anderen umsteigen. Herr X hatte eine Maske vor dem Gesicht und eine Pistole in der Hand, die er, wild um sich feuernd, betätigte. Ein Polizeibeamter sprang hinzu und tötete ihn durch einen Schuß in den Mund. Sie hatte einen hübschen, bunten Vogel auf ihrem Kopf sitzen, zu dem sich ein zweiter, buntschillernder gesellte.

Ich deutete den Traum dahingehend, daß Herr X am Vorabend gegen die saturierten Bürger, die er in Harnisch brachte, »geschossen« hatte, während sie, ein bildhübsches Wesen mit etwas surrealistischen Gedanken, ein schöner Paradiesvogel zu sein schien. Doch die wirkliche Lösung wurde mir sehr bald ins Haus geliefert.

Schon am nächsten Tag rief mich eine Bekannte aus der gestrigen Gesprächsrunde an. Nicht ahnend, daß mir gerade jenes Künstlerpaar aus der Seele gesprochen hatte, legte sie los: »Was sagen Sie zu den X? Wir haben uns noch lange, als Sie bereits gegangen waren, über die beiden aufgeregt! Nicht nur, daß sie mit ihren Ansichten völlig auf dem falschen Dampfer sind, wir fanden auch, daß er sich geradezu verbrecherisch innerhalb unserer Gesellschaftsordnung verhält und eigentlich mundtot gemacht werden müßte. Sie ist zwar bildhübsch, aber sagen Sie selbst, die spinnt doch! Als einer von uns sagte, ›die hat doch einen Vogel‹, meinte Herr Y: ›Was heißt hier *einen* Vogel, die hat doch mindestens zwei!‹ Was natürlich schallendes Gelächter bei uns allen hervorrief!« Ziemlich kommentarlos und wortkarg beendete ich das unerfreuliche Gespräch.

So hatte sich die sehr angeregte Unterhaltung der Zurückgebliebenen Stück für Stück in meinem Traum niedergeschlagen. Da war zunächst das Ehepaar X, das sich auf dem »falschen Dampfer« befand und diesen deswegen im Traum wechseln mußte. Herr X mit seinen »verbrecherischen Ansichten« wurde im Traum zu einem gefährlichen Gangster umfunktioniert, und man schoß ihm, weil er in den Augen der Partyteilnehmer »mundtot« gemacht werden sollte, kurzerhand eine Kugel durch den Mund. Aus dem »Vogel« der schönen Künstlerin mit ihren abstrakten, aber höchst originellen Gedanken machte der Traum gleich dem über sie lästernden und witzelnden Herrn Y einen zweiten.

Träume erfüllen sich auch in Etappen

Unter dieser Rubrik werde ich Träume schildern, die sich in Etappen erfüllten. Es ist wirklich höchst amüsant festzustellen, wie erst das eine, dann das andere Detail eintrifft, bis tatsächlich – und es können Jahre in der Zwischenzeit vergehen – ähnlich wie in einem Puzzlespiel sich ein Baustein an den anderen reiht und das Bild sich endlich schließt.

Einen ganz erstaunlichen, auf den ersten Blick allerdings recht simplen Traum hatte ich in einer der berühmten ersten Nächte in einem neuen Bett. Es stand diesmal in Heidelberg, wo meine Tochter Andrea am Stadttheater engagiert war. Sie hatte mich eingeladen, und ich kam, um ihre Julia in Shakespeares *Romeo und Julia* anzusehen. Ich muß vorausschicken: Wolfgang – mein Mann – war in Kampen auf Sylt geblieben, wo wir unseren Urlaub verbracht hatten. In der ersten Nacht in Heidelberg hatte ich nun folgenden Traum:

Traum 1578 vom 23. Juli 1965

Wolfgang bespricht mit Erwin Linder ein Engagement für Braunschweig. Es geht um eine Rolle, die sie dort spielen sollen, und Wolfgang fragt: »Ich nehme Ihnen doch die Rolle nicht weg?« Die beiden sind ähnliche Typen mit gleichem Rollenfach, und ich wundere mich über die Bereitschaft Linders, die Rolle sofort an Wolfgang weiterzugeben.

Wie man zugeben muß, ein völlig belangloser Traum mit dem üblichen Schauspielergeschwätz und für einen Außenstehenden noch uninteressanter, als er für mich war. Braunschweig hat sicher ein sehr gutes Theater – aber weder mit diesem noch mit der Stadt hatte auch nur eine der geträumten Personen je etwas zu tun gehabt. Erwin Linder, Mitglied des Hamburger Thaliatheaters, war der Mann meiner Kollegin Wika, mit der ich öfter im »Jungen Theater« spielte. Wolfgang kannte ihn kaum und hatte ihn seit ungefähr zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. So war er auch sehr überrascht, als ich ihn am nächsten Tag von Heidelberg aus in Kampen anrief und fragte, ob er zufällig Erwin Linder getroffen habe. Ein völlig verblüfftes: »Warum um Gottes willen soll ich Erwin Linder auf der Insel treffen? Den gibt es hier doch gar nicht!« war die Antwort. Das klang zwar snobistisch – aber »man« weiß eben, wer in Kampen ist und wer nicht. Es folgte dann noch ein Vorwurf wegen des Ferngespräches um »so einen Quatsch«.

Am 25. Juli rief mich Wolfgang in Heidelberg an: »Sag mal, warum hast du eigentlich gestern angerufen und gefragt, ob ich Erwin Linder getroffen habe?« Kleinlaut sagte ich – denn ich heimse von meiner Familie sehr oft Spott deswegen ein: »Ich habe euch beide zusammen in einem Theatergespräch im Traum gesehen!« Nun mußte er doch lachen: »Ich habe ihn tatsächlich getroffen. Er erzählte, daß er das erste Mal hier sei, und dann von einer Tournee, die er demnächst mit Kortner machen werde.« Linders Frau berichtete mir viel später einmal: »Wir standen ahnungslos an der Bushaltestelle in Kampen, wohin wir von Wenningstedt aus, wo wir unsere Ferien verbrachten, zum ersten Mal gepilgert waren. Da plötzlich quietschende Bremsen eines Cabrios. Heraus springt ein aufgeregter Wolfgang Stumpf, der Kurs auf uns nimmt. ›Sind Sie nicht Erwin Linder? Nun glaub' ich tatsächlich, daß meine Frau eine Hexe ist! Ruft sie mich doch gestern abend an und fragt, ob ich Sie zufällig getroffen hätte!!‹« Wie dem auch sei – er hatte ihn getroffen, und ich war rehabilitiert.

Am 12. März 1966, also fast acht Monate später, hatte ich im Studio Hamburg in Frank Wisbars Fernsehfilm *SOS Morro Castle* zu tun. Eine Kollegin vom Thaliatheater, Liane Hielscher, sprach mich an: »Sind Sie nicht die Frau von Wolfgang Stumpf?« Ich: »Ja. Warum?«

»Ach, mein Freund, der Regisseur Otto Wilhelm«, sagte sie, »suchte im Januar dieses Jahres für seine Inszenierung von *Die Plebejer proben den Aufstand* von Günter Grass, die er in Braunschweig machte, einen Hauptdarsteller. Es wurde ihm vom hiesigen Besetzungsbüro Ihr Mann empfohlen.« Ich hörte »Braunschweig« und wurde hellwach! »Und was war dann?« fragte ich. »Hat man sich womöglich auch an Erwin Linder gewandt?« Darauf sie, sehr erstaunt: »Ja! Wie kommen Sie darauf? Man hatte erst Erwin Linder angesprochen, und als dieser ablehnte, kam man auf Ihren Mann.« Mein Traum hatte sich somit in der zweiten Etappe erfüllt: erst das Theatergespräch der beiden auf der Straße in Kampen einen Tag nach dem Traum und dann das gemeinsame Engagementangebot im Januar 1966, das Erwin an Wolfgang weitergab – der es allerdings auch nicht annahm.

Und nun kam die dritte Etappe dieser »fraktionierten Erfüllung«: Der Intendant des Heidelberger Theaters, Hans Peter Doll, bei dem Andrea engagiert war, wurde nach seiner Heidelberger Amtszeit für die Spielzeiten Herbst 1967 bis 1971 nach Braunschweig engagiert. Sicher besteht hier ein nicht unwesentlicher Bezug, wahrscheinlich sogar der wesentlichste. Weil Doll zwei Jahre später nach Braunschweig ging, wurde der Traum wohl von mir überhaupt geträumt. Das Unterbewußtsein schoß sich sozusagen in dieser ersten Heidelberger Nacht auf das dortige Theater ein, das ich besuchen wollte. Und es sah gleich den Braunschweiger Posten seines Intendanten voraus. Denn warum sonst wäre ich auf das für uns völlig beziehungslose Theater gekommen? Daß dann auch noch Erwin und Wolfgang dieselbe Rolle in den *Plebejern* in Braunschweig angeboten

wurde, macht die Präkognition durch die Verdichtung des Traumes erst verständlich.
Im März 1968 starb der Kollege Erwin Linder und »gab seine Rolle ab«. Das »Abschminken«, »Ausziehen« und »Abgeben« von Rollen im Traum hat nach meiner Erfahrung den Sinn des »Abschiednehmens«.

Von einer weiteren etappenweisen Erfüllung soll hier die Rede sein, die, wie sich immer erst viel später herausstellt, durch sehr einschneidende Tagesreste ausgelöst wurde.
Meine Mutter hatte aus Traunstein angerufen, wo die fast Achtzigjährige mit einem komplizierten Schenkelhalsbruch im Krankenhaus lag. Sie werde heute geröntgt, erzählte sie, und wäre sehr glücklich, wenn Andrea und ich sie um die Weihnachtszeit in Bayern besuchen würden, man wisse in ihrem Alter ja nie . . .
Sehr besorgt machte ich mich auf den Weg ins Hamburger Künstlertheater, wo ich eine Nachmittagsvorstellung zu spielen hatte. Dort empfing mich ein Kollege mit einem Gruß eines gemeinsamen »guten Freundes«, der mir aus Gründen, die nicht hierher gehören, androhte, er »werde mir demnächst Arsen geben«. In nicht gerade allzu gehobener Stimmung kam ich nach der Aufführung nach Hause und sah mir im Fernsehen auch noch *Elektra* von Sophokles an, eine, wie man weiß, blutrünstige griechische Familientragödie, in der es um Gatten-, Liebhaber- und Muttermord geht. Die nicht ohne weiteres von der Hand zu weisende Morddrohung des etwas schizophrenen Kollegen, meine ernste Sorge um die Mutter und die deprimierende *Elektra* erzeugten in der darauffolgenden Nacht ein »affektives Feld« und brachten einen Traum hervor, den ich damals als »prophetisch« bezeichnete (obwohl man mich ausdrücklich gelehrt hatte, daß Prophetie in die Heilsgeschichte gehöre und man als gewöhnlicher Sterblicher bestenfalls »Wahrträume« haben dürfe). Aber der Traum in seiner Besonderheit, halb gesprochen, halb als Schrift an der Wand zu lesen, hatte einen absolut prophetischen Charakter von unvergeßlicher Intensität. Wie immer die Bezeichnung für derlei paranormale Vorgänge sein möge, hier zunächst der Traum:
Traum 1764 vom 11. Dezember 1966
Um ein Uhr nachts wache ich von dem halb geschriebenen, halb gesprochenen Wortlaut einer Prophezeiung auf, die mir alsbald entschwindet und etwa so lautet: ». . . wenn der Mond an seiner Oberfläche schwankt, dann wird der Boden weiß sein, und aufgeregte Männer in weißen Anzügen werden hin- und hereilen . . .« Also geht es wohl um eine wichtige Forschung oder um ein Krankenhaus?
Diesen Traum habe ich zweimal in der Nacht, wache voll großer Unruhe auf, sause jedesmal aus dem Bett und habe das Gefühl, etwas unternehmen zu müssen. Irgendein Ereignis von größter Bedeutung. Forschung oder Unfall? Soll ich lieber nicht mit dem Wagen fahren?

Später in der Nacht bin ich in einem kleinen spanischen Ort und will in ein original spanisches Lokal. Irgendwelche Schwierigkeiten. Es scheint zwischendurch auch in München zu sein. Dann ist aber doch alles typisch spanisch mit Andrea inmitten der lebendigen Szenerie.
Dann meine Mutter in einem hoch auf einem steil abfallenden Felsen gelegenen alten Haus mit rosa Mauern. Es ist durch Wasserschäden reparaturbedürftig. Noch sehr viel spanische Handlung, heitere Straßenszenen, einfache Leute, ein kleiner Dorfplatz vor hübschen Restaurants. Und immer wieder eine Unmenge rosafarbenes Mauerwerk.
Zu dem sehr bunten Traum fiel mir am nächsten Tag nicht allzuviel ein, nur die Verbindung zu meiner Mutter, die darin vorkam und mich am Tag aus der Klinik angerufen hatte. Sie war im Januar desselben Jahres in ihr neugebautes Häuschen in Inzell gezogen, das sie rosa anstreichen lassen wollte, wovon wir ihr aber alle abrieten. Die Einfälle beschränkten sich somit ferner nur noch auf die rosa Farbe, die in reichlichem Maß den dritten Teil des Traumes durchzog. Andrea war zu jener Zeit in Zürich am Schauspielhaus.
Wegen der in diesem speziellen Fall sich als von größter Wichtigkeit erweisenden Koinzidenzen seien hier die Hauptauslöser des Traumes nochmals rekapituliert: Unfall der Mutter (daher, so glaubte ich, die »Männer in weißen Anzügen«, die Ärzte der Klinik), ihr Wunsch, daß ich sie mit Andrea besuche, die Mordabsichten des Kollegen und das Betrachten von *Elektra* kurz vor dem Schlafengehen. Wie Andrea mir drei Jahre später bestätigte, als sich der Traum in allen Phasen bewahrheitete, hatte auch sie sich in Zürich 1966 den Fernsehfilm *Elektra* angesehen.
Ich muß hier noch erwähnen, daß ich noch nie in meinem Leben in Spanien war, trotzdem aber dieses Land sehr deutlich in der dritten Traumphase mit lustigen Straßenszenen, kleinen Restaurants und einer ländlichen Bevölkerung geträumt hatte. Und alles das war gleichzeitig München, wie eben ein Traum oft unlogisch zu sein scheint. Er war es in diesem Fall, wie sich 1969 herausstellte, absolut nicht. Denn im April/Mai drehte Andrea den Fernsehfilm *Der Nagel* in Münchner Ateliers. Sie spielte eine Gattenmörderin. Die Außenaufnahmen waren in Spanien, in einem Land, das sie zum ersten Mal in ihrem Leben kennenlernte. Voll echter Begeisterung schrieb sie in der von mir angeforderten Traumbestätigung: »Hiermit bestätige ich meiner Mutter, daß ich im April/Mai 1969 zum ersten Mal in Spanien war. Ich hatte Außenaufnahmen für den Film *Der Nagel* in kleinen Orten der Provinz Malaga, in Archedoña und Cauche, und wir waren umringt von der Bevölkerung, als wir auf dem Marktplatz von Archedoña drehen wollten, so daß wir einige Schwierigkeiten hatten, die Szenen auf dem vorgesehenen menschenleeren Platz in den Kasten zu bekommen. [Der Traum spricht von »irgendwelchen Schwierigkeiten«.] An Wochenenden aßen wir meist in Flamencolokalen in Torremolinos und Malaga. Ferner besuchten wir in Cordoba die be-

rühmte Moschee ›Mezquita Catedral‹ mit sehr viel rosa Marmor und rosa Freskomalerei.«
Als ich mir später ihre Fotos von Spanien ansah, gab es keinen Mangel an rosa Bildern. Nicht nur, daß die meisten einen Rotstich hatten, eine Unmenge Bauten hatte einen zartrosa Anstrich.
Dann kam ein schwarzer Tag in jenem Sommer 1969, und der wiederum bezog sich auf die ersten Traumabschnitte. Meine Mutter und ich waren mit meiner Jüngsten, Isabel, in unseren Familienbesitz »Weißenstein« nach Ost-Tirol gefahren, das geträumte »auf steilem Felsen gelegene Haus mit Wasserschäden«. Eben wegen dieser Wasserschäden, die sich in beängstigender Weise eingestellt hatten und die oberen Stockwerke vom Dach her zu zerstören drohten, waren wir angereist. Hier untertrieb der Traum ausnahmsweise, wenn er von »reparaturbedürftig« sprach. Es war eher eine Katastrophe! Am 4. Juli 1969, als wir uns anschickten, wegen der Schäden einen Handwerker aufzusuchen, stürzte meine Mutter den steilen Schloßberg hinunter, wurde von der Bergwacht geborgen und ins Krankenhaus nach Lienz transportiert. Dort waren die »Männer in weißen Anzügen« dann erneut um sie bemüht, und wieder zitterte ich um das Leben der inzwischen Einundachtzigjährigen.
Eine eventuelle Parallele zu *Elektra* bietet sich hier am Rande schon an: Als ich meine Mutter tief unter uns leblos liegen sah, fühlte ich mich für den Bruchteil von Minuten als Muttermörderin, denn wir hatten den Wagen fahrlässig und viel zu nahe am Abgrund geparkt. Dies mag eine Hypothese sein, sie paßt aber, wie man später noch sehen wird, zu den unerhörten Verdichtungen und Verschiebungen der einzelnen Traumdetails.
Dann kam der 17. Juli. Ein wahrhaft historischer Tag! Seit dem 15. Juli waren die ersten Menschen auf dem Weg zum Mond unterwegs. Es waren die Astronauten Armstrong, Aldrin und Collins, die als erste ihren Fuß auf den fernen Planeten setzen sollten. Meine Mutter, bereits wieder aus der Klinik entlassen, noch blaß und erschöpft, saß mit mir gleich Millionen fiebernder Zuschauer auf der ganzen Welt Tag und Nacht vor unserem heißlaufenden Fernsehgerät.
Meine Prophezeiung von 1966, die wir Laien im alten Europa zu jener Zeit noch nicht für möglich gehalten hätten, war Wirklichkeit geworden. Die »aufgeregten Männer in weißen Anzügen«, die im Traum vom 11. Dezember auf der »schwankenden Mondoberfläche« hin- und hereilten, hatten das Unglaubliche schließlich am 20. Juli geschafft. Die ganze Welt hielt den Atem an, als sie zum ersten Mal den Boden, »der weiß sein wird«, betraten. Die schwankende Mondoberfläche habe ich sozusagen mit den Augen der Kamera gesehen, denn auch wir vor unseren Fernsehapparaten hatten ständig ein schwankendes Bild. Daß die weißgekleideten Männer »aufgeregt« waren, bedarf wohl kaum einer näheren Analyse. In jener Nacht meines Traumes sprang ich um 1 Uhr nachts aus dem Bett, genau

zu der Stunde, in der wir am 20. Juli den Wecker stellten, um den Ausstieg auf dem Mond ja nicht zu verpassen.
Im Traumtext hieß es: ». . . geht es um eine wichtige Forschung oder ein Krankenhaus?« *Beides* war zu gleicher Zeit Wirklichkeit geworden. Meine Panik damals, die mich mitten in der Nacht veranlassen wollte, sofort etwas zu unternehmen, bezog sich natürlich auch auf den furchtbaren Unfall. Wie ja alle noch so einschneidenden, weltweiten Ereignisse meistens auch einen persönlichen Aspekt im Traum haben. Wäre ich übrigens, wie ich es im Traumtext andeutete, nicht mit dem Wagen gefahren, wäre das Unglück vielleicht nicht passiert.
Doch nun zum dritten Traumteil – der Traum vom Mond wurde ja zweimal geträumt –, der das »reparaturbedürftige Haus« meiner Mutter mit dem heiteren, rosafarbenen Spanien mischte. Hier wieder eine Verschmelzung und Doppelbödigkeit des Phänomens Traum: Das Haus symbolisiert oft, wie auch das Auto, das »Selbst«, und bei allem liebevollen Respekt vor meiner Mutter: Ein »reparaturbedürftiges altes Haus« war sie zu jener Zeit bestimmt.
Aber der Traum hatte sich in noch drei weiteren Bezügen auf den 17. Juli 1969 konzentriert. Zunächst meldete unsere Tageszeitung mit dramatischen Schlagzeilen: »So still und kaltblütig flog noch keiner ins All! Von Computern gesteuert, von Gebeten begleitet, von Feuer umhüllt: Apollo 11 startet! Die Erde nur noch ein ferner Ball . . . und so verlief bisher die Traumreise der Menschheitsgeschichte . . .«
Am Abend mußte meine rekonvaleszente Mutter wieder vor der überlasteten Mattscheibe sitzen; denn darüber flimmerte Peter Schamonis Spielfilm *Schonzeit für Füchse* mit Enkelin Andrea in der Hauptrolle. Auch das war ein wichtiges Erlebnis in unserer Bergeinsamkeit. Doch nicht genug damit. Am 17. Juli schrieb Andrea eine Postkarte mit wunderschönen *rosa* Blüten im Vordergrund aus Funchal/Madeira. Sie verbrachte ihre Ferien zwar nicht in Spanien, jedoch im ebenfalls diesen Sommer neuentdeckten benachbarten Portugal. Auf der Karte sah man das Reid's Hotel auf »steil abfallendem Felsen«, genauso beängstigend dicht am Abhang gebaut wie Schloß Weißenstein.
Die Dokumentation jedoch wäre nicht vollständig, ließe ich ein wichtiges Bezugssystem zur aktuellen Lebenssituation unbeachtet: den affektbesetzten Tagesrest jenes 11. Dezember 1966. Andrea und ich hatten damals an getrennten Orten das Morddrama *Elektra* von Sophokles angesehen. Von ihrer Spanien-Arbeit und aus den Portugal-Ferien heimgekehrt, bekam Andrea ein verlockendes Angebot vom Westdeutschen Fernsehen. Es handelte sich um die Titelheldin von O'Neills *Trauer muß Elektra tragen* – die griechische Tragödie ins Amerika des vorigen Jahrhunderts übertragen.
Der Kreis hatte sich wieder einmal vollständig geschlossen, der Traum sich in allen Phasen etappenweise erfüllt.

Das erste Kapitel dieses Buches war einem Pferdchen gewidmet. Dieses Tier hatte mich indirekt dazu gebracht, daß ich nach zwanzigjähriger Traumforschung endlich daranging, im Sommer 1972 den Versuch zu unternehmen, niederzuschreiben, wie ich mit meinen Träumen lebe. Von diesem Pferdchen soll unter anderem in diesem Bericht die Rede sein.

Anfang März 1964 verbrachte ich einige Tage in Freiburg. Diesmal war es Frau Dr. Inge Strauch, die mich bat, ihr im Institut für Psychologie und Charakterologie der Universität, das von Professor Heiss geleitet wurde, für eine Versuchsreihe zur Verfügung zu stehen. Dr. Strauch war einer der ersten Experimentatoren auf dem Gebiet der neurophysiologischen Schlaf-Traum-Forschung.

Mittels eines Elektroenzephalographen werden die elektrischen Gehirnströme des Schläfers überwacht und wird festgestellt, wann er träumt. Hierzu werden an Stirn, Schläfen und Hinterkopf mit Klebestreifen Elektroden befestigt, die elektrische Impulse aus verschiedenen Partien des Gehirns und der Augenmuskeln an ein Meßgerät im Nebenraum weiterleiten und auf die langen Papierstreifen des Enzephalographen aufzeichnen. Hirn- und Augenmuskelströme werden vom Experimentator während der ganzen Nacht überwacht. Die an den Augenlidern befestigten Leitungsdrähte übertragen die Bewegung der Augenmuskulatur auf das Schreibgerät. Während der gewöhnlich fünfmal in der Nacht auftretenden REM-Phasen (von »rapid eye movement« = schnelle Augenbewegung), die durch Hirnströme ähnlich denen im Wachzustand (Beta- und Alpha-Wellen) gekennzeichnet sind, träumt der Schläfer. Lebhafte Augenbewegungen zeigen die Träume an.

Ich fand mich abends in einer schalldichten Kammer des Instituts zu meinem Testschlaf ein. Wider Erwarten schnell und tief schlief ich ein, trotz der Leitungsdrähte am Kopf, die mich an eine Dauerwelle beim Friseur erinnerten. Im Nebenraum wechselten sich Dr. Strauch und ihre Assistentin an den aufwendigen Meßgeräten, die meterlange Papierschlangen produzierten, ab. In dieser Nacht hatte ich nach dreimaligem spontanen Aufwachen jedesmal das gleiche Traumthema, sprach es noch schlaftrunken und stockend in das vorgehaltene Mikrophon und machte anderntags eine Zeichnung zu der plastischen Szene.

Traum 1390a vom 1./2. März 1964

Ich bin mit einem oder mehr Kindern und meiner Mutter in einem malerischen Gebirgstal. Ein nettes Pferdchen grast vor uns auf einer Wiese, um die sich ein Bach schlängelt, und ein Zaun läuft um das Grundstück, das im Hintergrund von hohem Wald abgegrenzt ist und worauf ein kleines Haus steht. Die Landschaft ähnelt mit ihren sanften Höhenzügen einem Tal im Schwarzwald, doch im Hintergrund sind hohe Berge. Wir sind alle sehr glücklich, obgleich bettelarm, und machen uns sogar lustig über unsere Armut.

Nach traumlosem Tiefschlaf begann die nächste REM-Phase, und ich

wurde erneut von den Forscherinnen mit dem Mikrophon in der Hand freundlich, aber bestimmt geweckt. Ich gab zu Protokoll:

Traum 1390b

Wieder sind wir in dem wunderschönen, lieblichen Tal und leben nun sogar im Freien, weil wir wohl noch ärmer geworden sind. Das Häuschen sehe ich immer noch hinter dem Zaun stehen, und auch das Pferd weidet auf der Wiese, aber alles spielt sich jetzt auf der Straße davor ab, und ich lebe nur in den draußen stehenden Möbeln. Ein winziges Baby ist da, das mir viel Freude macht mit seinem dicken Bäuchlein, und voll Begeisterung nähe ich ihm ein kleines Jäckchen. Auch Rosita – mein Patenkind – ist dabei, die aber höchstens zwei oder drei Jahre alt ist, der ich ein selbstgestricktes Röckchen anziehe.

Da kommt ein Mann – oder waren es zwei? (ich glaube, einer war der Vater von Rosita) – und sagt böse: »Die Kleider müssen weggeworfen werden!«, worüber ich sehr unglücklich bin und zu weinen anfange. Ich hatte mich gerade so über meine selbstgefertigten Babykleidchen gefreut und lebte fröhlich mit den Kindern – auch meine eigenen waren gelegentlich dabei – in unserem kleinen Gebirgstal am Waldrand. Aber der Mann – oder die Männer – ist unerbittlich. Doch als ich sage: »Sieh mal, wie süß das Kind aussieht!«, ist der Mann halb umgestimmt. Dann werden aber doch die Kleider vernichtet, und halb heulend wache ich auf.

Nach meinem dritten spontanen Aufwachen ging es weiter:

Traum 1390c

Der Traum ist die Fortsetzung zu den beiden ersten, schließt unmittelbar an. Immer noch lebe ich im Freien in unserem bayrischen Bauerntal. Es ist aber alles so primitiv und ärmlich, daß wir uns entschließen, zurück in die Stadt zu ziehen. Und trotzdem ist alles noch so friedlich mit den Kindern und meiner Mutter. Da kommt eines gelaufen und ruft: »Komm schnell, der Rosita ist etwas passiert!« Man drückt mir ein Häufchen wie matschigen Brei in die Arme, und voll tiefstem Entsetzen stochere ich darin herum und suche nach dem, was von dem Baby noch übriggeblieben sein kann. Nun sitzt auch der Vater völlig geknickt und über dieses Unglück erschüttert da. Doch es ist zu spät, das Kind ist tot.

Ich konnte mir keinerlei Reim auf diese drei Träume machen. Die Landschaft war offensichtlich eines jener sanften Vorgebirgstäler in Bayern. Meine Mutter lebte damals in Brannenburg am Inn in einer zwar ähnlichen Gegend, aber die geträumte war doch anders. Hatte Mutter ihr Domizil auf einem Berg, so zeigten die Träume immer wieder dasselbe liebliche Tal, das ich in allen Einzelheiten mit Bach, Zaun, Wald, Wiese, Haus und Pferdchen gleich in der Frühe zeichnete. Ich tat gut daran, denn sehr viel später konnte ich eben dieses Bild im Foto festhalten.

Absolut absurd fand ich an diesen Träumen in erster Linie, daß ich so voll Begeisterung Babykleidchen anfertigte. Handarbeiten waren wirklich nie meine starke Seite, und für keines meiner drei Kinder habe ich auch nur

ein Stück genäht. Das überließ ich Berufeneren. Doch eines war mir klar: Zu dieser Landschaft würde ich eines Tages eine starke Bindung haben, die fröhliche Armut in irgendeiner Form erleben, das unerfreuliche Schicksal erleiden. Und ich wartete auf das Eintreffen des Traumgeschehens wie auf etwas Unabwendbares. Es traf in drei Etappen ein, ohne daß ich auch nur an einem der schicksalhaften Geschehnisse etwas hätte ändern können.

Am 1. Dezember desselben Jahres faßte meine Mutter plötzlich den unerwarteten Entschluß, nach Inzell zu übersiedeln, wo meine Schwester Liane mit ihrem Mann lebt, der sich dort als Arzt niedergelassen hat. Am 12. Dezember schon schrieb sie mir, daß sie nach langem Suchen ein schönes Grundstück in einem lieblichen Tal gefunden habe und gedenke, sich darauf ein Häuschen zu bauen.

Im Sommer 1965 besichtigte ich das von ihr erworbene Land in dem vorausgeträumten Vorgebirgstal. Unnötig, es näher zu beschreiben. Meine Zeichnung bewies es schwarz auf weiß: Ich hatte den Grund, auf dem das Häuschen bald erstehen sollte, mit solcher Akribie gezeichnet, daß nichts fehlte. Die Wiese, durch die sich ein Bächlein schlängelte, der dichte Wald dahinter, jede Biegung des Weges, der das Grundstück abschloß, und im Hintergrund die schroffen Felsen des Rauschbergs, alles war da wie in meinem Traum. Als das Häuschen im Februar 1966 endlich bezugsfertig stand und im Laufe des Frühlings der Garten angelegt wurde, fehlte nicht nur mir, die ich doch so deutlich einen *Zaun* geträumt hatte, diese Abgrenzung des malerischen Anwesens, sondern auch meine ganze übrige Familie empfahl meiner Mutter mit Engelszungen, wenigstens einen primitiven oberbayrischen Lattenzaun errichten zu lassen. Doch sie blieb eisern. Ein Zaun käme nicht her! Insofern war der Traum zunächst noch unvollkommen.

Im August 1968, nunmehr über vier Jahre nach dem Traum, sollte eine weitere Traumphase Wirklichkeit werden. Ich verbrachte die Ferien bei meiner Mutter in ihrem Häuschen im Tal bei Inzell. Wir hatten meine Patentochter Rosita eingeladen, die wie ein Kind im Hause bei uns war und sehr erholungsbedürftig und blaß angereist kam. Sehr bald war der Grund ihrer auffallenden Nervosität offenbar. Sie erwartete ein Baby von ihrem Freund und war in großen seelischen Konflikten. Er hatte sich, was zuweilen vorkommen soll, seitdem von ihr zurückgezogen – das Baby würde unehelich zur Welt kommen. Trotzdem rieten meine Mutter und ich ihr, das Kind auszutragen. Ich wollte mich gern seiner annehmen, ja ich freute mich für Rosita, die eine Kindernärrin ist und, wie ich glaubte, mit diesem ungewollten und für eine Frau dennoch so wichtigen Erlebnis aufblühen würde.

Ganz anderer Ansicht war der strenge Vater von Rosita. »Das Kind muß weg«, tobte der Unversöhnliche. Als ich ihn schon fast mit meinen eindringlichen Reden von »altmodischen Vorurteilen und überholten Moralbegriffen« umgestimmt und ihm gerade die Rolle des Großvaters in rosigen Farben schmackhaft gemacht hatte, verlor Rosita die Nerven und reiste Hals über Kopf nach London zu einem beinahe zu späten, fast lebensgefährlichen Eingriff.

Das also war mein anfängliches Glück über die Babykleidchen im Traum und meine Verzweiflung, als der Vater und ein anderer Mann (ihr Freund) darauf bestanden, die von mir mit so viel Liebe gestrickten Kleidchen wegzuwerfen. Starken symbolischen Gehalt hatte auch das Bild des »matschigen Breis«, den ich heulend im Arm hielt, das tote Kind versinnbildlichend. Nun war sogar der Vater geknickt.

Was es mit der Armut und dem »Leben im Freien« auf sich hatte, sollte 1970 seine Aufklärung finden. Meine Mutter hatte mir 1969 eröffnet, sie habe mich als Erbin ihres Häuschens eingesetzt. Doch im Februar 1970 besprach sie sich mit mir im Beisein meiner Schwester Liane. Diese lebe ja in Inzell, während ich meinen Beruf in Hamburg habe und wenig Gebrauch machen könne von einem so weit entfernten Besitz. So habe sie mir zwar ihre Möbel und andere Werte zugedacht, wolle aber fragen, ob ich nicht zugunsten von Liane auf das Haus verzichten würde. Ich erklärte mich gleich einverstanden und stimmte, sogar etwas erleichtert, zu. Die fröhliche Armut!

Das Häuschen aber war futsch! Ich saß, bildlich gesprochen – der Traum hatte es sechs Jahre zuvor dramatisch aufgebauscht –, mit den »Möbeln auf der Straße«. Er hatte daraus »bittere, aber vergnügte Armut« gemacht und mich »zurück in die Stadt« (Hamburg) ziehen lassen. Wahrlich affektiv besetzte Situationen genug für eine handfeste Präkognition! Man erbt und verliert nicht alle Tage ein Landhaus, erlebt nicht oft die Vorfreude auf ein Baby und seinen Verlust.

Wieder, wie häufig bei den fraktionierten Erfüllungen meiner Träume, gab es unaufgeklärte Passagen, die noch offengeblieben waren. Da war vor allem der von uns allen meiner Mutter so warm empfohlene Zaun, den ich deutlich geträumt und gezeichnet hatte, und das »Pferdchen«, von dem ich annahm, daß es bei einer über achtzigjährigen Frau nie stehen würde – noch dazu in einer völlig pferdelosen Gegend, wie es das Tal mit seinen Schaf- und Rinderherden nun einmal war.

Doch im Sommer 1972 traf auch das ein. Ich traute meinen Augen nicht, als ich mit meinem Wagen am 13. Juni bei meiner Mutter in die Auffahrt fuhr. Da lief ein primitiver Lattenzaun dicht hinter ihrem Häuschen an Wiese, Waldrand und Bächlein vorbei, genau an der Stelle, wo ich ihn 1964 nach meiner Traumtestnacht gezeichnet hatte. Dahinter graste nicht etwa ein ausgewachsenes Pferd, sondern das ausdrücklich geträumte »Pferdchen« in Form eines Islandponys. Eine Pferderasse, die in Bayern nicht zu Hause ist.

Meine Mutter hatte zwar Verständnis für meine Begeisterung, denn sie kennt meine Liebe für Pferde zur Genüge, aber daß ich *so* sehr in Jubel

ausbrach, fand sie doch etwas übertrieben. Ein junger Bauernsohn hatte das Pferd Weihnachten – nun endlich, sechs Jahre nach dem Traum – für sein uneheliches Kind (pikante Koinzidenz!) gekauft und auf die dicht angrenzende Wiese gestellt.
Das Pferdchen Fränzi wurde mein eingeschworener Freund und ist es bis auf den heutigen Tag.

Bestellte Träume – aber mit Überraschungen

Lange bevor ich wußte, daß so etwas überhaupt möglich ist und wir im Freiburger Institut mit bestellten Träumen erstaunliche Experimente machten, gab es auf diesem Gebiet schon einige witzige Erlebnisse. Am 18. Oktober 1957 besuchte ich meine Tante Emy Mylius in ihrem großväterlichen Haus in der Sevogelstraße in Basel. Die alte Dame empfing mich herzlich und überlud mich schweizerisch gastfreundlich mit köstlichen Speisen und dem besten Fendant, den ich je getrunken habe. Dieser löste denn auch sehr schnell meine Zunge, und entgegen meiner Gewohnheit, mit Berichten über Traumforschung zurückzuhalten, plauderte ich diesmal lustig drauflos. Ich erzählte von telepathischen und in die Zukunft schauenden Träumen, von meiner Arbeit mit Professor Bender – mit dem ich tags zuvor wieder erstaunliche Explorationen gemacht hatte – und vom Erfühlen gewisser atmosphärischer Bedingungen, besonders in fremden Räumen. Die Tante wurde immer skeptischer, witzelte herum und fand mich »spinnig«. Dadurch aufgestachelt, gab ich immer mehr verblüffende Traumgeschichten zum besten, um die ich bei meiner umfangreichen Sammlung nicht gerade verlegen war. Schließlich wurde es ihr zu dumm, und sie sagte energisch: »Gut, ich werde dich auf die Probe stellen. Träume mal heute nacht im Fremdenzimmer, was darin alles passiert ist.« Meine Verwandten hatten vorher in St. Alban-Vorstadt gewohnt, und ich war zum ersten Mal Gast in diesem Haus.
Da hatte ich nun also meinen ersten Traumbefehl! Und wußte daher auch gar nicht, ob so etwas überhaupt klappen würde. Aber an dem verdutzten Gesicht meiner Tante am anderen Morgen, als ich ihr meinen Traum erzählte, konnte ich unschwer erkennen, daß das Experiment gelungen war. Ich hatte nämlich ganz ohne jegliche Schnörkel und Umwege, die der Traum oft so verwirrend geht, genau den Punkt getroffen.
Traum 649 vom 18. Oktober 1957
Ich träumte nur von Einläufen, Schläuchen und Därmen und flog schließlich mit einem Klistier im edelsten Körperteil zur Decke.
Ziemlich verblüfft gab mir Tante Emy auf meinen Wunsch (für die Dokumentation) folgende Erklärung mit auf den Weg: »Ich bestätige hiermit, daß ich letzten Winter mit Darmsachen zu thun hatte (sie schrieb tun noch mit »th«) und zuletzt am Darm operiert wurde. Mein Großvater ist in dem

Zimmer, wo Christine schlief, an Darmkrebs gestorben. Basel, 19. Oktober 1957.«
Deutlicher hätte mir der Traum diese Anhäufung von defekten »Innereien« wirklich nicht zeigen können. Da ich Tante Emy seit unserem Umzug nach Hamburg 1954 – also drei Jahre – nicht mehr gesehen hatte und auch nichts von ihrer Krankheit wußte, noch weniger vom Krebstod ihres Großvaters natürlich, handelte es sich hier um eine telepathische Abzapfung ihrer eigenen Gedanken. Die nun völlig überzeugte alte Dame aber machte eine »Kehrtwendung von hundertachtzig Grad« und glaubte fortan, daß ihr Großvater im meist leerstehenden Fremdenzimmer spuke und mir des Nachts erschienen sei.

Einen weiteren Traumbefehl bekam ich von Janne Furch, einer ehemaligen Schauspielkollegin, mit der ich in unserer Jugend Maienblüte bei der Münchner Landesbühne und am Staatstheater engagiert war. Inzwischen hatte ich zwar schon durch Professor Bender in Freiburg einige Traumbestellungen hinter mir, von denen aber wegen ihrer komplizierten Vielschichtigkeit erst später die Rede sein soll.
Janne hatte ich lange Zeit nicht mehr gesehen. Es ist meine Art, auch für Freunde oft jahrelang verschollen zu sein und plötzlich und ganz unverhofft wieder aufzutauchen. Sie war inzwischen eine bekannte Drehbuchautorin geworden. Die Schauspielerei hatte sie längst an den Nagel gehängt.
Es war am 19. September 1967, und ich hielt mich für einige Tage in München auf, wo sie mit ihrem Mann, dem Komponisten und Dirigenten Franz Allers, in einem hübschen Haus in Obermenzing wohnte. Die Vielbeschäftigte hatte Zeit, und man verabredete einen Kaffeetratsch. Und weil wir so gar nichts mehr voneinander wußten, fingen wir eben von früher zu erzählen an. Das ging von dem berühmten »Weißt du noch?« über Erzählungen von unseren inzwischen stattlichen Familien bis hin zu meinem »Hobby«, der Traumforschung, das inzwischen übrigens längst keines mehr war, sondern fast ein Zwang, der mich nicht mehr losließ. Janne gehörte zu den Menschen, die von diesem Gebiet fasziniert sind, und sie bat mich fast flehentlich, von ihrer neuen Arbeit zu träumen. Sie erzählte mir eine erschütternde Geschichte: sie habe einen Leberschaden, sei letztes Jahr operiert worden und wisse, daß sie nicht mehr lange zu leben habe. Bisher habe sie zwar gängige, aber recht oberflächliche Lustspiele produziert. Vor ihrem Tod aber wolle sie noch ein ernstes Thema bearbeiten und habe ein Exposé über eine griechische Mutter, die ihren Sohn für das Militärregime opfern muß, geschrieben.
Vor dem Schlafengehen konzentrierte ich mich also krampfhaft auf Jannes griechische Mutter, deren bemitleidenswerten Sohn, auf grausame Obristen und einen rauschenden Premierenerfolg, den ich diesem Sujet von Herzen gönnte. Aber nichts dergleichen träumte ich. Der Traum tut einem nicht jeden Gefallen, wie ich schon oft feststellte. Er geht immer andere

Wege, die dann zwar auch irgendwie mit uns in Zusammenhang stehen – aber um mindestens drei Ecken.
Traum 1868 vom 19. September 1962
Ich träumte von einem gelben Auto, das einen Riß hat und das man einen Berg hinaufschieben muß. Dann aber erscheinen, sehr vergnügt und voll beruflichen Eifers, Janne und ihr Mann. Sie haben in einem graugelben Kellerraum eine Besprechung mit Pierre Bürki, einem mir bekannten Bühnenautor aus Bern. Es geht um die Neubearbeitung der »Fledermaus«, wovon sie sich einen großen Erfolg versprechen.
Gleich in der Frühe rief ich Janne an und beichtete ziemlich kleinlaut, daß ich offenbar doch recht erfolglos gewesen war. Sie war etwas enttäuscht, denn an ihrem Griechenlandfilm hing ihr ganzes Herz. »Aber trotzdem«, sagte sie, »hast du eine Arbeit von mir geträumt, die im Werden ist: eine Neubearbeitung der *Fledermaus* für Amerika.« Nun war mein Erstaunen doch groß, denn davon hatte sie mir tags zuvor nichts erzählt. Ich wiederum verschwieg das gelbe Auto mit Riß, das man auch noch schieben mußte, und den graugelben Kellerraum. Beides schien mir deutliches Symbol für ihre kranke Leber zu sein.
Einige Tage später erfuhr ich von einem Regisseur, der mir zufällig über den Weg lief, daß Pierre Bürki, der ebenfalls geträumte Schweizer, in seinem Land vor allem wegen seiner Operettenlibretti einen guten Namen habe. Auch davon hatte ich keine Ahnung.
So also kam der dem Ehepaar Furch-Allers völlig Fremde in meinem gelben Fledermaus-Kellerraum mit ihnen zusammen. Für mich waren Janne Furch und Pierre Bürki Lustspielautoren. Aber der Traum zeigte sie mir beide in ihrem mir unbekannten Metier der Operettenschreiber. Oft schließen sich auf diese Weise Traumelemente zusammen, die anscheinend gar nichts miteinander zu tun haben und die man nie unter einen Hut brächte, wenn nicht der Zufall einem wie hier durch das Gespräch mit dem Regisseur zur Hilfe käme.
Im Traum wie auch in der Wirklichkeit war die *Fledermaus* aber erst im Werden. So rief ich am 10. Oktober 1971 bei Janne in München an und erkundigte mich danach und auch, wie es ihr gesundheitlich ginge. Sie berichtete: »Meine Fledermausbearbeitung läuft seit 1968 in den USA mit großem Erfolg, von meinem Mann dirigiert. Zu meiner Gesundheit: Ich habe mich arrangiert, mit meiner kaputten Leber zu leben. Meine Tests sind vernichtend. Ich habe mir in Long Island eine Sonnenallergie geholt. Das Eisen in meinem Blut setzt sich in der Leber fest, und wenn die voll ist, bin ich tot.« Sie sagte es lachend, kippte einen Whisky und fügte echt bayrisch hinzu: »Weil's eh wurscht is!« Ich hörte durchs Telefon das Eis in ihrem Glas klimpern.

Am Abend des 13. März 1971 saß ich mit einigen Mitarbeitern von Professor Bender in der gemütlichen Wirtsstube des Gasthauses »Zum Schwa-

nen« in Freiburg. Wir hatten tagsüber Bandaufnahmen gemacht, Explorationen über jüngste Traumaufzeichnungen, und mal wieder mein Material im Institut gesichtet. Jochen Haas, ein junger Ethnologe, schlug anschließend vor: »Laßt uns doch Frau Mylius in ihr Hotel begleiten, dort gibt es die besten Muscheln und den spritzigsten Markgräfler. Den haben wir alle nach so viel parapsychologischer Tiefenwühlerei nötig!« Und so saß man bis spät in die Nacht hinein bei angeregtem Gespräch, das zwangsläufig in Theaterfachsimpelei umschlug. Jochen war auch ein ausgezeichneter Schauspieler und trat gelegentlich im Freiburger »Kellertheater am Wallgraben« auf. Von ihm erfuhr ich, daß dort eine gute Freundin von mir, Ellinor von Landesen, in zwei Einaktern zu sehen sei. »Ellinor würde sich bestimmt sehr freuen, wenn wir morgen in die Vorstellung kämen«, meinte er, »außerdem ist sie endlich mit einem reizenden fünfundzwanzigjährigen Mann befreundet, nachdem sie in den letzten Jahren nur Pech mit Männern hatte. Wir könnten anschließend noch mit dem glücklichen Paar zusammensitzen.«

Ich sagte sofort zu und freute mich auf das Wiedersehen, das Beisammensein mit den Leuten von Institut und Theater, und war außerdem höchst neugierig auf Ellinors junge Eroberung. Aber zuvor mußte ich noch einen »Traumbefehl« von Professor Bender erfüllen. Er hatte ihn mir in einem verschlossenen Kuvert, das ich vor dem Schlafengehen öffnen sollte, mitgegeben. Ich las ihn und ging voll trotziger Ablehnung zu Bett. Er lautete nämlich: »Ich gewinne das große Los.« Dazu muß man wissen, daß es bei mir sehr selten materielle Träume gibt, und so war mein erster Gedanke: »Das kann ja nur schiefgehen.« Und das tat es denn auch:

Traum 2170 vom 13. März 1971

Ich gehe durch ein schönes Tal, erst vorbei an vielen Häusern. Dann sind da nur noch einige Villen, und schließlich endet die Straße am Fuße eines Berges im Schwarzwald. An einer der Villen auf der rechten Seite läute ich und frage nach einem alten Bekannten. Ein semmelblonder Jüngling, anscheinend Musiker, mit einem weißen Hemd, dunkler Krawatte und einer Brille mit dickem, schwarzem Rand öffnet. Ich frage nach dem Freund. Er reagiert ziemlich abweisend: »Der wohnt hier nicht!« und schließt die Tür. Ich kann es nicht ganz glauben, denn ich kenne das Haus zu gut, und frage einige Passanten. Und bekomme zur Antwort: »Doch, das ist das Haus des Herrn X.« So läute ich energisch ein zweites Mal. Wieder öffnet der Semmelblonde, und wieder weist er mich ab. Diesmal mit den Worten: »Den gibt es nicht mehr.« Was mich vollends stutzig macht, denn offensichtlich hatte er vorher gelogen. Zumindest war es das Haus des Herrn X!

Soweit der Traum. Voll Enttäuschung erzählte ich ihn Professor Bender, und wir waren uns einig: Dies war, wie von mir richtig vorausgesehen, eine Niete. So schien es wenigstens zunächst. Am Abend des 14. März ging es wie verabredet ins »Theater am Wallgraben«. Nachher trafen wir

im »Schwabentörle«, einer Studenten- und Künstlerkneipe, mit den jungen Psychologen vom Institut, mit Ellinor und ihrem wesentlich jüngeren Freund zusammen. Jochen stellte vor: Graf Rhode. Dieser dienerte erwartungsvoll. Ich reagierte wohl etwas merkwürdig, nämlich gar nicht. Alle waren enttäuscht, Ellinor, Jochen, Rhode. Ich kannte – erkannte – ihn nämlich nicht und hätte ihn erkennen sollen. Denn wie ich endlich feststellte, ist er der Sohn eines alten Freundes aus unserer Freiburger Theaterzeit. Aber das war vor siebzehn Jahren, und der Junge war damals acht und semmelblond. Ich hatte ihn offengestanden völlig vergessen. Noch war ich ganz ahnungslos. Doch plötzlich fiel mir mein Traum ein: das Haus am Ende des Tales – es war Günterstal –, die Straße, die am Schauinsland endet! Natürlich! Ich hatte im Traum nach meinem alten Freund Graf Rhode gefragt, der dort in eben dieser Villa auf der rechten Straßenseite wohnte. Aber wieso Musiker? Graf Rhode war in den letzten Kriegsjahren und in den Hungerjahren danach Wein- und Sekt-Vertreter und versorgte uns »schwarz« und bestens mit Trinkbarem. Er müßte jetzt so um die Sechzig oder darüber sein. Ich erzählte dem nur mühsam wiedererkannten Sproß: »Ich habe heute nacht offenbar von Ihnen geträumt!« und erwähnte etwas taktlos sogar seine »Semmelblondheit«. »Haben Sie etwas mit Musik zu tun?« Er: »Ja, ich habe Musik studiert.« Das geträumte weiße Hemd, die dunkle Krawatte und die schwarzen Brillenränder brauchten nicht erfragt zu werden. Sie sah ich vor mir. Nun ganz Forscherin, interviewte ich ahnungslos weiter: »Wohnen Sie noch in der Villa Ihrer Eltern in Günterstal, und wie geht es Ihrem Vater?« Da »vereiste« er und sagte: »Ja, ich wohne dort. Aber *meinen Vater gibt es nicht mehr*, der ist gestorben.«

Das war nun wörtlich der Traumtext, und ich hatte meine Erklärung für den nächtlichen Spaziergang nach Günterstal zur Villa der Freunde. Wenigstens etwas – wenn auch nicht die Erfüllung des Traumbefehls. Schnell reimte ich mir zusammen: »Vielleicht hast du vor dem Schlafengehen an Ellinor und ihr spätes Glück gedacht, das in ideellem Sinn ›das große Los‹ bedeuten kann!«

Nach betretenem Beileidsgemurmel meinerseits ging dann aber desto lautstärker das Erzählen und Diskutieren an. Jochen Haas, der sich schon öfter als Sender telepathischer Botschaften erwies, hatte mir offensichtlich fotografisch genau den jungen Christian Rhode in meinen Traum gefunkt. Denn er kannte ihn ja, ohne mir natürlich am Vorabend, als man den Plan faßte, ins Theater zu gehen, seinen Namen zu nennen, weil er keine Ahnung hatte, daß ich mit der Familie Rhode befreundet war.

So drehten sich die Gespräche heute nun in der Hauptsache um Telepathie und Präkognition in Träumen. Plötzlich fiel dem jungen Rhode ein Traum der letzten Nacht ein. Er erzählte: »Wie kommt man nur auf so verrückte Träume? Ich brach im ›Theater am Wallgraben‹ ein – ausgerechnet dort, wo immer Ebbe herrscht – und stahl die Kasse. Mit dem Geld kaufte ich

mir ein Los und gewann damit 15000 Mark!« Ein Sturm der Begeisterung brach los (man hatte schon am Vormittag im Institut über meinen mißlungenen Traumbefehl gesprochen), den sich der Erzähler freilich zunächst gar nicht erklären konnte. *So* sensationell, fand er, war sein Traum ja nun auch wieder nicht. Erst als wir ihm den an sich simplen und dennoch erstaunlichen Hergang erklärten, war auch er über seine »Übernahme« verblüfft. Folgendes mußte geschehen sein: Voll Opposition gegen den mir unerfüllbar erscheinenden Traumbefehl war ich in der Nacht des 13. zu Bett gegangen, hatte an Ellinors »großes Los« gedacht und es schnurstracks zu Fuß – ich erinnere mich genau des weiten Weges – nach Günterstal geschleppt, um es ihrer großen Liebe, dem semmelblonden Grafen, auszuhändigen. Dieser verwandelte es dann erst in die »klingende Münze«, die Professor Bender mir zugedacht hatte. Der Kreis hatte sich geschlossen.

Wenn es mehr von der Art von Träumen wie dem eben geschilderten gäbe, würde ich ihnen ein gesondertes Kapitel widmen und es »Dreiecksträume« oder »Traumübertragung« nennen; denn das »große Los« war ja nicht *nur* ein Traumbefehl, sondern der Traum bediente sich einer dritten Kontaktperson. In der nächsten Geschichte will ich von einer ganz auffallenden Traumübertragung erzählen, die auch »um drei Ecken ging« – wieder war vermutlich eine Kontaktperson im Spiel – und worin ich nur der Sender war. Sie handelt also ausnahmsweise von keinem *meiner* Träume, was ich als geradezu erholsam empfinde.
Im Sommer 1971 lud mich ein befreundetes französisches Ehepaar für eine Woche zu sich nach Nizza ein. Ich nahm, ohne mich zu zieren, an und fuhr hin, denn ab 26. August sollte im »Le Piol« über St. Paul de Vence, dreißig Kilometer von Nizza entfernt, die Tagung der »Parapsychology Foundation« stattfinden. Parapsychologen der ganzen Welt treffen alljährlich in diesem wunderschönen Hotel zusammen.
So hatte ich mich mit Professor Bender für den 26. August dort verabredet. Als ich bei meinen Freunden in Nizza nur den Wunsch äußerte, einen oder zwei Tage im Kreis dieser für mich hochinteressanten Gesellschaft zu verbringen, bestellten sie sofort ein Zimmer in einem der schönsten Schloßhotels von Südfrankreich, dem »Chateau St. Martin«, das oberhalb des malerischen Vence liegt, am Fuß der Alpes Maritimes.
Es waren noch zwei Tage Zeit bis zum Beginn der Tagung, und ich aalte mich ausgiebig am Swimming-pool mit einigen besonders sympathischen Hotelgästen, mit denen ich schnell Kontakt hatte, vor allem mit dem Ehepaar H. aus Johannisburg. Im Laufe der angeregten Unterhaltung, die sich mit dem Rassenproblem, der Apartheid in Südafrika, den ungezogenen Kindern eines amerikanischen Filmstars und dem unvermeidlichen Thema meines Komödiantenberufs beschäftigte, landete man bei dem eigentlichen Zweck meines Hierseins: der Parapsychologie. Mr. H. hatte

noch nie etwas davon gehört. Seine Frau zeigte sich etwas aufgeschlossener. Es folgte das mir schon vertraute Gespöttel über Träume, die bekanntlich Schäume seien und aus dem Magen kämen, und alles das gipfelte in dem oft gehörten und von jedem Psychologen belächelten Ausspruch: »Ich träume nie!« Natürlich wurde dies mit der dazu gehörenden Arroganz des Weltmannes, der für solche »Spinnereien« keine Zeit hat, behauptet. Und nun gab es da plötzlich noch einen Wissenschaftszweig und eine »Parapsychology Foundation«, und das in dem Land seiner wichtigsten Businesspartner, den USA! Mr. H. kam aus dem ungläubigen Staunen nicht mehr heraus, schien aber zusehends neugieriger zu werden.
Am Abend brachten er und seine Frau mich sogar nach »Le Piol«, wo die ersten Tagungsteilnehmer bereits eingetroffen waren. Er wunderte sich über die immer größer werdende Besucherschar aus aller Herren Länder – auch der Ostblock war vertreten. Wir aßen dann irgend etwas Erlesenes und fuhren zu später Stunde nach »St. Martin« zurück.
Mr. H. wollte genau wissen, was sich im Laufe der nächsten Tage in »Le Piol« ereignen werde. Ich mutmaßte – völlig richtig, wie sich herausstellte –, daß es vormittags und nachmittags die verschiedensten Referate geben werde, man zwischendurch der schon am Abend genossenen exzellenten Küche huldigen, dann dort im ebenfalls traumhaft gelegenen Swimming-pool verschnaufen werde. Denn auch Parapsychologen seien ganz normale Menschen. Am nächsten Morgen schickte mir Professor Bender seinen sehr charmanten italienischen Mitarbeiter Giorgio A. ins »Chateau«, um mich zum ersten Vortrag, den Bender hielt, abzuholen – gleich mit meinem ganzen Gepäck, denn ich mußte wegen anderweitiger Buchungen in ein anderes Hotel in Vence übersiedeln.
Der Tag verlief im Flug mit hochinteressanten Referaten aus allen Erdteilen über die erstaunlichsten Phänomene, mit Essen, Schwimmen und privaten Fachgesprächen, nicht zuletzt über meinen »Fall Gotenhafen«, wovon man allerorts durch Professor Bender unterrichtet war. Nach einem überaus reichlichen Abendessen saß ich noch lange mit Bender und Giorgio auf der Terrasse ihres Bungalows in »Le Piol« inmitten von Grillengezirpe, umgeben von südfranzösischen Wohlgerüchen. Nun war endlich Schluß mit paranormalen Erlebnisberichten über Telekinese, Telepathie, Psychometrie und Präkognition, und man landete bei einer mitgebrachten Flasche Calvados und die Stimmung noch mehr auflockernden Witzen. Wir lachten Tränen über einen nicht hundertprozentig salonfähigen Witz, der vom Striptease einer »Dame« handelte.
Nachdem wir rechtschaffen müde und nur noch begrenzt nüchtern waren, mußte mich der arme Giorgio mit meinen Koffern in mein neues Hotel »Diana« bringen, das ich noch gar nicht kannte. Ein gemütliches Bistro unter alten Akazien gleich nebenan wirkte immerhin so einladend, daß wir, auf der Straße sitzend, schnell noch einen letzten Cognac schlürften. Kein Wunder, daß ich mein neues Zimmer mit irgendeinem riesigen

Gemälde – das ich für einen Ingres hielt und das eine nackte Dame darstellte – zu Häupten meines Bettes nicht mehr richtig wahrnahm und gleich einschlief.
Am nächsten Morgen saß ich mit einem etwas unklaren Kopf auf meinem Balkon beim kärglichen französischen Frühstück, das aus unerfindlichen Gründen immer im krassen Gegensatz zu allen übrigen Mahlzeiten dieses herrlichen Landes steht. Das Telefon läutete, und eine aufgeregte männliche Stimme meldete sich. Es war Mr. H. aus Johannisburg, mein Swimming-pool-Partner vom »Chateau St. Martin«. Er habe mir etwas Sensationelles zu erzählen, ob er heraufkommen dürfe. Er durfte, und schon saß er bei mir auf dem Balkon. »Stellen Sie sich vor«, berichtete er außer Atem, »ich habe heute zum ersten Mal in meinem Leben richtig geträumt! Und zwar von Ihnen! Ich war mit Ihnen in einer großen Gesellschaft von fast nur Männern. Sie zogen sich völlig aus, niemand fand etwas dabei. Sehr sonderbar an diesem Striptease erschien mir, daß es zwar Ihr Körper war, den ich vom Swimming-pool her kenne, daß Sie aber einen fremden Kopf auf Ihren Schultern hatten. Anschließend saßen wir zusammen auf der Straße vor einem Bistro und tranken Cognac. Als ich fand, Sie könnten sich nun, da wir allein waren, noch mal, und zwar vor mir, ausziehen, wiesen Sie das voll Empörung zurück, worüber ich sowohl erstaunt als auch verärgert war und meinte: ›Inmitten all der vielen fremden Leute zogen Sie sich ganz selbstverständlich aus. Ist das bei mir etwas anderes?‹ Sie antworteten brüsk: ›Jawohl, ganz was anderes!‹ Davon wachte ich auf.«
Er war völlig aus dem Häuschen, denn nicht nur das Thema des Traumes hatte ihn zutiefst schockiert, sondern auch die Tatsache, daß er überhaupt geträumt hatte. Und so plastisch!
Dann erbot er sich, mich nach »Le Piol« zu kutschieren. Am liebsten hätte er nun selbst an der Tagung teilgenommen, so interessiert war er inzwischen geworden. Als wir, vom Balkon kommend, durch mein Zimmer gingen, das er vorher keines Blickes gewürdigt hatte, blieb er wie angewurzelt vor der Reproduktion über meinem Bett stehen. Ich hatte sie mit vollem Bewußtsein selbst erst am Morgen beim Erwachen wahrgenommen. Es war Francisco Goyas *Nackte Maja*. »Mein Gott!« rief er nun, am Rande seines Fassungsvermögens, aus, »genauso habe ich Sie heute nacht geträumt! Nun ist mir alles klar. Sie hatten einen fremden Kopf auf den Schultern! Man hatte Goya doch gezwungen – und so berichten tatsächlich einige Biographen –, auf den Körper der Herzogin von Alba, die dies Bild ja darstellen soll, einen fremden Mädchenkopf zu malen!« Das war mir allerdings neu. Ich wußte lediglich, daß Francisco Goya seine Maja in derselben liegenden Stellung auch einmal angezogen gemalt hatte.
»Und ich verrate Ihnen außerdem«, vervollständigte ich, »daß Sie von einem Striptease-Witz geträumt haben, über den wir uns, wahrscheinlich zu Ihrer Traumzeit, unterhielten – denn Sie sind ja ein Frühschläfer, wie

Sie mir sagten –, und schließlich von einem Besuch in meinem benachbarten Bistro, wo ich mit einem Tagungsteilnehmer, der mich nach Hause fuhr, einen letzten Cognac kippte. Nebenbei hat Ihr Traum noch einen interessanten tiefenpsychologischen Aspekt. In Gegenwart der vielen von Ihnen geträumten Männer – es waren die Wissenschaftler der ›Foundation‹ – zog ich mich seelisch aus, indem ich bereitwillig Fragen beantwortete und über meine Traumerlebnisse berichtete. Auch schwamm ich gemeinsam mit ihnen im hoteleigenen Pool. Ein anderes Ausziehen, wie Sie es im Traum gern gehabt hätten, war aber nicht drin, und darüber haben Sie sich gewundert, ja sogar geärgert.«
Aus dem parapsychologischen Saulus war innerhalb eines Tages ein begeisterter Paulus geworden. Ich hatte Mühe, ihn und seinen Eifer zu bremsen. Nur nachdem ich ihm den Namen des auf meiner Tagungsliste verzeichneten südafrikanischen Professors gab, den er in Johannisburg unbedingt aufsuchen wollte, ließ er endlich locker, und der also Bekehrte fuhr zurück in sein »Chateau St. Martin« am Fuße der Berge über Vence.

Von einem nicht ganz geglückten Traumbefehl einer meiner Töchter soll in dem nächsten Bericht die Rede sein. Das heißt, ich wußte gar nichts von dem Befehl, und so lief der Traum mehr auf Telepathie und eine unfreiwillig suggerierte Präkognition hinaus. Hier zuerst der Traum, der mich eine ganze Nacht hindurch quälte und immer wieder aus dem Bett jagte:
Traum 1329 vom 20. Oktober 1963
Ich wache um 3 Uhr von einem schrecklichen Angstgefühl auf, das mich schon vorher aufschreckte, und springe schweißgebadet aus dem Bett. Dunkle Schlammassen wälzen sich heran, alles unter sich begrabend. Ich halte es im Bett nicht mehr aus und ziehe schließlich um ins andere Zimmer, wo ich eine Zeitlang friedlich wieder einschlafe. Aber um 6 Uhr 30 springe ich erneut aus dem Bett und habe das Gefühl, vor einer Naturkatastrophe fliehen zu müssen. Ich meine, umgeben zu sein von etwas Unsichtbarem, Unheimlichem. Beim Erwachen ist jedesmal mein erster Gedanke »Angelika«, aber, vollends wach, stelle ich fest: Meine Angst dreht sich gar nicht um sie. Und so schlafe ich endlich am Morgen recht erschöpft von den ewigen Aufregungen tief ein. Nun träume ich von einem köstlichen Gruyères-Käse, den ich aus einer Schachtel esse und dabei erzähle, daß ich ihn seit meiner Kindheit nie mehr gegessen habe.
Für den letzten Traumabschnitt hatte ich sofort eine Erklärung, einen Tagesrest nämlich. Ich war am Vortag mit meiner Tochter Isabel in der Stadt gewesen, und wir hatten unsere Nasen an den Auslagen von Michelsen plattgedrückt, dem schönsten Delikatessenladen von Hamburg. Darin zeigte ich Isabel einen erlesenen Käse in einer Holzschachtel, den ich kürzlich irgendwo gegessen hatte. Ansonsten steht in meinem Kommentar zu dem alarmierenden Traum der vergangenen Nacht nur:
Das Leben verläuft völlig ruhig. Aber irgend etwas wird schon passiert sein,

ich weiß nur nicht was. Bei jedem panisch-angstvollen Aufwachen dachte ich immer wieder an Angelika, die am heutigen 21. Oktober aus der Schweiz mit dem Flugzeug kommt. Aber meine Angst hatte nichts mit ihr zu tun, und ich bin überzeugt, daß mit dem Flug alles in Ordnung ist. Trotzdem war ich mehrmals versucht, bei ihr in Gstaad anzurufen und ihr abzuraten, heute die Maschine zu nehmen.

Am 21. Oktober um 16 Uhr landete Angelika mit der »Swissair« aus Zürich. Sie hatte einige Monate im Berner Oberland bei einem Freund von uns verbracht. Wie der personifizierte Vorwurf kam sie mir kofferschleppend durch die Ankunftshalle des Flughafens Fuhlsbüttel entgegen und umarmte mich mit den Worten: »Mama, du hast versagt! Die ganze Nacht habe ich mit Gedankenübertragung versucht, dir ein schreckliches Unglück zu suggerieren. Ich wollte, daß du in Gstaad anrufst und sagst, ich dürfe heute nicht fliegen, du habest von etwas Schrecklichem geträumt. Ich wollte nämlich noch nicht zurück und auf diese Weise meine Abreise um einige Tage hinauszögern.«

Zu Hause angekommen, ging es ans Auspacken. Aus ihrem Koffer holten wir neben Geschenken und modischen Neuerwerbungen zwei Holzschachteln mit der Aufschrift »Caramels à la crème de Gruyères« hervor. In welchem Bezug standen die Schachteln zu dem Gruyères-Käse meines Traumes? Ich sprach Angelika mein Kompliment aus: »Ich muß sagen, du hast mich vergangene Nacht durch deine Gedankenübertragung schon einige Male so weit gehabt, anzurufen, denn ich dachte beim Erwachen immer an dich und deinen Flug. Aber jedesmal sah ich nur Schlammassen sich heranwälzen, die gar nichts mit dir zu tun hatten, und rief dich deshalb auch nicht an. Aber von diesen mysteriösen Holzschachteln habe ich geträumt und daraus Käse gegessen!« – »Käse?« fragte sie. »Wieso? Das sind Karamellen. Marcel und ich waren vor einigen Tagen mit dem Wagen in dem entzückenden Ort Gruyères und haben sie dort für dich gekauft. Gibt's da auch einen Käse dieses Namens?«

Folgendes hatte mein telepathisch so intensiv angerufenes Unterbewußtsein aus diesem Geschenk gemacht: Für mich war »Gruyères« bisher ein Käse, den meine Eltern, als ich noch ein Kind war, häufig aßen. Daher im Traum meine Erzählung aus Kindertagen. Ich wußte nur nicht, daß der Gruyères der französische Emmentaler ist, wie ich gleich im Konversationslexikon nachlas, und daß er überhaupt nicht in Schachteln verkauft wird. Ich legte ihn im Traum in eine solche, weil Angelikas schon gekaufte, telepathisch übermittelte Creme-Karamellen darin waren. Sie wiederum hatte keine Ahnung, daß Gruyères ein berühmter Käseort ist wie etwa Roquefort. Die Psyche hatte also lediglich das Wort »Gruyères« aufgefangen.

Bliebe noch die Frage nach den Schlammassen offen. Die Erfahrung zeigt mir immer wieder, daß in Träumen von großer Dichte meist sämtliche Episoden eine telepathische oder präkognitive Deutung zulassen – oder

beides zusammen. Einige Tage später, am 23. Oktober, traf das Unglück ein, auf das ich mich anscheinend konzentriert hatte. Die Zeitungen meldeten in Schlagzeilen am 24. Oktober: »Grubenunglück in Lengede. In der Zeche Mathilde 129 Kumpel in ihrer Schicht eingeschlossen. Mit Urgewalt stürzen 500000 Kubikmeter Schlamm und Wasser aus dem Klärteich 12 in die Schächte. Meterhohe Schlammassen füllen die Stollen aus und versperren den Weg zu den Toten.«

Da stand nun dieses Wort »Schlammassen« schwarz auf weiß, wie ich es wieder und wieder in jener Nacht geträumt hatte, weil meinem Traumbewußtsein mit größter Intensität suggeriert wurde: »Du *mußt* eine Katastrophe träumen!« Es träumte die in nächster Zukunft liegende, die sich drei Tage nach dem Traum ereignete.

Zum Schluß will ich zwei bestellte Träume erzählen, deren letzter eine Passage enthält, auf deren Erfüllung ich bis heute noch warte.

Die Geschichte spielte im Juni/Juli 1973 in Salzburg zur Zeit der Proben von Shakespeares Trilogie *Heinrich VI.*, die der weltbekannte Regisseur und Direktor des »Piccolo Teatro« in Mailand, Giorgio Strehler, bearbeitet hatte und die er *Das Spiel der Mächtigen* nannte. Andrea war darin Königin Margareta – die weibliche Hauptrolle in einem Ensemble von fast hundertachtzig Darstellern und Mitarbeitern.

Nun schuftete, feilte sie, quälte sich mit der Riesenrolle, ging durch alle Höhen und Tiefen des künstlerischen »Gebärprozesses«, hatte schlaflose Nächte und Tage ohne Essen und Muße. Die Proben dauerten bis spät in die Nächte – sechs Wochen lang – an der Seite eines genial Besessenen. Mehrmals hatte sie schon im Laufe des Juli in Hamburg angerufen und mich angefleht, ich möge doch von ihrer Probenarbeit träumen, ob sie die Rolle schaffe und was aus der Zukunft würde. Sie sei in fast unerträglichen seelischen Konflikten: Sie habe sich zu allem Überfluß und bei all der aufreibenden künstlerischen Arbeit auch noch in den großen Magier Strehler verliebt.

Doch so sehr ich mich auch mühte, die Salzburger Atmosphäre in mein Unterbewußtsein einzufangen – es gelang mir nicht. Welch eine Blamage! Endlich, gegen Ende Juli, hatte ich den ersten konkreten Traum, obwohl Andreas Streß bereits Ende Juni begonnen hatte.

Traum 2410 vom 25./26. Juli 1973

Andrea liegt mit schwarzen, enganliegenden Hosen unter einer Bank, das heißt zwischen den Brettern einer Bank, so daß ein Brett über ihr ist, während sie auf dem anderen ruht. Sie scheint ziemlich erschöpft und verzweifelt zu sein. Giorgio Strehler läuft indessen wie ein Wilder mit Dekorationsstükken, Fahnen und Vorhängen über eine Riesenbühne und Treppen herauf und herunter. Die Treppen wie in einem Amphitheater, mehr eine Arena, spielen in dem ganzen Geschehen eine enorm wichtige Rolle.

Mir wollte der Traum so gar nicht recht gefallen. War das das Resultat

einer doch sicher telepathisch angezapften Situation, nachdem ich telefonisch nur immer von dem ungeheuren Ausmaß eines furiosen Königsdramas gehört hatte? Wieso Hosen auf den Proben für die Rolle einer großen Königin? Warum lag sie damit so erbärmlich zwischen zwei Brettern, während der behende Regisseur, den ich natürlich nur vom Hörensagen kannte, durch die Gegend rannte? Ihre Rolle war doch voll sprühender Aktivität, und das passive Liegen erschien mir wie ein böses Omen. Ich kannte zwar die Rolle nicht genau, wußte aber, daß man bei derartigen Proben von Anfang an – um sich an die großen Gesten und den königlichen Gang zu gewöhnen – in langen Gewändern erscheinen muß. Kurz, ich wagte die »schwarzen Hosen« kaum in meinen Traumbericht niederzuschreiben.

Bevor ich nun den Traum interpretiere und gleichzeitig von dessen Erfüllung erzähle, zunächst noch der zweite, der ungleich zuversichtlicher klang und mir Hoffnung gab. Was ich auch freudig nach Salzburg meldete, während ich Andrea von meiner ersten Traumproduktion nichts Positives berichten konnte. Ich träumte ihn in einer Nacht in einem Hotel, das Wolfgang und ich auf unserer Fahrt von Hamburg nach München, Inzell und Salzburg aufsuchten. Übrigens war es dasselbe Hotelbett, das, wie ich schon vor einem Jahr auf einer Ferienfahrt feststellte, paranormal besonders »ergiebig« war. An dem alten Aberglauben, der wohl doch keiner ist, von den sich erfüllenden Träumen in fremden Betten scheint eben etwas Wahres zu sein. Der Traum sprudelte nur so von Eindrücken und, wie sich später herausstellte, auch von Telepathie und Präkognitionen.

Traum 2314 vom 4./5. August 1973

Ich bin zusammen mit Andrea und Wolfgang in einem Lokal, alt, gemütlich, »proppenvoll« und österreichisch. Andrea ist sehr aufgekratzt, und ich bin glücklich, daß sie so frisch wirkt, jugendlich und etwas hysterisch, aber erfüllt von ihrer Liebe. Man sieht Fotos an, auch Jugendfotos von Andrea und mir, die sich sehr gleichen. Dann sind wir in einem riesigen Gebäude, in dessen Mitte ein großer Baum steht. Ich springe vor Vergnügen auf einen der sehr hoch angewachsenen Zweige, der tellerförmig einen idealen Sitzplatz bietet. Ich bin vor Freude »auf die Bäume gegangen« und empfinde dies gleich nach dem Erwachen schon als gutes Symbol.

Andrea sitzt an einem Instrument – es ist ein Ding wie ein Klavier, auf dem sie spielt –, aber wieder wie zwei übereinander gelegte Bretter. Ein goldgelborangefarbener Vorhang bauscht sich etwas vor und hängt darüber, dessen Faltenwurf Andrea immer wieder arrangiert. Dann hole ich Fotos bei einem Fotografen in der Altstadt ab von einer Operninszenierung und einem Lustspiel mit mir.

In meinem Kommentar dazu heißt es:

Ich schreibe den Traum so deutlich auf, wie ich nur irgend kann, weil es momentan ein großes Rätselraten um Andrea gibt. Sie bittet mich immer wieder zu träumen, wie es weitergehen soll. Dies ist nun ein sehr positiver Traum, obwohl sie am Telefon nur unglücklich klang, weil sie nicht weiß, was die Zukunft bringen wird. Sie sagte mir noch vor einigen Tagen: »Ich bin dabei, mein Leben zu zerstören. Giorgio gehört der ganzen Welt, und ich werde ihn nie wiedersehen!« Der Traum straft ihre Reden Lügen. Er verrät eigentlich nur eine überaus ausgelassene Stimmung und ein großes Glück auf allen Seiten. Ich bin so glücklich, daß ich »auf die Bäume gehe«.

Am Tag bin ich verzagt und mache mir unendliche Sorgen um Andrea, nicht zuletzt um ihre Gesundheit und ihre Nerven, die, wie sie sagt, zum Zerreißen angespannt sind. Sie weiß nicht, wie sie die Zeit bis zur Premiere durchhält. Das »Spielen auf einem Instrument«, das von einem Vorhang verdeckt ist, aber in optimistischen gelbroten Farben, scheint ein positives Symbol zu sein. Auch der große schöne Baum stimmt mich zuversichtlich. Ich werde Andrea erst in einigen Tagen in Salzburg sehen und erfahren, wie es ihr wirklich geht.

Doch nun zur Auflösung all der Traumrätsel. Was schon im Gange war oder in naher Zukunft lag – wir sollten es sehr bald erfahren. Da der Traum immer willkürlich springt, Nahes und Fernes fröhlich mischt, will ich bei der Aufklärung der verschiedenen Phasen ebenfalls unchronologisch vorgehen und nur den Ablauf der einzelnen Details nachvollziehen.

Schon am 6. August, am Tag nach unserer Ankunft in Bayern, entschloß man sich, von Inzell aus einen Sprung nach Salzburg zu machen und einer Probe in der Felsenreitschule, wo das Shakespeare-Stück entstand, beizuwohnen. Hier enthüllte sich schon einiges sehr Wesentliches aus dem ersten Traum, vor allem was die Örtlichkeiten betraf. Ich kannte diese »Arena« bisher nur vom Hörensagen. Nun sah ich es also, das enorme Amphitheater mit seiner breiten Riesenbühne und seinen Treppen bis in die höchsten Höhen. Auf diesen wirbelte Giorgio Strehler, in unermüdlicher Verve seine Darsteller, Assistenten, Statisten und die Musiker auf der Empore anfeuernd, von den Treppen im Zuschauerraum aus oder – mit einem Satz auf die Bühne springend – mitten unter ihnen. Und, was mich mit tiefster Genugtuung erfüllte, die in beiden Träumen so dominierenden *Bretter* gab es tatsächlich! Sie waren die Hauptrequisiten unter den kargen Möbeln auf der sonst meist kahlen Bühne. Sie stellten nämlich, von flinken Statisten pausenlos herein- und hinausgetragen und über zwei Hocker gelegt, den Thron von England dar, auf den König Heinrich und seine Gemahlin Margareta regelrecht klettern mußten.

Fasziniert von den überaus spannenden Proben, fuhren wir nun fast täglich nach Salzburg. Und was ich seit meinem ersten Traum vom 25. Juli schon ängstlich befürchtete, traf ein. Andrea wurde schwer krank. Sie bekam in der feuchten Atmosphäre des Felsentheaters eine Grippe und Bronchitis mit hohem Fieber. Eines Tages, man schrieb bereits den 11. August, zwei Tage vor der Premiere, lag sie in schwarzen, engen Lederhosen auf einer Bank im Büro des Theaters, drohte zusammenzubrechen und bekam Spritzen. Sie weinte vor Verzweiflung – die Premiere

schien gefährdet. Die *schwarzen Hosen* aber aus dem ersten Traum waren eines ihrer Kostüme, das sie in einer Szene trug, in der sie, alt und schneeweiß geworden, den Tod ihres Sohnes rächend, wie eine Furie vor dem Thron des Nachfolgers ihres Mannes, König Eduard, erschien. Diese Szene mußte an jenem Tag ausfallen. Ich pendelte also zwischen dem Häufchen Elend auf der Bank im Büro und im Zuschauerraum hin und her. Dort bot sich uns der Anblick, den Giorgio Strehler mir schon im Traum vorexerziert hatte. Er schleppte Fahnen, die in Andreas Hosenszene aufgepflanzt werden sollten (die Rolle von Andrea spielte er selbst), lief, Riesenvorhänge tragend, an der Spitze eines Regiments von Statisten über die Arena, um ihnen ihren Weg zu zeigen, schleppte selbst den Thron und rückte Versatzstücke in die richtige Position. Ein Wirbelsturm bis kurz vor der Aufführung, von der man nie glaubte, daß sie auch einmal ohne den genialen Arrangeur über die Bühne gehen würde.
Am Tag der Premiere sahen wir dann zum ersten Mal eine Szene, in der Andrea laut klagend über den Kleidern ihres ermordeten Geliebten, Herzog Suffolk, zusammenbrach. Von unserem Platz aus gesehen, lag sie nun genau zwischen den beiden Brettern, die den Thron trugen. Der Traum hatte somit die einschneidendsten Ereignisse vorausgesehen – vor allem aus der Perspektive einer Mutter mit deren nur allzu berechtigten Sorgen. Jedoch hatte er noch seine tiefe psychologische Bedeutung: Andrea fühlte sich im Laufe der Zeit eingeengt, gefangen zwischen den »Brettern« ihrer Liebe, und Giorgio Strehler, der sie inzwischen auch heiß liebte, hielt sie mit der ganzen Ausschließlichkeit seines romanischen Temperaments fest.
Der zweite Traum schilderte dann mit Akribie den weiteren Verlauf der Dinge und auch das, was schon geschehen war. Es begann mit der Premierenfeier. Die Aufführung hatte einen rauschenden Erfolg, Andrea wurde begeistert gefeiert. Wolfgang und ich saßen mit ihr, die »aufgekratzt« und, wie es im Traum heißt, »etwas hysterisch glücklich und erfüllt von ihrer Liebe« war, in dem geträumten »proppenvollen«, gemütlich-alten österreichischen »Peterskeller«. Ihre Grippe war wie weggeblasen. Sie bestätigte mir die Traumpassage mit unseren Jugendfotos, indem sie erzählte, Giorgio habe sich auch schon deswegen in sie verliebt, weil sie seiner Mutter, die er vergöttere, so ähnlich sähe. Er hatte Andrea Jugendfotos von der Mama gezeigt, die nun wiederum Fotos aus meiner Jugend glichen.
Nun zum »Instrument aus zwei Brettern«, vor dem Andrea im Traum mit einem goldgelb-orangefarbenen Vorhang saß, dessen Faltenwurf sie immer wieder arrangierte. Hier mischte der Traum tatsächliche Farben und Aktionen wieder mit symbolischen Bildern. Strehler hatte, begeistert von ihrem Talent, einmal gesagt, sie sei »wie ein Instrument, auf dem man meisterlich spielen könne«. Doch die ganz nüchterne Realsituation war folgende: Andrea trug einen schweren, unendlich langen Königsmantel in gold-orangeroten Tönen. Wieder bis zu den allerletzten Proben, auf denen bekanntlich der Regisseur eigentlich nicht mehr auf die Bühne gehört, hüpfte der agile Italiener hinauf und drapierte den Faltenwurf der Gewänder, nachdem Andrea den Thron auf den beiden hohen Brettern erklommen hatte. Erst bei der festlichen Premiere am 13. August mußte sie mit den endlosen Stoffmassen selbst fertig werden.
Dann gab es noch den winzigen Schlußsatz im vielschichtigen Traum: die Fotos, die ich in der Altstadt abhole, die Operninszenierung, das Lustspiel mit mir. Eine Hamburger Zeitung hatte mich in den allerletzten Tagen vor der Premiere gebeten, Fotomaterial von der Inszenierung zu senden. So machte ich eben den Gang in die Altstadt zu dem geträumten Fotografen und sandte die Bilder nach Hamburg. Und noch etwas erfuhr ich erst in Salzburg. Strehler hatte gleich nach seiner Mammutaufführung in der Felsenreitschule Wiederaufnahmeproben von seiner weltberühmten Inszenierung des Lustspiels *Diener zweier Herren* von Goldoni und schon während der Proben zu *Spiel der Mächtigen* eine Wiederholung der vor Jahren einstudierten Oper *Entführung aus dem Serail* von Mozart im »Kleinen Festspielhaus«.
Aber jetzt komme ich zum Clou der ganzen weitverzweigten Story. Es ist der *Baum* auf der Bühne, auf den ich so ausgelassen sprang! Was ich nun wirklich nicht wissen konnte – das heißt, Theaterbesucher in Salzburg, zu denen ich bis dahin noch nie gehört hatte, wissen es natürlich –: Auf der Riesenbühne der Felsenreitschule steht ein echter, hoher, ausgewachsener Baum von außergewöhnlicher Schönheit. Doch was hatte *ich* darauf zu suchen? Natürlich war ich glücklich über Andreas überragenden Erfolg. Aber das war ich schon oft, und geht man deswegen gleich »auf die Bäume«? Ich saß also auf einem bequemen Zweig, wie auf einem Teller! Hier ist nun, wie ich anfangs schon sagte, ein Traumdetail, dessen Erfüllung noch in der Zeiten Hintergrunde schlummert. Sollte es etwa der »grüne Zweig« sein, auf den auch ich vielleicht einmal komme? Die Zukunft wird es erweisen.

mit Interesse zu beobachten. Mit einer einzigartigen Gründlichkeit und Verläßlichkeit hat sie dann durch zwanzig Jahre ihres bewegten Lebens die Verschränkung von Traum und Wirklichkeit aufgezeichnet und unermüdlich kontrolliert. Familie und Beruf sind bevorzugte Bereiche der geheimen Antennen für das Zukünftige, aber auch Unfälle, Krankheit und Tod scheinen in den Traumerlebnissen von Christine Mylius ihre Schatten vorauszuwerfen. Andere Träume behandeln weniger ihr individuelles Schicksal als kollektives Geschehen. Davon zeugen die Kapitel mit den thematischen Stichworten »Vorschau auf Katastrophen, Zeitungsreportagen, politische Ereignisse«.
Natürlich sind nicht sämtliche Träume sogenannte »prophetische Wahrträume«. Das sorgfältig geführte Tagebuch der Schauspielerin zeigt, daß diese meist zu einer Zeit auftraten, als sie unter starkem Streß litt und unter einem Angstdruck stand. Die zukünftige Situation erwies sich jeweils als Lösung der Angst.
Die Autorin weiß, daß die Übereinstimmungen Ermessensurteile sind, die mehr oder weniger plausibel erscheinen mögen und die keinen Anspruch auf eine zwingende Beweiskraft erheben können. Aber die aus der Fülle des Materials entspringende Vielfalt der Bezüge zur zukünftigen Realität macht die zufällige Übereinstimmung so unwahrscheinlich, daß dieses *Traumjournal* als gewichtiger Beitrag für die Existenz der Präkognition sich zweifellos einen Platz in der parapsychologischen Literatur erobern wird.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Das Zweite Gesicht der Christine Mylius

Der geträumte Gaul

Der Psi-Schlaf überwacht die Familie

Vorweggenommene Begegnungen: Freunde und Kollegen

Beruf auch auf der Traumbühne

Warnungen und Tips im Traum

Vorweggenommenes Unglück: Unfall und Tod

Katastrophen kündigen sich an

Vorschau auf Zeitungsreportagen

Politisches wirft seine Schatten voraus

Datengenaue Träume

Ortsgenaue Träume

Auch um Materielles geht's im Traum

Mein Tiergarten und andere Traumsymbole

Wortschabernack

Träume erfüllen sich auch in Etappen

Bestellte Träume - aber mit Überraschungen